CAPT^{N}. GORDON,

Royal Navy.

Gygr. it.
o
133 a
1

Polen
unter
russischer Herrschaft.

Reisen
und
Sittenschilderungen
aus der neuesten Zeit
von
C. Goehring.

Erster Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1843.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Vorrede.

Meine geehrten Leser werden im Verlauf der Reise erkennen, daß ich mich, zum Theil zum Wehe meiner fünf Sinne, habe gewöhnen müssen, der Sittenherrschaft unterthänig zu sein, und so darf es ihnen nicht wunderbar erscheinen, daß ich hier der allgemeinen Sitte huldige, welche die klar getretenen Brocken aus dem Werke rafft, und, in das Vorredegewand gestopft, als überflüssigen Fahnenträger hinter den Titel postirt. Ein bekannter Schriftsteller behauptete, die Vorredesitte sei ein Kind der Thorheit; die Thorheit, glaube ich, ist in gewisser Beziehung die Mutter aller Sitten; doch die Sitten sind das Schooßhündchen der Welt, und gegen dies verstoßen — — nun, wie ihm auch sei; zum Beweise, daß ich in die Thorheit und ihre Verwandtschaft nicht nach moderner Pflicht verliebt bin, will ich mich sehr kurz fassen.

Ich lasse in diesem Werke, das zu bearbeiten mich mein vorläufiges Verhältniß zur Lesewelt gezwungen hat — denn noch vor wenigen Monaten war mir der

Gedanke: meine Reiseerfahrungen in einem Buche versammeln zu sollen, ein widerliches Ding — meine Leser nicht nach dem Beispiele einiger neuen Reisebeschreiber mühselig über Berge von statistischen Angaben hinwegsteigen; und ich glaube, daran nicht Unrecht zu thun, um so weniger, als ich, wenn ich jenes auch wollte, nicht können würde, da ich auf meinen Reisen auf dem offnen Lande von Polen statistische Forschungen als nutzlose Mühen vermieden habe. Was könnte es auch meine Leser interessiren, zu erfahren, daß in dem oder jenem kleinen, unbekannten, unwichtigen Neste so viel Christen, Juden, Pfaffen, Hühner, Schöpse ꝛc. existiren? was würde ich ihnen für einen Gefallen thun, wenn ich vor ihnen die Cassen öffnen wollte, in die die Beamteten oftmals selbst nicht mit den Augen, nur höchstens mit den Händen gucken? Weiß ich doch, daß es gewiß meinen allermeisten Lesern schon zu langweilig sein wird, ihre Augen nach den Orten, die sie mit mir durchreisen, auf der Landkarte umherlaufen zu lassen. Sitten und Gebräuche, Verhältnisse der Stände, volksthümliche Lebensverhältnisse und Lebensweisen, gegenwärtige Zustände u. dgl. habe ich für interessantere Wesen gehalten, und darum mit so viel Ausführlichkeit und Schärfe geschildert, als sie meine Stimmung und meine Feder nur immer in ihre Gewalt bringen konnten. Ich glaube

meinen Lesern ein ziemlich klares, und bin fest überzeugt, ihnen ein vollkommen wahres Bild von Polen gegeben zu haben. Freilich ein vollkommenes Bild habe ich ihnen hiermit noch nicht geben können, denn dazu enthielten die vorliegenden drei Bändchen zu wenig Raum, doch ein allgemeines Bild, hauptsächlich ein Bild vom offnen Lande. Ein großer Theil des Stoffes, den mir namentlich Warschau bietet, ist noch nicht durch meine Feder geflossen, und erwartet seine Verflüssigung von dem Wohlwollen, das die verehrten Leser diesem Buche zu Theil werden lassen.

Daß selbst die am Sorgfältigsten behandelten Bücher Sünden des Schriftstellers oder Druckers mit in die Welt nehmen, haben vor nicht zu langer Zeit einem Herrn Verleger schmerzlich die Ducaten bewiesen, die derselbe gegen Druckfehler einzutauschen gezwungen war; wie könnte dies Buch nun eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen? Da ich mich nun aber der Meinung hingebe, daß die Augen meiner Leser über solche Steine oder Buchstaben des Anstoßes nicht so stolpern können, daß ihr Verständniß aus dem Geleise käme, so unterlasse ich es, dem Buche ein Sündenregister auf den Rücken zu binden. Ich glaube, selbst die gröbsten Fehler, die ich bei flüchtigem Ueberlesen fand: Seite 12, statt **przyidzimri**, **przyidziemi**; Seite 73,

statt 1834, 1839; auf dem Nachtitel des zweiten Bandes statt Reise nach Warschau, Warschau, und im zweiten Bande, Seite 174, vierte Zeile von unten statt dringt, bringt; würden meinen Lesern, selbst wenn ich sie hier nicht angegeben hätte, nicht eben große Aergerniß verursachen.

Doch, ich habe versprochen, mich kurz zu fassen; um nicht das Ziel meiner eignen Pfeile zu werden, schließe ich, und bitte meine lieben Leser, mit recht froher Laune gefüllt, jetzt die Reise mit mir zu beginnen. — —

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Seite 3.

Reisegesellschaft — Mangelnde Chaussee — Der Gensdarm und Deserteur — Städtchen Ostrowo — Geldumtausch — Das polnisch-russische Grenzamt Szczypiorno — Gebäude — Instruction zur Revision — Grenzaufseher und ihre Revisionen — Revisions-Beamtete — Revision — Tabak — Bemerkungen — Der Pan Kapitan und seine Stube — Pässe — Pferdesignalement — Die Polin — Kosaken an dem Schlagbaume. —

Zweiter Abschnitt.

Seite 22.

Polnische Chaussee — Der künstlerische Judenjunge — Ansicht Kalisch's — Revision am Thore — Pässe — Zigeunerbande — Das Zigeunermädchen — Hotel — Jüdische Hotelfactoren — Schlechte Bedienung — Die Schließerin — Das Zimmer und seine Aussicht — Haustrer — Die innere Ansicht der Stadt — Der Marktplatz — Das Wachhaus — Rathhaus — Vorstadt — Backwaarenverkaufshaus — Einwohnerschaft und ihre Stände — Der Schnapsladen — Trinksitte — Theater — Der jüdische Führer — Polnische Küche — Das Bett. —

Dritter Abschnitt.

Seite 53.

Der verunglückte Bauer — Der Polizeisergeant — Wochenmarkt — Die Bauern — Die Verfolgung — Markttrubel — Ambulante Höferinnen — Stehende Verkäuferinnen — Polizeidiener — Speiseverkäuferinnen — Bauerfrauen — Gurkenhandel — Der Kampf — Zusammenhalten der Juden — Polnische Rechtspflege — Abreise. —

Vierter Abschnitt.

Seite 65.

Unbelebtheit der Chaussee — Polnisch-russische Conversation — Gegend — Der jüdische Chausseegeld-Einnehmer — Chaussee-Verpachtungen — Aufhebung des Chausseegeldeinnahme-Wesens — Stadt Turek — Zusammenkünfte der Juden — Die Kirche — Die jüdische Schenke — Jüdischer Prachthaß — Zwei Perser — Persertracht — Persische Physiognomien — Charakter — Die Gegend — Die Karczma — Der deutsche Wirth — Speisen und Getränke — Polnische Befreundung — Verhältnisse der Gastwirthschaft — Nachtlager. —

Fünfter Abschnitt.

Seite 94.

Bruch des Warta-Flusses — Die Quelle — Die Schlange — Holz — Bruchdecke — Der Wahnsinnige — Kutno — Die Schweizerbäckerei — Das Mittagsmahl — Der unheimliche Gast — Der deutsche Schulmeister — Schuleinrichtung — Kirche — Fehlender Prediger — Spione — Gegend — Der Betrunkene — Bzurabruch — Holzarmuth — Untergrund — Wasservögel — Störche — Wasserpflanzen — Zurückkehrende deutsche Colonisten — Der Greis und seine Erzählung — Bemerkungen — Kompin — Der Karczmenwirth — Der Dolmetscher — Tanzmusik — Bauer-Tanz. —

Sechster Abschnitt.

Seite 135.

Sochaczew — Kaffee — Jüdische Handelsmanier — Tragisches Ende einer Bauerhochzeit — Die Bauern — Der Wludarz — Der Edelmann — Bloniel — Gasthaus — Der russische Kutscher — Die Kurländerin — Belebte Chaussee — Schlafende Bauern — Schanzen u. dgl. — Warschauer Rogatka — Revision. —

Warschau.

Siebenter Abschnitt.

Seite 152.

Weiterverpachterei — Polnisches Mittagsmahl — Guter Rath — Doctor S. —

Achter Abschnitt.

Seite 159.

Nationalmusik — Polnischer Geschmack — Mineralwassertrinkstitut — Der Hotelfactor — Maßregeln der warschauer Hotelwirthe — „Lange Straße" — Paläste — Das Arsenal — Das Regirungsgebäude — Vorstadt — Schöner Platz — Kinder — Spital der lutherisch Reformirten — Vorstadt und ihre Einwohner. —

Neunter Abschnitt.

Seite 176.

„Lange Straße" — Russische Kirche — Der Handelsjude — Paßbureau. — Behandlung des Publicums — Doroszkarzi und ihr Fuhrwerk — Powonski — Gewehrfabrikant C. — Ueber Ansiedelung der Fabrikanten — Häuserbaue auf dem offnen Lande — Freudenschüsse. —

Zehnter Abschnitt.

Seite 197.

Der Factor — Polnische Höflichkeitssitten — Der polnische Sprachlehrer — Sprachlehrmethode — Honorare — Geldwerth — Der Punsch — Militairischer Nachtbesuch. —

Elfter Abschnitt.

Seite 208.

„Krasinskischer Platz“ — Paläste und Hütten — Hauptwache — Krasinskischer Garten — Verordnung gegen die Juden — „Großer krasinskischer Platz“ — Grenzlinie — Befestigungen — Windmühlen — Der Steueraufseher — Fuhrmannsstraße — Jüdisches Bordell — Dieberei — Patrouillen — Budniki. —

Zwölfter Abschnitt.

Seite 226.

Das gräfliche Zimmer und seine Bevölkerung — Polnische Eigenthümlichkeiten — Parandon's Speisehaus — Der Vielfraß — Werke der Malerkunst — Drei Bettler — Bettlerverhältnisse — Bettler von Ruf — Speiselocal — „Krakauer Vorstadt“ — Belebtheit Warschau's — Der Fürst — Russisches Militair — Infanterie — Cavallerie — Offizierstand — Anekdote. —

Reisen
im Königreich Polen.

Reise nach Warschau.

Erster Abschnitt.

Es war in der Mitte des vorigen Jahrzehnt, als ich von Breslau aus meine Reise nach dem Königreich Polen antrat. Eine junge Dame aus Dresden, Namens Hermine S—; eine Professorin, der das Weisheitsalter, dessen sie sich zu erfreuen hatte, einen gewaltigen Stolz verlieh; deren Tochter, eine rothlockige Schöne Namens Gabriele; deren Bräutigam, ein Candidat der Theologie, der mir von seinem kurzen, luftspringerischen Rocke und brennrothen, burschikosen Käppchen als ein lustiger Gesellschafter angekündigt wurde, und ein vierjähriges Kind, Pflegetochter der Professorin, waren meine Gefährten. Das vortrefflichste Juliwetter und die Ungeduld des Kutschers, eines Wasserpolaken *), den wir seiner Dolmetschfähigkeit wegen hoch in Ehren halten mußten, beschleunigten unsere Reise so, daß

*) So nennt man die Polen an der schlesischen Grenze, auch wohl die Großpolen insgesammt, welche sich durch einen häßlichen Dialect von den Klein- oder Niederpolen unterscheiden.

wir uns gegen Abend, trotz dem tief versandeten Wege, schon in der Gegend von Adelnau befanden. Der Kutscher fluchte unaufhörlich auf die Behörde, daß sie keine Chaussee baue und einen funfzehn Meilen langen Weg ganz unbeachtet lasse.

Daß Preußen früher den Vorsatz gehabt hat, sich mit Polen durch eine Chaussee in Verbindung zu setzen, beweist die einige Stunden lange Chausseestrecke von Breslau. Die polnische Revolution, so hat man mir erzählt, hat jedoch die Ausführung unnütz gemacht und verhindert, indem sie Passage und selbst den Handelsverkehr der Polen mit dem Auslande zum allergrößten Theile vernichtet hat. Daß eine Chaussee zur polnischen Grenze unter den jetzigen Verhältnissen des Königreichs Polen auch selbst die mäßigsten Interessen für das zu ihrem Baue erforderliche Capital nicht tragen könne, sahen wir deutlich daraus, daß uns den ganzen Tag über nur ein einziger Wagen begegnete. So hat natürlich die polnische Revolution mittelbar, d. h. durch die russischen Maaßregeln, die sie zur Folge hatte, auch auf das Ausland nachtheilig gewirkt. —

Mit dem Schritte über die Provinzialgrenze, welche Schlesien vom Großherzogthum Posen scheidet, meinten wir, obgleich wir noch so wie früher preußische Schlagbäume sahen, in ein ganz anderes, fremdes Land gekommen zu sein. Der Unterschied war ungemein auffallend. War auch die bessernde Hand der preußischen Regierung überall zu erkennen, so sah man doch gar deutlich an Dörfern, Feldern und Wäldern, daß das Land nicht vor all-

zulanger Zeit polnisch gewesen war. Für uns bildete dasselbe gleichsam eine vermittelnde Stufe, oder einen nützlichen Uebergang; denn wenn wir aus dem herrlichen Schlesien mit einem Male in das Königreich Polen getreten wären, so würden unsere Nerven doch ein wenig zu stark und plötzlich erschüttert worden sein. —

Es war schon ziemlich dämmrig, als wir einen ausgebreiteten Fichtenwald, der uns in der That Grauen verursachte, vor uns hatten. Zu unserem Troste trafen wir hier mit einem preußischen Gensdarmen zusammen, der denselben Weg verfolgte. Neben dem Pferde des Gensdarmen schritt ein junger gutbekleideter Pole, der, nicht wissend, wie gefährlich es für ihn, als einen russischen Militairpflichtigen, sei, die Landesgrenze zu überschreiten, sorglos ohne Paß oder sonstige Legitimation im Preußischen ein Unterkommen gesucht hatte. Der Gensdarm versicherte, daß dergleichen Fälle außerordentlich häufig vorkommen. Das Merkwürdigste dabei sei, daß die jungen Leute fast nie aus Bosheit oder aus Furcht vor der russischen Recrutirung, sondern stets aus reiner Unwissenheit, aus Unbekanntschaft mit den jetzigen Verhältnissen ihres Vaterlandes und des Nachbarstaates die gefährliche Gesetzverletzung begehen. Unter solchen Umständen, glaubte ich, seien die derartigen Auswanderer unstraffällig, und kommen mit einer Zurechtweisung davon; doch der Gensdarm belehrte mich eines Anderen, indem er auf meine Frage: „was der gegenwärtige Delinquent zu erwarten habe" antwortete: er werde von der russischen Behörde als Deserteur angesehen, und ohne langes Verhör zu mindestens drei bis vier hundert

Palki *) (Stockschläge) verurtheilt, welche Strafe er vielleicht kaum mit dem Leben überstehen werde. Auf welche Grundsätze solche rücksichtslose Strenge sich stütze, war eine Frage, deren Lösung ich in Polen selbst zu finden hoffen mußte. —

Nachdem wir in der sogenannten Glashütte, einer häßlichen Waldschenke, übernachtet hatten, setzten wir unsere Reise fort. So viel uns auch daran lag, sobald als möglich die Grenze zu erreichen, so mußten wir doch noch ein Mal vor ihr Rast machen, um die Kräfte, die unsere Zugthiere in dem beschwerlichen, sandigen Wege verloren hatten, wieder zu ergänzen. Unser Kutscher, der mit dem Lande, das wir in einigen Stunden zu betreten gedachten, bekannter war als wir, rieth uns, im Fall wir nicht Lust hätten, uns mit Thalern aus den Händen der russischen Grenzbeamteten loszukaufen, möglichst viel Zwei- und Viergroschenstücke einzuwechseln. Das Städtchen Ostrowo, der letzte preußische Ort, in dem wir uns eben befanden, ist sowohl für die Hin- als Rückreisenden von gewisser Wichtigkeit. Der Rückreisende ist gezwungen,

---

*) Dieses polnische Wort gebrauchte der Gensdarm in deutscher Rede, und dieß veranlaßt mich zu der Bemerkung, daß an der polnischen Grenze die deutsche Sprache ungemein viel polnische Worte aufgenommen hat, wodurch die sonderbarsten Nicht- und Mißverständnisse der Fremden entstehen. So z. B. sagte die Wirthin in Ostrowo zu mir: Haben Sie die Güte, die Kaffeetasse von der Tatze zu nehmen. Taca (c wie tz auszusprechen) ist polnisch, und bedeutet: Kaffeebret oder Präsentirteller.

hier sein polnisches Geld in preußisches umzutauschen, da es ihm unmöglich sein würde, es entfernter von der Grenze loszuwerden. Die Juden machen sich dies zu Nutzen, und lassen sich fünf bis sechs, zur Zeit der Leipziger Messe wohl gar acht bis neun Procent Agio zahlen. Die meisten Rückreisenden haben Ursache, sich hierbei über ihre Täuschung zu ärgern, denn in Warschau haben sie sich gewöhnlich geweigert gehabt, für zwei und ein halb bis drei Procent Agio preußisches Geld einzuwechseln, in der Meinung, daß es an der Grenze billiger zu bekommen sein müsse.

Auch von den Hinreisenden, welche hier, wie wir, grobes preußisches Geld gegen kleines polnisches wegen der russischen Grenzbeamteten umzuwechseln gezwungen sind, wissen die Juden außer dem natürlichen Gewinn an der besseren, preußischen Münze noch auf mancherlei Art einen — ich darf mich so ausdrücken — unnatürlichen Gewinn zu nehmen. Einen sonderbaren Beweis davon gab mir in einem Kramladen das junge Judenmädchen, das ich um Wechselung zweier Thaler bat. Es tauschte mir die zwei Thaler in Zweigroschen- und polnische Guldenstücke (4 gGr.) um, behielt aber ein Zweigroschenstück mit den Worten zurück: „Laß mir der Herr die zwei Groschen, jich geb fir jeden Secker å Küß."

Einige Stunden hinter Ostrowo bekamen wir endlich die langersehnte Chaussee unter uns, die uns nun schnell an dem letzten preußischen Zollamte vorüber zu dem polnisch-russischen Grenz-Amte Szczypiorno gelangen ließ, dessen neue, prachtvolle Gebäude zu bewundern wir alle Ursache hatten. Namentlich war das Gebäude auf der rechten

Seite der Chaussee, dessen Flügel so auf die Chaussee stießen, daß sich ein geräumiger schöner Packhof bildete, so großartig und glänzend, daß Niemand in ihm bloße Revisions=Bureaus, Niederlagen und Waagelocale vermuthet hätte. Die Niederlagen, die sich größten Theils im oberen Stockwerke befinden, sind zur Aufbewahrung von Gütern vortrefflich eingerichtet, was freilich sehr nothwendig ist, da oftmals hier Güter jahrelang zurückgehalten werden, was weniger der Mangelhaftigkeit der Verordnungen als der Nachlässigkeit und Böswilligkeit der Beamteten zum Vorwurfe gemacht werden muß. Wir werden als Bestätigung für diese Behauptung im Verlauf unserer Reise Thatsachen finden, die umständlichere Aufschlüsse geben.

Das Gebäude links der Chaussee, in welchem sich die Expeditionen und Beamteten=Wohnungen befinden, darf sich in Ansehung seines Aeußeren dem Niederlagengebäude gegenüber nicht schämen; jedoch sein Inneres stimmt schlecht mit dem Aeußeren überein. Abgesehen davon, daß die Expeditionen, Corridors, Fluren und selbst die Zimmer eine ganz gewöhnliche Kalkweiße besitzen, findet sich Alles so, daß man sich aus ganz andern Gründen, als über das Aeußere, über das Innere zu wundern Ursache hat.

Auch die Auberge, die hart an das Niederlagengebäude stößt, ist ein schönes Haus, das, wie mir gesagt wurde, von der Behörde zur Bequemlichkeit der Reisenden, die sich der Revision wegen aufhalten müssen, erbaut worden ist. Ueberhaupt waren die Gebäude so großartig, wie wir sie in Polen nicht erwartet hatten; — doch, wir werden sehen, wie

das Innere des großen Slavenhauses zur goldnen Thürklinke paßt.

Wir entlasteten vor Allem die Kutsche unserer Personen, schnürten unsere Kisten und Reisekoffer los und bereiteten sie für die Revision vor. Unser Kutscher, den wir wegen seiner Kenntnisse von den polnisch-russischen Amtsverhältnissen höher achten mußten, als ein Stumpfsinniger einen Weisen Griechenlands zu achten Ursache hat, ertheilte uns eine Instruction, die hinreichend merkwürdig war, um einen Raum in dieser Reisebeschreibung zu verdienen. Sie hieß uns zuvörderst jeden Geiz aus unseren Herzen oder Händen in Ansehung der gegenwärtigen Angelegenheiten vertreiben, weil — so drückte sich der Instructor aus —, wenn wir uns weigern wollten, den Beamteten ihr Lapowe *) in die Hand zu drücken, dieselben in drei Tagen noch keine Zeit zu Vollziehung der Revision haben, und wir zu Gunsten der kaiserlichen Auberge vergebens vor dem geschlossenen Schlagbaum harren würden. Ferner sollten wir ohne Zögerung einem jeden Aufseher oder sonstigen Beamteten, der sich nur im Mindesten mit der Revision zu schaffen mache, Lapowe in die Hand stecken, weil — die Worte des Instructors — Alle mit Einem und Einer mit Allen sei. (Ein Wahlspruch von großer Bedeu-

---

*) Ein Ausdruck, der in Rußland und Polen allgemein verbreitet ist. Er bezeichnet das Geld, welches man dem Beamteten in die Hand steckt, um von ihm einen — gewöhnlich an sich schon pflichtmäßigen — Dienst zu erlangen. Das Wort kommt her von dem Verbum Lapać (erhaschen, fassen, ergreifen).

tung.) In Ansehung des Lapowequantums meinte der Kutscher: „wenn auch die Leute gewaltsam auf ihrem Lapowe bestehen, so sind sie doch meist genügsam, und lassen sich, ein Aufseher mit zwei Groschen, ein vornehmerer Beamteter mit vier bis sechs Groschen sättigen." Wegen der Art, wie das Lapowe den Leuten auf eine das Zartgefühl nicht beleidigende Weise beizubringen sei, löste der Kutscher mir meine Zweifel in der Fortsetzung seiner Instruction. Von allen Fremden, meinte er, seien die Deutschen diejenigen, welche sich am tölpischsten anstellen, indem sie nicht wissen, wie sie genugsam heimlich und verstohlen dem Beamteten das Lapowe zustecken sollen. (Genau betrachtet, ein gutes Zeugniß für die deutschen Beamteten.) Eine solche Aengstlichkeit sei im Entferntesten nicht nöthig, denn der Fremde dürfe nur möglichst sichtbar in die Tasche greifen, so strecke ihm sogleich der Beamtete seine Hand ungenirt und weit geöffnet entgegen, und sollte derselbe dies ausnahmsweise nicht thun, nun, so müsse natürlich der Fremde seine Hand ihm entgegen reichen.

Der Kutscher ging nun zur Amts-Expedition, wo er unsere revisionsbedürftige Gegenwart anmeldete. Wir mußten eine geraume Zeit harren, ehe wir unsere Berücksichtigung wahrnehmen konnten. Doch endlich zeigten sich von Ferne zwei Aufseher, die, wie wir in ihren Mienen lasen, zur Revision unserer Habseligkeiten beordert waren. Die abgeschabten graufarbenen, mit grünem Kragen besetzten Uniformen und die stellenweis mit dickem Rost bewachsenen großen Schleppsäbel flößten uns zwar einen gewaltigen Respect ein, gaben uns zugleich aber nicht eben die beste

Meinung von der militärischen Eleganz der russischen Uniform-beamteten.

Die beiden Männer näherten sich uns mehre Schritte, blieben stehen, begannen ein Gespräch, wobei sie fast augenblicklich ihre kriegerischen Schnurrbärte durch die Finger zogen, kamen wieder etwas näher, blieben, sobald ihnen eine über die Häuser fliegende Krähe oder sonst ein unwichtiger Gegenstand Stoff zum Gespräch gab, wieder stehen, und kamen so, gleich als ob sie uns oder ihre Dienstpflichten als Bagatelle-Wesen betrachteten, mit einer sogenannten göttlichen Gemächlichkeit zu uns heran. Kurz und barsch frugen sie, „Revista?" welchem verstandnen Worte wir eine Bejahung folgen ließen. Mit untergeschlagnen Armen blieben beide Helden, die Augen nach einer andern Seite hingerichtet, ungefähr eine halbe Minute stehen und täuschten unsere Erwartung, indem sie sich plötzlich umwendeten und eben so nachlässig schlendernd hinfortgingen, als sie gekommen waren.

Es war ein merkwürdiger Trotz, der uns fast der Meinung machte, der Fremde müsse zuvor den polnisch-russischen Beamtetencharakter studiren, ehe er mit dem Beamteten ein Geschäft beenden oder nur beginnen könne. Der Fehler, den wir begangen, lag darin, daß wir nicht augenblicklich das Geld zum Vorschein gebracht hatten.

Unser Kutscher, nachdem er uns einige Vorwürfe und neue Instructionen hatte zu Theil werden lassen, ging den beiden amtlichen Trotzköpfen nach, führte sie in die Auberge, wo er ihnen eine versöhnende Korszalka (unversüßter Branntwein) reichen ließ, und brachte sie wieder zu uns zurück.

Jetzt erfüllten wir unsere Pflichten pünktlicher. Die Revision begann. Noch aber waren die beiden Revisoren mit der Untersuchung nicht zur Hälfte gelangt, als sie sich mit den Worten „zaraz przyidzimri" (gleich kommen wir wieder) eilfertig hinwegbegaben.

Bald darauf erschienen zwei andere Beamtete gleichen Kalibers, welche uns anzeigten, daß die vorigeu Beiden vom Naczelnik (soviel als Oberinspector) zu einem anderen Geschäft bestimmt worden seien, weshalb sie die Revision vollziehen würden. Der Kutscher gab uns ein Zeichen, und so durften wir nicht zögern, unsere Hände nach den Zweigroschenstücken in die Tasche greifen zu lassen. Allein auch diese beiden schnurrbärtigen Geister vollendeten die Revision nicht, sondern drückten sich, Einer nach dem Anderen, hinfort. Lange warteten wir auf ihre Wiederkunft; endlich, nachdem uns die Ungeduld alle ihre Torturen hatte empfinden lassen, kam ein drittes Paar von Aufsehern, das mit aller Gleichgiltigkeit, gleich als ob sich bisher noch Niemand um die Revision bekümmert gehabt habe, ohne eine Entschuldigung der früheren Ausreißer vorzubringen, die Revision von Neuem begann und mit einer sonderbaren Oberflächlichkeit zu Ende führte.

So hatten wir sechs Grenzaufseher besoldet — hatten darum aber die Revision noch nicht überstanden. —

Ob ein solcher russischer Grenzaufseher, der keine Idee vom Lesen und Schreiben hat, (denn ein russischer Grenzaufseher, der lesen und schreiben kann, ist eben so selten als ein Mondmann auf der Erde) folglich weder den verwickelten Zolltarif, noch die speciellen Verordnungen, noch

den Unterschied zwischen zollfreien und zollpflichtigen Waaren kennen kann, zum Vollzug einer Revision ermächtigt sein könne, war ein Zweifel, der mich schon vom Anfang an beschäftigt hatte, und der sich jetzt völlig rechtfertigte. Alle bisherige Revidirerei — anders ist es nicht gut zu nennen — hatte nur eben für jene sechs Revisoren Wichtigkeit gehabt; jetzt erst erschienen die competenten Revisoren, die sich durch anständige Civilkleidung von jenen uniformirten Scheinrevisoren unterschieden.

Nachdem diese beiden vornehmeren Beamteten unsere Dankbarkeit pränumerando nach gewohnter Weise in Empfang genommen hatten, begannen sie eine regelmäßige Untersuchung. Die wenigen Gegenstände, die ich bei mir führte, wurden ohne große Umstände für einführbar erklärt. Keines gleichen Glückes hatte sich meine Reisegefährtin, Fräulein Hermine S., zu erfreuen. In ihrem Koffer fanden sich acht saubere, aber sichtbar schon getragene Kleider. Aus dieser bedeutenden Zahl wollten die Revisoren schließen, daß die Besitzerin mit den Kleidern im Lande Handel treiben wolle, und machten — scheinbar wenigstens — alle Anstalt, dieselben in Beschlag zu nehmen.

Hätte ich aus dem Bisherigen die Motive der Beamteterei nicht schon kennen gelernt gehabt, ich würde der Meinung geworden sein, in Polen und Rußland sei es Sitte, nur ein Kleid zu besitzen.

So viel auch Fräulein Hermine betheuerte, daß sie die Kleider schon unzählige Male getragen habe; soviel sie auch dieselben auseinander faltete und hie und da schadhafte Stellen zum Beweise vorzeigte — die beiden überdienstpflichtigen

Männer blieben bei ihrem Beschlusse, und erklärten die Kleider erst dann für zollfrei und durchfuhrfähig, als die Besitzerin auf einen Wink des Kutschers ein nachträgliches Lapowe entrichtet hatte.

Unter den wenigen Habseligkeiten der Professorin fanden die Revisoren nur eine kleine Wollstickerei und etwas (ohngefähr dreißig Faden) Wolle, was sie zum Stoff ihrer Speculation machen konnten. Wolle einzuführen war verboten; jedoch die wenigen Faden entschloß sich gern die Professorin zu überliefern, und so war den Revisoren nicht geholfen. Sie suchten daher Stoff an der Stickerei, an der der Professorin, wie sie recht wohl bemerkten, mehr gelegen war, auf eine höchst sonderbare, wirklich spaßhafte Weise zu finden. Schriften, Drucksachen, Landkarten, Kupferstiche und Bilder aller Art, meinten sie, seien sie verpflichtet auf der Grenze in Beschlag zu nehmen und an die Censurbehörde nach Warschau zu schicken, von der der Besitzer nach Befinden sein Eigenthum wieder in Empfang nehmen könne. Da nun die Stickerei ein Bild vorstelle (ein Hund, der jedoch erst in der Vorderhälfte vollendet war), so sei sie nicht censurfrei, und seien sie „berechtigt," dieselbe „nicht so ohne Weiteres" durchzulassen. Obgleich die Professorin versicherte, die Stickerei sei eine harmlose Versuchsarbeit der kleinen vierjährigen Pflegetochter, so wurde dieselbe doch erst durch die Verdoppelung des Lapowe durchläßlich.

So endlich befreite der Candidat ein Packet Briefe, das sich unter seinen Sachen fand, durch zwei Achtgroschenstücke von der Wanderung zur Censurbehörde.

Nachdem nun noch die Kutsche auf das Sorgfältigste

untersucht worden war, hatten wir unsere Revision glücklich überstanden.

Noch eines sehr bemerkenswerthen Revisionsereignisses muß ich Erwähnung thun. Der Eine von jenen sechs Grenzaufsehern kam während der eben beschriebenen Revision mit einer wirklich großartigen Unbefangenheit wieder zurück, und drehete sich mit einer an's Lächerliche grenzenden Wichtigkeit der Mienen zwischen uns herum. Er schien mehr Kenntnisse von den Anforderungen seines hohen Berufs, dazu mehr Scharfsinn zu besitzen als seine verehrlichen Collegen, denn er hatte sehr richtig von dem Vorhandensein meiner deutschen Pfeife auf das Vorhandensein deutschen Tabaks geschlossen, dem natürlich das polnische Monopol den Schritt über die Grenze verpönt. Der vortreffliche Mensch fühlte hinter mir leise an meine Rocktasche. Ich merkte es. Als ich mich schnell umwendete, präsentirte er mir eine sonderbar lachende Miene und frug, ob ich ihm nicht mit einem Wenig Rauchtabak aushelfen könne. Da er jedenfalls den Tabaks-Beutel schon gefühlt hatte, konnte ich nicht leugnen. Ich holte denselben hervor und stellte ihn freundschaftlichst zu seiner Disposition. Mit geübten Fingern zog er die Schnur des Beutels auf, nahm eine Hand voll Tabak in sein Maul zum Kauen und schüttelte darauf zu meinem Schrecken den ganzen übrigen Vorrath mit den Worten „nicht erlaubt" in den Chausseegraben. Eine solche Explosion von Zartgefühl hatte ich in der That bisher noch nicht erlebt.

Ich möchte nicht wagen, auf Grund dieser kurzen Erfahrungen ein Urtheil über den Beamtetenstand des Königreichs im Allgemeinen zu fällen, doch über die Grenzbeamteten ins

Besondere ließe sich schon etwas feststellen. Daß namentlich die Grenzaufseher von Artigkeit, Anstand und Ehrgefühl (der lächerliche Militairstolz ist natürlich von dem Ehrgefühl zu unterscheiden) keine Ahnung haben, konnten wir deutlich genug erkennen. Doch kann man auch in dergleichen Körpern billig nicht so zarte Substanzen erwarten. Diese Leute sind meist der niedrigsten Classe des Volkes, d. h. dem Bauernstande entsprossen. In der elenden Hütte der Aeltern in fortwährender Gemeinschaft mit Schweinen, Ziegen und sonstigem Vieh erzogen, ist ihre Erziehung eben keine andere gewesen als die der Schweine, Ziegen &c., d. h. sie sind aufgefüttert worden, ohne eine Ahnung von den Vorzügen erhalten zu haben, die sie haben oder haben sollten vor ihren Erziehungsgenossen. So werden am Ende diese Leute zum Landesmilitair gezogen, wo man ihnen nur höchstens die Pocken und einen geistlosen Soldatenstolz, nicht aber jene zarten Substanzen: Artigkeit, Anstand und Ehrgefühl einimpft. Hat ihnen die russische Knute sechszehn Jahre lang und länger die soldatischen Handgriffe, Bein- und Körperrenkungen beigebracht, so sind sie fähig in eine Militairclasse einzutreten, die Civildienste verrichtet.*) Nur nach der Qualität ihrer Körper, — denn der Geist kann, wie erklärlich ist, nicht in Betracht gezogen werden — werden sie für irgend eine jener Militairclassen bestimmt. Daß zum Grenzdienst nur die kräftigsten Leute genommen werden, sahen wir deutlich an den Aufsehern, mit denen wir zu thun hatten. Sie

*) Diese merkwürdigen Militair-Classen, deren es sehr viele giebt, werden wir in der Fortsetzung unserer Reise kennen lernen.

waren sämmtlich große, gutgewachsene, sehr starke Männer, die sich jedoch in Rücksicht auf ihre verschmuzten königlichen Uniformen und großen rostigen Schleppsäbel viel größer zu sein dünkten, als sie waren.

Die vornehmeren Beamtete, als Revisoren und Kassenbeamtete, sind zum großen Theil Leute, die sich nur eben durch das Schreib- und Lesevermögen von den gemeinen Aufsehern unterscheiden. Im Allgemeinen besitzen sie etwas mehr Bildung und Gelenkigkeit im Benehmen. Um ihnen nicht das Zart- und Ehrgefühl absprechen zu müssen, muß man annehmen, daß sie den Lapowe-Erwerb als eine amtliche Berechtigung ansehen; — eine solche dürfte er auch wohl sein.

Nicht zu verkennen war, daß die Lapowe-Einnahme an der Grenze völlig systematisch, mit allgemeinem Einverständniß und viel gegenseitiger Behilflichkeit betrieben werde. Dies ist in der That ein Beweis von brüderlicher Einigkeit, die ohne Frage das trefflichste Erhaltungsmittel der Nationalität, oder besser, der National-Sitten und Gebräuche ist. In dieser auffallenden Einigkeit fanden die Worte unseres Instructors „Alle mit Einem, und Einer mit Allen" ihren Beleg. —

Um im Innern des Landes nöthigen Falls beweisen zu können, daß wir auf gesetzlichem Wege die Grenze überschritten hatten, mußten unsere Päſſe hier der Verordnung gemäß eine Visur erhalten. Zu Empfang derselben wurden wir an den Pan Kapitan (Herr Capitain) gewiesen, den wir in einem großen, einem Saale ähnlichen Zimmer fanden, dessen Wänden Staub und Rauch wenig von der weißen Farbe gelassen hatten. Da ich einstmals Militair — freilich in Preußen — gewesen war, so hatte ich schon mancherlei

Soldatenstuben gesehen; eine solche aber, wie die, in der sich der Kosaken-Capitain befand, mußte mir nothwendig eine Neuigkeit sein. Das Meublement sowohl in Ansehung der Quantität als Qualität fand wohl schwerlich außer in Polen und Rußland irgendwo in einem Zimmer seines Gleichen. Zwei grob zugehauene Stühle von natürlicher Farbe, von denen der eine ganz von Holz, der andere mit einer Art Strohpolster versehen war; ein Tisch; eine hölzerne Lagerbritsche, auf der sich ein Strohsack und eine schmuzige wollene Decke unseren Augen präsentirten; ein in Pappe gefaßter Spiegel von der Größe eines halben Quadratfußes; ein Paar Stiefeln, das das Maaß der letzten Schmuztiefe noch an sich trug; ein Czako und mehre kostbare Bernsteintabakspfeifen waren alle Gegenstände, die man in dem großen Zimmer wahrnehmen konnte.

Deutlich genug konnte man hier erkennen, daß dem Kosaken, selbst besseren Ranges, Bequemlichkeit durchaus kein Bedürfniß ist. So, wie die Voraltern, die nomadisirend von einer Gegend zur andern zogen, jede häusliche Bequemlichkeit verachteten, und ihrer Lebensart wegen verachten mußten, verachten auch die Enkel, die jetzigen Kosaken, Alles, was nicht zur höchsten Nothdurft dient. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Kosaken-Officiere auffallend von den Officieren der übrigen russischen Cavallerie. Freilich sind die Erziehungen Beider ganz verschiedener Art.

Der Pan Kapitan, den wir Anfangs hinter den dicken Tabakswolken kaum erkennen konnten, wurde uns seines eigenthümlichen Stolzes wegen interessant. Offenbar fühlte er in seiner blauen, stark abgenützten Kosakenuniform die

Wichtigkeit seiner Person in vergrößertem Maaßstabe. Eines Dankes würdigte er unsere Begrüßung nicht; er blieb nachlässig ausgestreckt auf dem Stuhle sitzen, rauchte ungestört aus seiner langen Bernsteinpfeife weiter, und gab uns, nachdem er seinen Schnurrbart einige Male gemächlich gestreichelt hatte, nur durch einen stummen Blick und Winken mit der Hand den Befehl zu Darreichung der Pässe. Nachdem er sämmtliche Pässe mit dem nöthigen Grenzzeichen versehen hatte, legte er dieselben in Einen zusammen, und reichte sie halb rund gebogen uns entgegen. Ich glaubte, er wolle sie zurückgeben, und wollte sie aus seiner Hand nehmen; doch er hielt sie fest, warf mir einen sehr finstern Blick zu, und gab durch ein stummes Zeichen zu verstehen, daß wir das Lapowe darauf legen sollen. Natürlich erfüllten wir augenblicklich den Befehl; worauf der Capitain mit der gleichgiltigsten Miene die Lapowe-Collecte von dem Papier herab auf die Streusandbüchse schurren ließ. —

Der Paß unseres Kutschers bedurfte längerer Zeit zu Erlangung seiner gesetzlichen Form, indem er mit dem Signalement der drei Pferde begabt werden mußte.

Das Gesetz verbietet jede Ausführung polnischer Pferde, außer, wenn ich nicht irre, gegen eine sehr hohe Steuer. Auch selbst das Austauschen polnischer Pferde gegen deutsche, insofern jene aus dem Lande geführt würden, ist streng verboten, vielleicht weniger aus einer anderen Absicht als, um die polnische Race rein zu erhalten. Dem Umtausch vorzubeugen, werden die Pferde jedes einreisenden Fuhrmanns oder Lohnkutschers genau signalisirt, und bei der Rückdurchfahrt mit dem Signalement verglichen. Demungeachtet wer-

den diese Vorsichtsmaaßregeln unzählige Male hintergangen, indem die Fuhrleute ihre deutschen Pferde gegen möglichst gleichfarbige und gleichgestaltete polnische umtauschen. Wird auf der Grenze ja ein Unterschied zwischen den zurückkommenden Pferden und den Signalements wahrgenommen, so gleichen im Nothfall einige polnische Gulden oder Rubel alle Differenzen aus. —

In der Zeit, die wir der Fertigung der Pferdecopie zu Gefallen vor dem Hause müßig verharren mußten, hatten wir Gelegenheit, eine bessere Art des Abfindens mit den Grenzbeamteten kennen zu lernen. Eine aus dem Bade zurückkehrende polnische Dame — wie ich erfuhr, die Frau eines reichen Goldschmieds von Kalisch — fuhr vor. Die in Angelegenheit ihrer einträglichen Scheinrevision herantretenden Grenzaufseher wies sie mit dem kurzen Bedeuten „was nie potrzewuje“ (Euch brauche ich nicht) zurück. Nur Einen rief sie heran, dem sie den Auftrag gab, den Revisor schnell aus der Expedition zu rufen und darauf für diesen Botendienst von ihr einen Gulden zu entnehmen. Dem Revisor, der sehr eilfertig herbei kam, sagte sie ganz kurz, daß sie nichts Zoll- oder Censurpflichtiges habe, und bewies dies durch Darreichung von zwei Rubeln so nachdrücklich, daß der Revisor es kaum für nöthig erachtete, das Gepäck oberhalb mit einigen Griffen zu betasten. Die Dame übergab, da sie nicht aussteigen wollte, darauf ihre Pässe mit dem Lapowe für den Pan Kapitan dem Grenzaufseher, und versprach ihm für die schnelle Besorgung, wie früher, einen Gulden.

Nach einem ärgerlosen Aufenthalte von kaum zwanzig

Minuten fuhr die Dame davon, während wir zu Besiegung der hartnäckigen Grenzcharaktere mehr als drei Stunden nöthig hatten. —

Wir setzten uns endlich in die Kutsche und glaubten, nun die Reise ungestört fortsetzen zu können; doch die beiden gemeinen Kosaken, deren Amtsverrichtung im Auf- und Niederlassen des Grenzschlagbaumes bestand, legten uns noch ein Hinderniß in den Weg. Die guten Leute fühlten die Unwichtigkeit ihrer Individualitäten und zeigten sich daher mehr bettelnd als fordernd. Der Eine ließ den Schlagbaum, gleich als wolle er sagen: „ich muß Euch zwar durchlassen, doch Ihr werdet es ja nicht umsonst verlangen," nur halb in die Höhe so, daß der Kutscher anhalten mußte, wenn er seine Kutsche nicht ohne Verdeck und uns vielleicht gar ohne Köpfe nach Warschau bringen wollte. Der andere Kosak reichte mit einer Menge wunderlicher Verbeugungen seine eine hohle Hand zu uns in die Kutsche herein, während er die andere lächerlicher Weise auf seinen blaubehosten Bauch legte, gleich als ob er sagen wolle, daß er ein kleines Lapowe seines entsetzlichen Hungers wegen erbitte. Für das Empfangne zeigten die beiden Kriegsmänner durch unaufhörliche Verbeugungen eine Dankbarkeit, wie wir sie in der That bei ihnen nicht erwartet hatten.

Wir fuhren durch den Grenzschlagbaum, und hatten somit den ersten Schritt ins Königreich gethan, der uns übrigens so viel gekostet hatte, daß wir alle Ursache fühlten, weitere solche Schritte uns nicht zu wünschen.

Zweiter Abschnitt.

Die Vortrefflichkeit der Chaussee konnte unserer Aufmerksamkeit unmöglich entgehen. So eben, glatt und staublos hatten wir in Deutschland keine Chaussee gefunden, als diese polnische war. Nicht daß sie etwa ein rühmendes Zeugniß für die polnische Wegebaukunst oder für die sorgsame Pflege und Wartung geliefert hätte; denn die Art ihres Baues war, wie sich wohl erkennen ließ, die allgemein gebräuchliche gewesen, und daß sie nicht eben sorglich gepflegt und gewartet werde, sah man gar deutlich an dem bis zum Fuhrgeleis hereinwuchernder Grase und den hie und da unordentlich umherliegenden Steinen; doch von der Vortrefflichkeit ihres Baumaterials gab sie Beweis. Die Oberschicht bestand nicht wie bei unseren Chausseen aus geschlagenen Kieselsteinen, sondern aus einer Art Kalkstein mit etwas Wenigem Kiesel vermengt. Die Steine, die man in Deutschland zur Oberdecke gebraucht, sind ungemein spröde. Sie zersplittern, so bald ein Wagenrad sie trifft, in unzählige kleine Stücke, die ebenso in noch kleinere Theilchen und bald bis zu Staub zersplittern. Anders ist es mit dem Material dieser polnischen Chaussee. Es ist zähe, und wird daher durch einen plötzli-

chen Druck nicht zersplittert. Durch vieles Fahren fügen sich die Steine, indem sich möglichst anpassende Formen zu einander finden und sich mit den flachen Seiten aneinander schließen, so zusammen, daß sich förmlich Pflaster bildet. Die scharfen Spitzen und Kanten, welche nach oben stehen, nützen sich allmälig ab und geben nicht den kiesigen Staub, den wir auf unseren deutschen Chausseen finden, sondern ein weißes sehr weiches Steinmehl, das sich bei Regenwetter in die kleinen Räume zwischen den Steinen setzt und sie ausfüllt. Dadurch entsteht eine förmliche Verkittung der Steine, durch die die Oberschicht der Chaussee zu einer wahren Steinhaut wird, die ihrer Glätte wegen sowohl den Pferden einen leichten Gang als auch den Reisenden eine angenehme Fahrt bereitet. Sobald sich die oberen Spitzen und Kanten der Steine abgefahren haben, nützt sich die Chaussee sehr unmerklich ab, und giebt fast gar keinen Staub. Eingefahrene Geleise, die auf den meisten deutschen Chausseen vornehmlich bei nach Regenwetter erfolgtem Frost die Kutschen so erschüttern, daß die Reisenden in Gefahr sind mit zerbrochenem Rückgrath an ihrem Bestimmungsorte anzulangen, sind auf dieser polnischen Chaussee gar nicht zu finden. —

Unfern der Stadt Kalisch bemerkten wir vor uns mitten im Fahrwege einen schwarzen, wunderlich gestalteten Klumpen. Bei größerer Annäherung erkannten wir, daß dieser Klumpen ein menschliches Wesen sei, das, auf der Erde sitzend, seine Arme nach beiden Seiten lang ausgestreckt und die Füße so hinter die Schultern gepreßt hatte, daß sie wie Hörner zu beiden Seiten der auf dem Kopfe befindlichen großen Pelzmütze gen Himmel starrten. Es war ein zwölf- bis

vierzehnjähriger Judenjunge. Schon in einige Ferne rief er uns laut zu: „halten se, halten se; schauen se zů mir!“ Wir waren gezwungen anzuhalten, da sich der hebräische Bengel so in den Weg postirt hatte, daß wir nicht vorüber konnten, ohne ihn zu überfahren. Als er meinte, daß seine Kunstfigur unsere Augen hinlänglich gesättigt habe, sprang er auf und trat mit seinem schmunzelnd spitzbübischen Gesicht, das, nebenbei erwähnt, die wohlthätige Wirkung des Wassers seit langen Wochen nicht empfunden zu haben schien, um eine Belohnung bittend, zu uns heran.

Wir waren gezwungen auf dem Wege bis Warschau die Künste vieler solcher Judenjungen anzuschauen und zu honoriren.

Es ist auffallend, wie die Juden Alles zum Gelderwerb zu benutzen suchen. Selbst die kunstloseste Fertigkeit, die am Ende jeder gelenke Körper besitzt, und die nur vielleicht der Unnatürlichkeit wegen eine kunstvolle Fertigkeit zu sein scheint, benutzen diese Leute zum Gelderwerb, oder besser, Gelderbetteln. Die Aeltern lehren den Knaben schon im fünften, sechsten Lebensjahre ein Kunststück und treiben ihn dann hinaus auf einen viel betretenen Weg, damit er durch die erlernte Kunst Geld erwerbe. Das Geld, was der Knabe heimbringt, sammeln ihm die Aeltern gewissenhaft, und übergeben es ihm erst, wenn er zwölf bis vierzehn Jahre alt und somit heirathsfähig ist, damit er damit irgend ein Händelchen anfangen könne. —

Die Ansicht Kalischs, das nur noch eine Viertelstunde von uns entfernt war, gefiel uns so sehr, daß wir eine Zeit lang anhalten ließen. Freilich Berge, Seeen und romanti-

sche Felsengruppen erblickten unsere Augen nicht in der Nähe der Stadt; im Gegentheile, nur eine sehr dürftige Gegend; doch, wer eine Tagereise weit nichts weiter gesehen hat als elende Sandfelder, dürre Tannenwälder und ärmliche Bauerhütten, ergötzt sich auch an einer bloßen Stadt, die hübsche, rothe Ziegeldächer und frisch angemalte, leidlich große Häuser besitzt. Diese Schönheiten besaß Kalisch zufällig; deshalb nämlich, weil gerade das große Manoeuvre und der Kaiser von Rußland dagewesen waren, vor denen es natürlich frisch und schön übermalt hatte erscheinen müssen. Es ist ein Mal so Sitte, daß man großen Herren nie sein natürliches Gesicht zeigt. Wenn die Kammerdame vor Kaiser, König oder Prinzen zu erscheinen hat, wird sie gewiß nie versäumen, ihre verbleichte Haut mit entzückender Schminke zu übertünchen. Doch genug, überschminkt ist sie schön; und Kalisch war es auch.

Vor dem Thore wurden wir von dem wachhabenden Soldaten angehalten. Eine neue Revision der Pässe und des Gepäckes hatten wir hier zu überstehen. Es war gut, daß Kalisch nicht entfernt von der Grenze lag, so hatten wir wenigstens die polnisch-russischen Gebräuche noch gut im Gedächtniß und die dazu gehörigen Handgriffe noch gut in der Uebung. Unsere Bereitwilligkeit im Lapowereichen und der Umstand, daß die Revisoren hier wegen des vielen ankommenden Fuhrwerks vom flachen Lande weniger Zeit hatten als die auf der Grenze, trugen viel zum schnellen Vollzug der Revision bei.

Ich war der Meinung gewesen, daß diese Revision eine Nachrevision der Grenzrevision sei, doch ich wurde von mei-

nem Irrthum befreit, indem ich erfuhr, daß diese Revision keinen anderen Zweck habe, als die Einbringung stadtsteuerpflichtiger Waaren, z. B. Mehl, Fleisch, Schnaps ꝛc. zu verhindern. Dergleichen städtische Steuern findet man im Königreich Polen nur in den größeren, geschlossenen Städten. Deren aber giebt es so außerordentlich wenige, daß man dreißig bis vierzig Meilen weit reisen kann, ohne ein einziges Mal einer Revision wegen angehalten zu werden. Z. B. auf dem drei und dreißig und drei Viertel Meilen langen Wege von Kalisch bis Warschau findet man keine Stadt, die das Recht hätte, einen Durchreisenden zu revidiren. Die Steuerverhältnisse in diesen kleinen Städten sind anderer Art, als in geschlossenen Städten, und erfordern keine Revisionen.

Die Visur unserer Pässe bedurfte hier einer längeren Zeit zu ihrer Vollendung, als beim Pan Kapitan auf der Grenze. Der Grund davon lag einzig in der unstörbaren Bequemlichkeit des Unterzeichners, wieder eines Pan Kapitans. Da uns die Zeit all zu lang und die Bequemlichkeit dieses Kosakencapitains allzu ärgerlich wurden, so übergaben wir unsere sämmtlichen Pässe dem Kutscher zur Besorgung und kehrten auf die Straße zurück, wodurch wir Gelegenheit erhielten, Bekanntschaft mit einem vorüberziehenden Zigeunertrupp zu machen.

Man bekommt in Polen manche saubere Menschensorte zu Gesicht, in den Zigeunern aber gewiß die sauberste. Vom fortwährenden Lagern am Feuer verraucht und verrußet, bekothet, mit einer dicken Schmuzhaut überzogen und von allen Sorten von Ungeziefer angefressen, durchziehen diese Menschen das Land als wandelnde Scheusale, stehlen,

schwindeln, züchtigen den Aberglauben zu ihrem Gunsten und richten unbeschreibliches Unheil an. Die Behörde ertheilt ihnen Pässe, und somit die — wenn auch nicht Befugniß, doch — Gelegenheit, alle Arten von Abscheulichkeiten im Lande zu verüben.

Ein Beamteter, den ich in späteren Zeiten kennen lernte, versicherte mir, daß sich im Königreiche mehr als sechzehn tausend Zigeuner aufhalten. In diese Zahl, meinte er, seien freilich die ursprünglich polnischen Zigeuner mit eingerechnet.

Man unterscheidet nämlich zwei Classen: deutsche und polnische Zigeuner. Die ersten sind gebildeter; sie können meist lesen und schreiben, wodurch sie um so gefährlichere Betrüger werden. Sie stammen aus Deutschland, das sie, als daselbst alles Zigeunerwesen verpönt wurde, verlassen haben, um in Polen ihr Handwerk fortzusetzen. Sie sprechen Polnisch sowohl als Deutsch. Stets in großen Trupps, die sie Gesellschaften nennen, lebend, erhalten und pflanzen sie sich fort wie wirkliche Volksstämme. Außer von Innen erhalten ihre Gesellschaften auch Zuwachs von Außen durch liederliches Gesindel, das aus den angrenzenden deutschen Ländern herbeikommt.

Die Zigeuner von polnischem Ursprung stehen viel tiefer als jene und nicht viel höher als das Vieh. Sie verstehen weder zu lesen noch zu schreiben, und sind deshalb nicht geeignet zu Betrug des Aberglaubens. Sie gehen meist halb nackt, nur in leinenes Tuch eingewickelt, halten sich stets im Walde auf, und ernähren sich vom Fleische des Viehes, das sie von der Weide stehlen. Ihre Trupps, die oft mehr als

vierzig bis funfzig Köpfe zählen, laufen eben so schnell aus einander, als sie sich vereinigt haben. Sie bekommen von der Behörde keine Pässe, und sind somit keine privilegirten Diebe, wie jene.

Der gegenwärtige deutsche Zigeunertrupp enthielt vier Männer, sieben Weiber, dreizehn erwachsene, dem Anschein nach ledige Leute beiderlei Geschlechtes und eine Menge von Kindern. Sämmtliche Personen hatten kohlschwarzes, langes, lockiges Haar, so daß man sie für eine eigene Race von Menschen hätte halten können. Die Häßlichkeit der schmuzigen, berußten Gesichter wurde ungemein durch das Haar gesteigert. Die Tracht präsentirte zerfetzte Kleidungsstücke von den verschiedensten Arten und Moden. Einige Mannspersonen trugen Fräcke, andere Röcke oder Jacken, eine sogar — wahrscheinlich der Anführer — einen spanischen Mantel, an dessen Kragen noch Rudera eines Goldtressenbesatzes ihren Sitz hatten. Sämmtliche Mannspersonen hatten die Hosen über den Knieen abgeschnitten so, daß die Beine vom Knie ab unterwärts in ihrer vollkommensten Natürlichkeit vor das Auge der Welt traten. Die Kopfbedeckung bestand aus einer Art breitgekrämpter, ungarischer Hüte und Tuchmützen. Drei Personen schienen keiner Kopfbedeckung zu bedürfen, wenigstens hatten sie keine. Ein Kerl, der einen breitgekrämpten Hut, einen langen schwarzen Frack und kurzabgeschnittene Hosen trug, zugleich barfuß und mit entblößter Brust ging, producirte eine Figur, die uns wirklich beinahe Lachkrämpfe beigebracht hätte. Die von Kothe starrenden liederlichen Kleider der Frauenzimmer, die kaum bis zum Knie reichten und da einen Franzenbehang

von luftigen Fetzen bildeten, harmonirten vortrefflich mit den Kleidern der Männer.

Von zweien zu diesem Trupp gehörenden Mädchen, welche uns kleine Drahtgeflechte anboten, besaß das eine so schöne Gesichtszüge, daß ich es, halb aus Neugierde, halb des Scherzes wegen, um Erzählung seiner Lebensgeschichte bat und dafür eine kleine Geldbelohnung bot. Die Befragte rühmte sich die Tochter eines Dekonomie=Amtmanns aus der Gegend von Memel zu sein. Ihr Vater, sagte sie, sei kurz nach seinem Bankerott und ein Jahr nach ihrer Geburt gestorben, worauf ihre Mutter sie zur Erziehung zu einer bejahrten, in Königsberg lebenden Frau gebracht habe, und selbst hinfort gereist sei. Durch Vermittelung ihrer Erzieherin sei sie in ihrem neunten Jahre zur „Gesellschaft" gekommen. Im fünften Lebensjahre, erzählte sie, habe sie ihre Mutter, als dieselbe durch Königsberg gereist sei, noch ein Mal gesehen, seit dieser Zeit aber nicht wieder. — Deutlich ließ sich in der Erzählung des Mädchens große Liebe zur Mutter erkennen. Es äußerte, daß es ganz zufrieden sein wollte, wenn es nur erfahren könnte, ob seine Mutter noch lebe.

Die Erzählung schien mir ein wenig romanhaft, doch der Kerl im spanischen Mantel, der von ferne gelauscht hatte, und dann mit der allen Zigeunern eigenen Zudringlichkeit herbeitrat, bestätigte die Angaben und fügte noch hinzu, daß die Mutter des Mädchens ein „liederliches Geschöpf" sei, indem sie schon bei ihres Mannes Lebzeiten mit dem Menschen geheimen Umgang gepflegt habe, mit dem sie sich jetzt in der Welt umhertreibe. Von dem Mädchen erzählte er,

daß es ein Mal im funfzehnten Jahre und ein Mal im siebenzehnten Jahre Mutter geworden sei. Er gab dies einzig dem Hausiren mit Drahtwaaren Schuld. Hieraus schien hervor zu gehen, daß in den Zigeunertrupps selbst auf eine gewisse Zucht gehalten werde; doch — wir werden diese saubere Sorte von Menschen später genauer kennen lernen.

Der Kerl hätte uns vielleicht noch eine Stunde lang durch seine Erzählung unterhalten, wenn nicht endlich unser Kutscher mit den Pässen gekommen wäre. Als wir in die Kutsche stiegen, kam die schmuzige Schöne, die sich bei der Wortnahme des spanischen Mantels zurückgezogen hatte, wieder heran, und bat um die versprochene Belohnung.

Wir passirten nun das Thor, fuhren auf abscheulichem Steinpflaster eine nicht häßliche Straße hinab, und stiegen vor dem Hotel de *** aus.

Gar wunderliche Sorten von Menschen kommen dem Reisenden in Polen zu Gesicht. In diesem Augenblicke waren es die jüdischen Factoren, die unsere Beobachtung in Anspruch nahmen. Sobald wir nur den Fuß auf die Erde gesetzt hatten, kamen aus dem Hause drei solche jüdische Geschäftsmänner geschossen, die die ganze Bestechungskunst ihrer Sprache aufboten, um uns ihre wichtigen Dienstleistungen annehmbar zu machen. Da meine Reisegefährten sich schnell nach allen Seiten hin zerstreuten, so fiel ich in die Gewalt der drei Hebräer. Sie nahmen mich, indem sie sich um mich herumstellten, förmlich gefangen so, daß es schien, als könne ich mich nur durch Annahme ihrer Dienste aus der Gefangenschaft loskaufen. Mit einem unerträglichen Geschwätz füllten alle Dreie zugleich meine Ohren zum Zer-

platzen. Der Eine rühmte seine außerordentliche Localkenntniß, bot sich mir mit einer unerschöpflichen Redseligkeit zum Führer an, und schilderte mit vielem Umschweif zugleich: wie außerordentlich „billich er sai, wenn er neim fir jeden Weg nir å pohlnschen Gilden." Der Andere pries, den Vorigen womöglich überschreiend, seine große Gewandtheit in Handelsgeschäften und seine persönliche Bekanntschaft mit allen, selbst den höchsten Beamteten des Polizei- und Steuerwesens, ohne welche Bekanntschaft, wie er sich ausdrückte, in Polen alles anzufangen, aber nichts zu vollenden sei.

Zwar hatte ich bisher den Beamtetenstand nur wenig kennen gelernt, doch war mir das Wenige schon zu der Ueberzeugung hinreichend, daß der Factor kein Lügner sei.

Der dritte Factor endlich, ein ausgemagertes Exemplar, in dessen struppigem Barte der ausgediente Schnupftaback eine Freistätte zu haben schien, bot mir „fir eine kanz billiche Salair" mit der lobpreisendsten Beschreibung eine Hetäre an. Dies war mir in der That so viel, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Aerger mit einem — vielleicht nicht dem anständigsten — Fluche explodiren zu lassen, wodurch ich von den drei lästigen Hebräern befreit wurde.

Dergleichen Factoren findet man in jedem Gasthause in Polen drei bis vier. Sie sind für Reisende, die eben keine Geschäfte abzumachen haben, abscheuliche Plagegeister; für andere aber wahre Wohlthäter. Der Ausländer, der weder der polnischen Sprache mächtig ist, noch auch Local- und polnische Geschäfts-Kenntniß besitzt, und doch Geschäfte machen muß, würde ohne diese Leute schwerlich zum Zwecke kommen; durch sie aber erlangt er Alles schnell und ohne Aerger;

freilich ist er gezwungen, ihnen die geringste Mühe auffallend zu bezahlen, und es sich gefallen zu lassen, außerdem noch hinten und vorn betrogen zu werden. Hat der Fremde Einkäufe zu machen, Begleitscheine, polizeiliche Bescheinigungen oder dergleichen auszuwirken, was er vielleicht kaum in Wochen- oder Monats-Frist, oder, wie schon Beispiele gezeigt haben, gar nicht im Stande sein würde — der jüdische Factor vollendet die Angelegenheiten in der kürzesten Zeit. Sind in den Paßangelegenheiten des Reisenden, wie es gar zu oft der Fall ist, Verwickelungen eingetreten, denen zum Opfer derselbe nicht allein die Unannehmlichkeiten, die die Berührung mit den polnischen Beamteten nothwendig mit sich bringt, sondern auch eine Wochen lange Verzögerung der Weiterreise zu erdulden haben würde, so darf, um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, der Reisende nur einem jüdischen Factor seine verwickelte Angelegenheit übertragen, dieser entwickelt sie sicherlich auf das Schnellste.

Man kann daraus deutlich sehen, daß wirklich die Factoren in enger Verbindung mit den Beamteten stehen; natürlich mehr mit den Subaltern-, als Ober-Beamteten. Der Verbindung mit den Ober-Beamteten bedürfen sie auch weniger, da fast immer die Quälereien, Verschiebungen und dergleichen, worüber die Reisenden oder sonstige Geschäftsleute zu klagen Ursache haben, von den Subalternen herrühren. Mit diesen Leuten müssen die Factoren vorzüglich Freundschaft halten, und halten sie auch, oder die Freundschaft erzeugt und hält sich durch gegenseitige Nothwendigkeit zwischen Beiden selbst. Der Factor begünstigt die Lapowe-Einnahme des Beamteten auf Unkosten des Reisenden, und

dieser leistet den billigen Gegendienst, indem er durch schnelle Abfertigung der Angelegenheit nicht nur im Allgemeinen das Factor=Renommée steigert, sondern auch speciell dem Factor Ansprüche auf ein doppelt anständiges Honorar verschafft. So haben sich beide Personen auf merkwürdige Weise an einander gekettet.

Ein sehr glaubwürdiger Mann versicherte mir, es gehe diese Verbindung bisweilen so weit, daß der Beamtete sich vom Factor einen heimlichen, aber voraus festgestellten monatlichen Sold zahlen lasse, wofür er dann die Angelegenheiten des Factors ausnahmsweise pflichtmäßig behandele.

Jemehr Diensteifer die drei langbärtigen Factoren mir bewiesen, um so weniger bewiesen die übrigen lebendigen Glieder der Hotelwirthschaft. Wohl eine Viertelstunde lang schritt ich, auf irgend Jemand harrend, der mir ein Zimmer anwiese, in der Hausflur auf und ab. Die Wirthsstube, die einen gewaltigen Inhalt von Kutschern, Bierflaschen und Rauch enthielt, die Corridors; kurz, alle Winkel untersuchte ich, um einen Marqueur oder ähnliches Wesen zu finden, vergebens. Endlich trat aus einer Seitenthür der Wirth, den ich, wenn sein inhaltsschwerer Bauch nicht widersprochen hätte, seines stieren Blickes und seiner steinernen Miene wegen für einen großen Philosophen gehalten haben würde. Ich wendete mich an ihn mit der Bitte um ein Zimmer, erhielt aber den Bescheid: er könne mir nicht dienen, indem die Schließerin, welche allein das Anweisen der Zimmer besorge, die Schlüssel in ihrer Verwahrung habe. Er bat, ich möchte nur einen Augenblick verziehen, bis die Schließerin komme, die wahrscheinlich noch Geschäfte habe, und schob sich darauf

eben so unbeholfen wieder in die Stube hinein, als er sich herausgeschoben hatte. Offenbar war die Antwort des Wirthes eine Ausflucht zu Gunsten seiner Faulheit.

Im Allgemeinen hat man große Ursache, über das geringe Quantum von Aufmerksamkeit zu klagen, das in den polnischen Hotels dem Fremden erwiesen wird; und nicht darüber allein, sondern auch über den auffallenden Mangel an Dienstpersonen. Kellner, diese wichtigen Theile des großen Weltalls, die bei Ankunft von Equipagen, wie fliegende Merkure, in großartigen Sprüngen mit hochaufgestutztem, pomadeglänzendem Haargekräusel, kurz bejackt und straff behost, künstlich gefaltete Servietten unter den Armen haltend, dutzendweis aus den deutschen Hotels hervorstürzen, um dem Reisenden, namentlich wenn derselbe ein Mann von feiner Sorte ist, jede Augenwimperbewegung abzulauschen, diese nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft fehlen in Polen gänzlich. Alles, was sich in den polnischen Hotels an Dienstmannschaft vorfindet, ist etwa ein Schreiber, der den Wirth über die gelehrten Schwierigkeiten hinaussetzt, eine Schließerin, welche die Zimmer unter ihrer Verwaltung hat, und ein Hausknecht, der das Putzen der Stiefeln und die Pferdestallangelegenheiten besorgt.

Gleich nachdem sich in gegenwärtigem Hotel der Wirth zurückgezogen hatte, hatte ich das Vergnügen, mit letzter Person, nämlich dem Hausknecht, Bekanntschaft zu machen. Der Mensch kam aus einem Stalle, wie ein Betrunkener, quer über den Hof herüber gehumpelt. Wie alle Polen, selbst die Bauern eingeschlossen, trug er einen freisinnigen Nationalschnurrbart, außerdem, trotz der stechenden Sonnenhitze,

einen langen, dicken Schafpelz, grob leinene Hosen und Stiefeln, die man vermöge ihrer Größe statt Scheffelmaaßes hätte gebrauchen können, ohne befürchten zu müssen, daß der Käufer zu kurz komme. Ich frug den Menschen eines Zimmers wegen, doch er gieng mit dummlächelndem Gesicht stumm vorüber und bewies dadurch, daß ihm deutsche Brocken unverdaulich seien.

Endlich erschien die Schließerin, ein dickbäckiges, ausgelassenes polnisches Mädchen, das fertig deutsch sprach. Es wollte sich darüber todt lachen, daß ich über die schlechte Bedienung so bittere Klage führte. Mit überraschender Vertraulichkeit faßte es mich an der Hand und führte mich unter fortwährendem Scherz und Lachen in ein Parterrezimmer, dessen Meubles sich zwar mit denen des Pan Kapitan nicht vergleichen ließen, dem aber bei Weitem nicht entsprachen, was man von einem Kalischer Hotel erwartet. So wohl hinsichtlich der Bequemlichkeit, als auch der Eleganz war die Ausstattung dieses, wie aller Zimmer, sehr ungenügend. Vergebens sah ich mich nach einem Sopha um, um mich für die vielen Unbehaglichkeiten der Vergangenheit einiger Maaßen zu entschädigen; selbst ein Bett, das gewöhnlich vermöge seiner Reinlichkeit und Nettigkeit dem deutschen Hotelzimmer zur Zierde dient, fehlte hier. Seine Stelle, vielleicht auch die des Sophas, schien ein in der einen Ecke des Zimmers befindliches hölzernes Bettgestell vertreten zu sollen, das seine Häßlichkeit oberhalb durch einen viel häßlicheren Strohsack verdeckt hatte.

War die innere Ansicht meines Zimmers nicht eben die heiterste, so war die Aussicht, die es gewährte, viel häßli-

cher. Die Fenster führten auf den Hof. Auf ihm erblickte man ein Bild, das auf das Vollkommenste und Deutlichste zeigte, was man bei dem bekannten Ausdruck: „eine polnische Wirthschaft" sich vorzustellen habe. Strohbunde, Hafergarben, Viehtröge, stehende Pferdekrippen und dergleichen, lagen und standen auf dem ganzen Hofe in einer bunten Unordnung umher. Vor den Pferdeställen war hie und da der Mist liegen geblieben, der, zusammengefault und klar getreten, einen Koth bildete, der die Wanderung über den Hof zwar nicht lebensgefährlich, doch sehr unlustig machte. Ein von allen Seiten offener Schuppen, unter welchem sich kleine polnische Leiterwagen, Kutschen, Schubkarren und ein Corps von Hühnern trocken gestellt hatten, präsentirte sich zur rechten Seite. Ein breternes Häuschen, das man in Deutschland womöglich in den unsichtbarsten Winkel des Hauses stellt, bildete hier den Mittelpunkt des Hofes und gewährte, indem es, dem Einsturze nahe, aus allen Fugen gewichen, überall durchsichtig war, eine ziemlich unleidliche Ansicht.

Ich würde eines dreifachen Raumes bedürfen, um den Hof des Hotels vollkommen zu schildern, doch ich schließe, und überlasse der Phantasie und dem Appetite meiner verehrten Leser die Fortsetzung. —

Es schien, als wollten sich mir alle Menschengattungen Polens an einem Tage vorstellen. Ich war noch nicht länger als vielleicht zehn Minuten auf dem Zimmer, als sich die Thür leise öffnete und eine lange, magere Judengestalt eintrat. Es war ein Hausirer, der Pfeifenröhre, Spazierstöcke und dergleichen zum Kauf anbot. Nur mit der größ-

sten Anstrengung meiner Sprachwerkzeuge gelang es mir, diesen wandernden Mercantilisten zur Retirade zu bewegen.

Ich hatte kaum einige Minuten lang die Einsamkeit genossen, als nach eigenthümlich jüdischer Weise wieder eine Jüdin zur Thür hereingekrochen kam, die, obgleich ich ihr mit Händen und Füßen hinfort zu gehen winkte, dennoch ihren Platz behauptete, ihr Bündel auspackte, unter tausend anpreisenden Bemerkungen Tücher, Halsbinden, Hosenträger u. s. w. auf den Tisch ausbreitete, und mit Gewalt ihrer Zudringlichkeit und unerträglichen Sprache mich zwang, sie durch den Kauf eines Tuches zu entfernen.

Während meines Mittagsmahles, das mir die Schließerin auf das Zimmer brachte, ehe ich noch mit der Jüdin zu Ende war, hatte ich einen fast ununterbrochenen Kampf mit den jüdischen Haustrern zu bestehen. Am berüchtigtsten machte sich ein Judenjunge von ungefähr vierzehn bis funfzehn Jahren, auf dessen Oberlippe sich der ganze Inhalt der Nase gelagert hatte. Der Bube trat in das Zimmer mit einem am Halse hängenden großen Kasten, in welchem sich seine an Riech= und Zündfläschchen, Seifenkugeln, Schwefelhölzchen, Rasirpinseln, Siegellack und Oblaten reiche Waarenniederlage befand. Mit seltener Gewandtheit begleitete sein zum Vielsprechen eingerichtetes großes Maul die Bewegungen seiner Hände, welche mir in einer Minute funfzehn verschiedene Zünd= und Riechfläschen vor Augen und Nase hielten.

Man glaubt nicht, welche Gewandtheit im Handel diese jüdischen Haustrer, mit ihrer angeborenen Handelswuth vereinigen.

Um den Buben, der mit jedem Hauche einen abscheulichen Knoblauchgestank ausathmete, los zu werden, kaufte ich ein Riechfläschchen, dessen ich in seiner Nähe am meisten bedurfte; doch auch dies befreite mich nicht von ihm. Er bot mir mit derselben Zudringlichkeit jetzt andere Gegenstände an, und so war ich gezwungen, da er durch meinen mehrmaliger Rath: sich hinter die Stubenthür zurückzuziehen, sich nicht abweisen ließ, ihn hinauszuwerfen.

Ich glaubte von dem handelswuthigen Judenjungen befreit zu sein, doch er kam wieder hereingekrochen, und suchte vor Allem meinen gefährlichen Gallergüssen durch das Versprechen vorzubeugen, daß er billiger verkaufen wolle, als er eingekauft habe. So zwang mich die unerträgliche Knoblauchdunst, ihren Ausdünster nochmals über die Schwelle zu practiciren. Aber auch jetzt war ich noch nicht befreit. Der Bengel öffnete die Thüre zum dritten Male und steckte durch die Spalte den Kopf und ein chemisches Zündfläschchen mit dem Worten: „Härr lieb! *) ich bitt den Härr; kof der Härr å soi å Feierfläsch."

Schaarenweis halten sich solche jüdische Hausirer in der Nähe des Hotels der Provinzialstädte (in Warschau wird ihnen der Eintritt in die Hotels von den Wirthen verwehrt) auf der Lauer auf. Sobald ein Reisender ankommt, bestür-

---

*) „Härr lieb" so viel als „lieber Herr." Die polnischen Juden haben seit ihrer Auswanderung aus Deutschland die deutsche Sprache, die sie jedoch die jüdische nennen, beibehalten als Familiensprache. Doch haben sie dieselbe durch ungeschickten Gebrauch polnischer Constructionen und Wortfügungen höchst unkenntlich gemacht.

men sie ihn mit der unverschämtesten Handelswuth, und lassen ihn nicht eher ungestört, als er etwas von ihrer Waare gekauft hat. Treffen sie den Fremden, oder sonst Einen, dessen Aeußeres Kauffähigkeit beweist, außerhalb des Hauses, so verfolgen sie ihn in den Straßen oder sonst wo unter fortwährendem Anpreisen ihrer Waare mit der schamlosesten Zudringlichkeit, und lassen ihn womöglich nicht eher los, als er ihrem Verlangen genügt hat.

Will man vom Hausirer nicht kaufen, so hat man, um sich des Plagegeistes zu entledigen, nur, so viel ich weiß, ein einziges Mittel, nämlich, daß man sich kauflustig, zugleich aber geldlos stellt, und Waaren auf Credit verlangt. Augenblicklich wird dann der Jude, gewöhnlich persiflirend, hinweggehen.

Die Menge der Hausirer in den polnischen Städten ist eine wahre Qual für das Publicum. Nicht allein deshalb, daß es unaufhörlich beunruhigt und gepeinigt wird, sondern auch weil es immer die Diebeshände dieser Menschen schmerzlich empfinden muß, die aus einem Hause in das andere gehen, in jedes Zimmer so geräuschlos als möglich kriechen und, wenn sie Jemanden darin finden, ehrliche Handelsleute sind, wenn sie das Zimmer leer treffen, mitnehmen, was sich am leichtesten ergreifen und fortbringen läßt. Von den Hausirern hauptsächlich kommt es, daß in den polnischen Städten Diebstähle zur Tagesordnung gehören.

Jemehr dies Unwesen der öffentlichen Sicherheit gefährlich ist, um so mehr sollte man erwarten, daß die Behörde dagegen wirke. Doch man täuscht sich in dieser Erwartung. Zwar existirt aus früheren Zeiten eine Verordnung gegen

das Hausiren, doch ist sie nie in Anwendung gekommen. Warum es nicht geschehen ist, ließe sich vielleicht am richtigsten aus Verbindlichkeiten erklären, welche die Hausirer, oder noch wahrscheinlicher die jüdischen Handelshäuser, welche Hausirer aussenden, den Beamteten auferlegt haben.

Die wenigsten Hausirer treiben ihren Handel auf eigenes Risico; die allermeisten sind von großen Handelshäusern accordirt. Es giebt unter diesen Handelshäusern welche — namentlich in Warschau — die dreißig bis vierzig Hausirer halten. Es kann keiner Frage unterworfen sein, daß unter solchen Verhältnissen jedes reelle Geschäft leidet. Den Nachtheil haben natürlich die christlichen Kaufleute, die einzigen Inhaber der reellen Geschäfte, welche von jenen Vortheilen eben so wenig Gebrauch machen wollen, als können, weil sie einer Seits nicht Jude genug sind, um ihr Geschäft durch so schmutzigen Betrieb zu entwürdigen, anderer Seits, weil ihnen keine Hausirer, die sämmtlich Juden sind, dienen würden.

Sobald ich das aus einer Menge von Fleischgerichten bestehende Mittagsmahl und während dem, wie erwähnt, fünf jüdische Plagegeister beseitigt hatte, rief ich meinen Reisegefährten, den rothbekäppten Candidaten, zu einer kleinen Wanderung durch die Stadt ab. Von der Brücke aus, welche über einen Arm der Prosna führt, der den westlichen Theil von Kalisch durchschneidet, genossen wir ohne Frage die beste Ansicht, die die Stadt in ihrem Inneren aufzuweisen hat. Die Straßen auf beiden Ufern zeigten sich breit und reinlich und die Häuser bis zu einer gewissen Entfernung ganz ansehnlich. Wie ich erfuhr, hatten hier die meisten Personen

von Rang, z. B. der Militair= und Civil=Gubernator, die Präsidenten des Handels=Tribunals und des Municipal=Gerichts, Generale ꝛc., ihre Wohnungen aufgeschlagen, was zur Verschönerung des Stadttheiles durch Anbau neuer hübscher Häuser und zur Reinlichkeit durch Verbot des jüdischen Trödelhandels viel beigetragen hatte. Dieser hübsche Stadttheil wird gewöhnlich nicht als zur eigentlichen Stadt gehörig angesehen, vielleicht weniger, weil in ihm kein städtischer Verkehr existirt, als weil er durch den Arm der Prosna abgeschnitten ist.

Wir wanderten über die Brücke in die eigentliche Stadt, wo wir zwar viele hübsche Häuser, jedoch auch eine große Menge von erbärmlichen Hütten fanden. Da aber, wie früher erwähnt, sämmtliche Gebäude wegen der Ankunft des Kaisers frisch aufgeputzt worden waren, so war ungeachtet der kleinen elenden Hütten die innere Ansicht der Stadt recht freundlich.

Die Straßen fanden wir, namentlich in der Nähe des Marktplatzes, ziemlich geräumig und gerade; nur eines guten Pflasters hatten sie sich nicht zu rühmen, auch nicht der Reinlichkeit, die man in einer so ansehnlichen Stadt, wie Kalisch ist, anzutreffen glauben dürfte. Diese Unreinlichkeit ist ein übles Zeugniß für zwei Classen der Einwohnerschaft. Daß die polnischen Juden außerordentlich viel mit dem Thiere gemein haben, dessen Genuß ihnen verboten ist, bewies diese Unreinlichkeit, oder speciell, die Menge von Unrathhaufen, welche vor den jüdischen Verkaufsgewölben lag.

Daß die Mistproducte der unkauscheren Gewölbebesitzer, über deren eins mein geistlicher Begleiter beinahe den Hals

gebrochen hätte, Monate oder gar Jahre lang liegen bleiben, macht gewiß eben so wie den Producenten der polizeilichen Aufsicht Vorwürfe.

Auffallend ist es, daß sich in Kalisch die Judenschaft über die ganze Stadt ausgebreitet hat. Ueberall, wo man hinsieht, in den besten Straßen, selbst am Markte haben die Juden ihre Etablissements. In anderen Städten Polens von ähnlichem Range wie Kalisch hat man die Juden auf einen bestimmten Stadttheil verwiesen so, daß sie mit den Christen nicht in allzu harte Concurrenz treten können; andrer Seits, daß das Publikum nicht nothwendig durch den jüdischen Koth waten muß. —

Wir schritten über mehre freie Plätze, von denen der Markt der bedeutendste war. Ihn hübsch zu finden, hätten freilich die erbärmlichen kleinen Häuser auf der Ostseite erst beträchtlich wachsen und das Wachhaus, welches sich gerade auf die Mitte des Marktes gestellt hat, verschwinden müssen. Hauptsächlich dies Wachhaus giebt dem Marktplatze ein häßliches Ansehen. Es ist nichts als eine große, niedrige Bude, deren Dach von beiden Seiten absichtlich so übergelegt worden ist, daß es von Säulen, die nichts mehr als grob zugehauene Balken sind, unterstützt werden mußte. Die eine Seite dieser Bude ist für die Wache, die anderen drei Seiten für kleine Kramläden eingerichtet.

In der Zahl der schlechtesten Häuser nimmt auch das Rathhaus, das die eine Ecke des Marktes bildet, einen Platz ein. Es ist ein winkliches, niedriges, erbärmliches, obendrein im Inneren und Aeußeren unsauber gehaltenes Gebäude, das, wenn man von der Würde des Rathhauses auf

die Würde des Rathes schließen könnte, die Hypothesis zu einer schlechten Thesis liefern würde. Billiger Weise sollte Kalisch, eine Stadt, die im Lande den ersten Rang nach der Residenz einnimmt, wohl für ein anständiges Rathhaus — das Herz der Stadt — sorgen; oder wenn es vielleicht das jetzige Rathhaus, in Rücksicht auf sein Alter, das übrigens, wie mir gesagt wurde, nicht über vier Jahrhunderte hinauf reicht, nicht durch Invaliderklärung kränken wollte, so möchte es dasselbe wenigstens in baulichem und noch mehr in reinlichem Zustande erhalten, denn Reinlichkeit, namentlich im Innern, kann unmöglich der Alterwürde Abbruch thun.

Wir versuchten eine Expedition in die auf der Südseite liegende Vorstadt von Kalisch, welche, wie uns gesagt wurde, ausschließlich von der niedrigsten Classe der Juden bewohnt war, doch der entsetzliche Schmutz der engen, theils ungepflasterten Straße, welche durch diese Vorstadt führt, und der aus den schlechten Hütten hervorqualmende Gestank veranlaßten uns zu eiligem Rückzuge.

Auf dieser Retirade, in einer Straße dicht beim Markte, zog das gemeinschaftliche Backwaarenverkaufshaus unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Haus hat keine Höhe, aber eine Länge, welche die halbe Straße mißt. Es bildet vorderseits eine Säulenhalle, in welcher sich eine lange Reihe von kleinen Gewölben befindet, in denen alte Weiber den Backwaarenverkauf abwarten. Die Colonne dieser alten Weiber, die, mit Broden und Semmeln verschanzt, theils mit unbebrillten, theils mit bebrillten Augen aus den kleinen Gewölbefenstern hervorguckte, gewährte uns in der That einen höchst spaßhaften Anblick. Vielleicht hätten wir die alten Personen eher

bemitleiden als belachen sollen, denn von früh bis zum Abend in einem solchen Käfig zu sitzen, den eine etwas corpulente, nach jüngst verwichner Mode beärmelte Dame sicherlich so ausgefüllt hätte, daß keine Semmel mehr darinnen Platz hätte finden können, mochte wohl eine Art Tortur sein.

Der Backwaarenverkauf in einem gemeinschaftlichen Verkaufshause mochte hier hauptsächlich wegen leichter und schneller polizeilicher Controle eingeführt sein. Ein junger Handwerksmann, mit dem wir zufällig zusammen kamen, erzählte, daß auch die Fleischer gehalten seien, ihre Waare nur auf offnem Platze zu verkaufen, wo sie fortwährend unter den Augen der Polizei seien. Dies ist eine gute Einrichtung; nur kommt es darauf an, daß die Augen der Polizei gut sind.

Ueber die Bevölkerung Kalisch's wurde uns gesagt, daß ein Sechstheil aus Juden, ungefähr ein Zwölftheil aus Deutschen und der Rest aus Polen und Russen bestehe. Die Russen, wurde uns gesagt, betragen, wenn das Militair unberücksichtigt bleibe, kaum vier Procent.

Hinsichtlich der Stände verhielt es sich hier wie in fast allen beträchtlicheren Städten Polens. Die Juden nämlich hatten, jedoch nicht ausschließlich, den Handelsstand, die Deutschen fast ausschließlich den Gewerbestand und Russen und Polen den Beamteten-, Geistlichen- und Landwirths-Stand inne. Die höchsten Amtsstellen waren mit Russen, niedrigere oder wirkliche Subaltern-Stellen fast durchgängig mit Polen besetzt.

Wir setzten unsere Wanderung in die vom Markte nord-

seits liegenden Straßen fort. Die Bemerkung, daß sich fast mit jedem Hause, an dem wir vorüberschritten, die Zahl der offnen Schnapsläden vergrößerte, machte uns so neugierig, daß wir uns nicht enthalten konnten, in eins dieser begeisternden Locale einzutreten. Ein dickbäckiges Schenkmädchen, das sich vorderhalb bis unter das Kinn mit einer weißen Schürze überzogen hatte, war nach Abzug einiger Meerschweinchen das einzige lebende Wesen, das wir in dem kleinen Laden fanden. Außer einem Schenktische, hinter welchen sich das Mädchen verschanzt hatte, war nichts zu erblicken, was Meublen ähnlich oder gleich gewesen wäre so, daß wir nicht begreifen konnten, wie in diesem stuhl- und banklosen Locale Gäste sich aufhalten konnten. Ein ungeheueres Regal, auf dem sechs Colonnen von Flaschen prangten, die gefärbtes Wasser von allen nur denklichen Couleuren enthielten, war nächst der Schenkerin der betrachtenswertheste Gegenstand. Die vielen verschiedenfarbigen Wasser im Regale sollten wahrscheinlich ohne Kostenaufwand dem Laden den Ruf verschaffen, daß er eine außerordentliche Auswahl an Schnapssorten besitze.

Es wurde uns ziemlich schwer mit der polnischen Schenkerin zum Verständniß zu kommen. Ob sie sich auch schon unter fortwährendem Lachen alle Mühe gab, ihre zehn deutschen Worte in eine anschauliche Gestalt zu versetzen, so ließ sie in ihrer Rede doch so starke Blößen, daß unsere Phantasie kaum im Stande war, dieselben zu ergänzen und uns begreiflich zu machen, daß wir um die Sorte unseres Geschmackes befragt worden seien. Endlich hatten wir es errathen. Die Antwort würde uns jedenfalls sehr schwer

geworden sein, wenn uns nicht die Aufschrift einer der sechs auf dem Schenktische stehenden Flaschen, die ächte Schnapssorten enthielten, das ursprünglich deutsche Wort „Kimel"*) gezeigt hätte. Die Schenkerin stellte zuvörderst einen Teller, der mit zolllangen Stücken Häring und einen zweiten, der mit Bissen Brod behäuft war, auf den Tisch und schenkte sodann aus der bezeichneten Flasche zwei tüchtige Gläser voll. Als wir die Gläser nahmen, ein Wenig ihres Inhaltes schlürften und sie nach deutscher Sitte zu mehrmaligem Gebrauch niederstellten, wollte sich das Mädchen halb todt lachen, indem es zu wiederholten Malen versicherte: „Polak guter kann." In der That überzeugten wir uns wenige Minuten später, daß die Polen die Branntweinconsumtion besser zu fördern verstehen als die Deutschen. Ein junger Mann, den der Actenstoß unter dem Arme als Gerichtsboten legitimirte, trat ein, legte sogleich das Geld hin und forderte Majową wódkę (Maischnaps). Wie mit einer Blitzeszuckung war das nicht unbedeutende Quantum zum Nichtsein befördert. Mit der größten Schnelligkeit steckte der kunstfertige Söffel einen Bissen Brod und einen Zoll Häring in den Mund, und ging mit vollen Backen, kauend, ohne weiter ein Wort zu

---

*) Ungemein viele fremde, namentlich französische Worte sind in die polnische Sprache übergegangen. Doch gebraucht der Pole für dieselben nicht die fremde Schreibart. Er schreibt sie polnisch der Aussprache angemessen; z. B. Auberge, Oberża u. s. w. Ich glaube, der Pole ist in dieser Kleinigkeit verständiger als der Deutsche. Ist ein fremdes Wort einmal in die Sprache aufgenommen und einheimisch geworden, so mag es auch nach der Schreibart der Sprache geschrieben werden.

sagen, hinfort. Das Mädchen sah uns an und meinte: „so machs Polak.“

Jetzt wurde es uns wohl erklärlich, warum in dem Schnapslocale sich weder Stühle noch Bänke und in Allem nur drei Schnapsgläser befanden. Wenn ein jeder Gast so schnell sein Geschäft abmachte, so konnte natürlich in einer Stunde mit den drei Gläsern halb Kalisch begeistert werden.

Der städtische Pole hält sich nicht eine Minute lang beim Branntweingenuß auf. Er kommt, bezahlt, trinkt und geht. Nichts ist ihm lächerlicher, als wenn der Deutsche eine Stunde lang von einem Gläschen saugt, das ohne Hinderniß im Augenblicke durch die Kehle gleiten könnte.

Ist auch diese Eilfertigkeit des Trinkens in Polen nicht gerade auf Zeitersparniß berechnet, so ist sie doch eine Sitte, welche eine große Zeitersparniß bewirkt, und folglich den langsamen deutschen Vieltrinkern, die drei Viertel ihrer Lebenszeit dem Durste zum Opfer bringen, wohl anzuempfehlen.

Indem wir uns der polnischen Schnapshebe empfehlen und den Freudentempel verlassen wollten, der so manchen über die Drangsale der Wirklichkeit hinaushebt, um ihn desto tiefer wieder hineinzustürzen, fiel uns ein rothbedruckter, am Schenktische hängender Zettel in die Augen, den das Mädchen Āfĭsch (Affiche) nannte. Waren uns auch seine Worte eben so unverständlich als der Ausdruck der Schenkerin, so erkannten wir doch leicht, daß er ein Verkündigungspapier der Thalia sei.

Etwas Erwünschteres als die Bekanntschaft mit der dramatischen Kunst Polens konnte uns in der That der Abend nicht bieten. Eiligst verließen wir, um zum Theater zu wandern, das Schenklädchen, blieben aber auf der Straße stehen, um irgend einen vorübergehenden Juden zu erwarten, durch dessen Wegbeschreibung wir die Lücken unserer Localkenntniß ausfüllen konnten. Ein Jude erschien, doch er verstand sich nicht zu einer bloßen Beschreibung des Weges. Wir mußten ihn als Führer mit uns nehmen und honoriren. Nachdem wir die Längen verschiedener Gassen und Gäßchen ausgemessen hatten, gelangten wir zum Theaterhause, das aber zu unserem nicht geringen Aerger geschlossen war. Es waren nämlich so wenige Zuschauer erschienen, daß die Künstler es nicht der Mühe werth erachtet hatten, ihre Hermeline, Goldpapierkronen und weitere Kostbarkeiten abzunützen. Entweder war dies ein schlechtes Zeugniß für die Kunstleistungen der Schauspieler, oder für den Kunstsinn der Polen. Der uns begleitende Jude, der sich rühmte, mit den Theaterverhältnissen sehr vertraut zu sein — er hatte sich seine Kenntniß dadurch erworben, daß er öfters aus dem Schauspiel zurückkehrenden Herrschaften mit der Laterne vorgeleuchtet hatte — meinte: „wenn se gaiben zů schaun å Bällët, do loift Alls zů de Treater, zů schaun de Wuden (Waden) vun de Tanzschicksels*); uber heit hoben se zů speilen wöll'n å Meilorama (Melodrama).“

Demnach stimmte der polnische Geschmack mit dem jetzigen deutschen vollkommen überein. —

*) „Schicksel“, deutsch: Mädchen.

Da wir von dem Aeußeren des hölzernen Theatergebäudes auf das Innere und die inwohnende Kunst schlossen, so befreundeten wir uns gern mit dem herben Geschick und wanderten wohlgemuth zu unserem Hotel zurück. —

Ich war kaum über die Schwelle meines Zimmers getreten, als die besorgte Schließerin herbeikam und sich nach den Bedürfnissen meines Magens erkundigte. Daß derselbe bei einer so langen Wanderung endlich kühne Anforderungen erhob, durfte ich ihm eben nicht übel nehmen; daß ich ihm diese Anforderungen jetzt durch zwei Portionen verweisen ließ, nahm er mir wahrscheinlich eben so wenig übel, und zwar um so weniger, als das Kochkunstproduct vortrefflich war.

Selbst an diesem einen Tage hatte ich hinreichende Beweise erhalten, daß man der polnischen Küche durchaus keine Vorwürfe machen dürfe; was sie liefert, ist äußerst geschmackvoll und reich zubereitet. Einzelne Gerichte, welche der Deutsche gewöhnlich tadelt, sind Eigenthümlichkeiten des Landes, an welche man sich bald gewöhnt. Ein deutscher Banquier, der nach Warschau reiste, meinte, als er zum ersten Male Barszcz aß: „die Polen müssen gleichen Geschmack mit dem Borstenthiere haben, da die Suppe sich um nichts von dem Branntweinspülig unterscheidet.“ Später hat man gesehen, daß dieser Herr bei einem Mittagsmahle sich vier Portionen jener Suppe geben ließ, freilich — ohne das Borstenthier wieder zu erwähnen. —

So angenehm mir auch die Unterhaltung der Schließerin, die auf die umständlichste Weise bewies, daß der Dienst in einem Hotel, das einem Witwer oder Junggesellen gehöre,

viel angenehmer sei, als in einem, wo eine Frau herrsche, während dem Essen war, so widerlich wurde sie mir, sobald ich den letzten Bissen an seinen Bestimmungsort gefördert hatte. Nicht etwa, daß das dickbäckige Mädchen und seine Erzählung mit meinem letzten Bissen ihre Liebenswürdigkeit und Interesse verloren hätten; aber die Zeit des Schlafes war gekommen, nach der sich mein Leib mit all seinen fünf Sinnen gesehnt hatte. Einem Menschen, dem eine zehn Stunden lange Fahrt auf dem schlechten Wege des Herzogthums Posen den Kopf wüste geschüttelt hat; dem die russischen Grenzbeamteten alle Geisteskräfte in die höchste Spannung, welcher natürlich die größte Erschlaffung folgt, gesetzt hatten; dem eine lange Wanderung über die jüdischen Unrathhaufen und eine zweite, schöngeistige, zum Thalientempel Kalisch's das Mark aus den Füßen gesaugt hatten, und dem die Dunst des Schnapslocales alle Lebensgeister in Abspannung gesetzt hatte — einem solchen Menschen, denke ich, durfte man es nicht übel deuten, wenn er die längste Erzählung der dickbäckigsten polnischen Schließerin gegen eine Minute Schlafes für Bagatelle erachtete. Ich unterbrach das redselige Mädchen, stand auf und wandt mich nach dem hölzernen Bettgestell, auf dem sich nichts als ein von unzähligen Menschenlasten niedergelagerter Strohsack befand. Ein schrecklicher Anblick für einen deutschen Rücken! Die Sache war nicht so gefährlich, als ich dachte. Die Schließerin erklärte, daß das Erscheinen einer Matratze und des Zubehörs nur von meinem Befehle abhänge. Diese kurze Erklärung der Schließerin überwog wirklich ihre ganze vorherige stundenlange Unterhaltung. Sonderbar erschien es mir, daß man in Polen den

Gästen die Wahl zwischen einem unappetitlichen Strohsacke und einem vollständigen Bett überläßt, und daß man nicht von vorn herein annimmt, daß jeder anständige Mensch auch eines anständigen Bettes für seine Ruhe bedürfe. Der Umstand erklärte sich aus den Sitten des Landes. Es führt nämlich jeder Pole auf der Reise sein eignes Bett bei sich so, daß er im Gasthause nichts weiter als ein Bettgestell und einen Strohsack zu verlangen nöthig hat.

Somit bedürfen nur die ausländischen Reisenden in Polen vollständiger Betten. Da man aber dem Fremden nicht an der Stirn ansehen kann, ob er ein bebetteter Pole oder ein bettbedürftiger Ausländer sei, so wartet man seinen Befehl ab.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß alle Gasthäuser Polens für In- und Ausländer eingerichtet seien; im Gegentheile, nur einige wenige Hotels in Kalisch und Warschau haben sich in Folge der allgemeinen Klagen der durchreisenden Ausländer veranlaßt gefunden, vollständige Betten anzuschaffen. Sonst findet man nirgends in Polen Gasthäuser, welche damit dienen können. Die ausländischen Reisenden sind auf dem flachen Lande und in anderen als den beiden genannten Städten viel zu selten, als daß sich das Capital, welches so theuere Geräthschaften erfordern, verzinsen könnte.

Bald brachte die Schließerin Matratze, Tuch, Kissen und eine wattirte, von dunkelfarbigem Zeuge gefertigte Decke. Sehnte ich mich nach so vielen Anstrengungen auch noch so sehr nach einer recht gemächlichen Ruhe, so mußte

ich mich doch bequemen, in meinem völligen Anzuge einen unbequemen Schlaf zu halten, da mir die Decke, deren dunkle Couleur den Grad ihrer Reinheit verbarg, eine allzugewaltige Scheu einflößte.

In der That ist die Speculation der Wirthe, welche durch die Dunkelfarbigkeit des Zeuges die Decken in den Stand zu setzen sucht, einer Legion von kranken und gesunden Schläfern dienen zu können, ohne waschbedürftig zu werden, ein wenig unsauber. —

Dritter Abschnitt.

Die Anstrengungen des vergangenen Tages hatten dafür gesorgt, daß mich die erste Nacht in Polen aller Unbequemlichkeit ungeachtet durch einen prachtvollen Schlaf erfreute. Es mochte schon gegen acht Uhr sein, als mir mein Bewußtsein wiederkehrte. Nachdem mein Appetit im Kaffee und der Kaffee in meinem Magen untergegangen war, ging ich, um den Candidaten abzurufen, mit dem ich mich verabredet hatte, den kalischer Wochenmarkt zu besuchen, der am heutigen Tage Statt finden sollte. Doch ich fand sein Zimmer verschlossen. Wahrscheinlich war sein Schlaf noch süßer als der meinige. So unternahm ich eine kleine Solowanderung, die mir eine merkwürdige Scene zu Gesicht führte.

Als ich über die Brücke schreiten wollte, bemerkte ich in einiger Entfernung in der Straße auf dem linken Ufer der Prosna einen Zusammenlauf von Menschen, der auf mich seine magnetische Kraft ausübte. Die Menschen hatten sich hier um den zum großen Theil schon verwesten Leichnam eines Bauers versammelt, der vor wenigen Minuten im Flusse gefunden worden war. Gleichfalls durch

die Versammlung des Volkes herbeigelockt, erschien nach einigen Minuten ein Polizeisergeant. Dieser Mensch hatte, wie es schien, seine Dienstinstruction vortrefflich inne. Mit dem ersten Blicke, den er auf den Leichnam warf, ertheilte er auch, ohne weiteres Nachdenken, an einige Kerle, die in seiner Nähe standen, den Befehl, den Leichnam vor der Stadt im freien Felde oder hinter dem Gottesacker einzuscharren. Nach diesem Befehlsausspruch ging er mit der größten Gleichgiltigkeit hinweg.

Die Kürze dieses Verfahrens erregte natürlich meine ganze Bewunderung. Ob der Mensch das Recht hatte, über eine Leiche, die allerdings einem Selbstmörder, doch eben so wohl einem ganz ehrbaren Christen angehören konnte, mit so verachtender Kürze und hauptsächlich mit solcher Selbstständigkeit zu verfügen, blieb mir zweifelhaft. Ein Deutscher, der durch langjährigen Aufenthalt in Polen mit den Gebräuchen des Landes gewiß völlig bekannt geworden war, billigte das Verfahren des Sergeanten gänzlich, doch bezweifelte er, daß der Befehl desselben so ohne Weiteres vollzogen worden sei. Er erzählte, es sei schon oft der Fall gewesen, daß dergleichen aufgefundene Leichen länger als einen Monat unbeerdigt geblieben seien, weil der Pfaffe sie nicht ohne die Begräbnißgebühren habe annehmen, und das Gericht die Gebühren nicht habe bewilligen wollen. Dem Gericht nämlich, erzählte der Befragte, kommen die Begräbnißkosten eines legitimationslosen Körpers zu. Um diesen Kosten zu entkommen, suche das Gericht dem Körper durch Aufsuchung seiner Angehörigen, denen zuvörderst die Beerdigung zukomme, die nö-

thige Legitimation zu verschaffen. Da diese Bemühung des Gerichts aber wegen Abhörung verschiedener Zeugen Wochen- oder gar Monatsfrist erfordere, so bleibe auch so lange der Körper außer der Erde; und bleibe die Bemühung fruchtlos, so komme doch weiter nichts heraus, als das Gericht erkläre, um von Kosten frei zu bleiben, den Körper für einen einem Selbstmörder gehörigen, als der er hinter dem Gottesacker oder im freien Felde eingescharrt werden dürfe.

Unter solchen Umständen war der kurze Befehl des Sergeanten allerdings zweckmäßig und gut. —

Ich schritt in das Hotel zurück und holte den Candidaten zu der verabredeten Wochenmarktbeschauung ab.

Schon in der Straße, die von der Prosnabrücke zum Markte führt, fanden wir ein solches Gewimmel von polnischen Bauern und Juden, daß wir uns nur mit Mühe fördern konnten. Die betrachtenswerthesten Personen waren hier die polnischen Bauern, die in langen, bis zu den Stiefeln herabreichenden, weißen Sukmanen (Kitteln) und ellenhohen Schlafpelzmützen, die wahrscheinlich einen herrlichen Schutz vor der heißen Sommersonne gewährten, ungemein unbehilflich und träge in der Straße hinhumpelten. Wäre uns ein Schluß zu ziehen erlaubt gewesen, aus dem Gange und den Bewegungen dieser Leute, so würden wir gesagt haben: es existire kein fauleres Geschöpf auf Gottes Erdboden als der polnische Bauer. Man muß diese Menschen sehen, wie sie sich mit ihren ungeheueren Stiefeln, in denen sich außer den Füßen auch noch große Strohwische befinden, schlotternd und schwerfällig durch die Straßen

schleppen, um sich von ihrer Trägheit einen Begriff machen zu können. Bemerkenswerth an diesen eisbärähnlichen Wesen waren auch die Schnauzbärte, die sie fast ohne Ausnahme trugen, und die langen struppigen Haare, deren Ansehen deutlich bewies, daß sich mit ihnen der Kamm nicht eben viel zu schaffen mache. —

Wir hatten uns durch das Gewirr der Bauern, Juden, Weiber u. s. w. ziemlich bis zum Ende der Straße vorgearbeitet, als wir mit einem Judenjungen, der vor einem Bauer floh, dem er, wie es schien, Zwiebeln gestohlen hatte, in ziemlich unsanfte Berührung kamen. Der Bengel fuhr blitzesschnell, Jeden, der ihm im Wege war, auf die Seite rennend, zwischen den Menschen hindurch, und verschwand in einiger Entfernung vom Markte in ein kleines Häuschen. Hinter ihm rannte unter dem fortwährenden Geschrei „zatrzymaicie!“ (haltet auf!) der Bauer.

Mit dieser Scene, in welcher auch mein geistlicher Begleiter, indem er von dem Judenjungen fast über den Haufen gerissen worden wäre, eine Rolle spielte, kündete sich uns der polnische Wochenmarkt an, den wir, auf den Marktplatz tretend, in seiner ganzen Größe und Schönheit erblickten. Ein buntes Gewirr! Bauern, ihre Kühe, Schweine oder Kälber führend; Juden mit hohen Hühnerkörben auf dem Rücken; russische Soldaten, mit großen Handkörben den Ehehälften ihrer Officiere folgend; Hausirer, Bauerfrauen, in leinenen Tüchern ihre Marktwaaren auf dem Rücken tragend — Alles wälzte sich auf dem Wege, der rings um den Marktplatz frei gelassen war, unter gegenseitigem Stoßen, Drängen und Treten, wodurch sich

hie und da vollkommene Schlägerei entwickelte, bunt unter einander herum. Einen Anblick genossen hier die Augen, den sie wahrlich so leicht wo anders nicht finden konnten. Auch für die Ohren war gesorgt, denn Schimpfen und Zu- und Ausrufen tönte überall aus dem Gewirr der Menschen hervor.

Noch bunter, doch weniger gefahrvoll als auf dem Wege war es auf dem mittlen Raume des Marktplatzes, wo die Verkäuferinnen feil hielten. Wir drängten uns dahin, um vor Rippenstößen und Quetschungen sicher zu werden. Dem einen Unheil waren wir entgangen, dem anderen fielen wir in die Arme. Hier übten wieder die jüdischen ambulanten Hökerinnen, die minütlich an uns herantraten und ihre Apfelsinen, Kirschen u. s. w. anboten, ihre ganze Quälgewalt aus. Eigentlich durften, wie wir erfuhren, diese wandernden Handelsfrauen nicht auf den inneren Raum des Marktes kommen, wo sich die festen Verkaufsstände befanden, doch sie kümmerten sich wenig um diesen Befehl.

Ueberhaupt schien die Unordnung, welche herrschte, vorzüglich von der Eigenwilligkeit der Verkäufer herzurühren, denn daß das Gericht Ordnung wünschte, und zu Erlangung derselben Anordnungen getroffen hatte, ließ sich daraus ersehen, daß, wenn man sich so ausdrücken darf, die verschiedenen Sorten der stehenden Verkäuferinnen auf bestimmte Theile des Platzes angewiesen waren. Die unausstehlichsten dieser Verkäuferinnen waren uns die Jüdinnen, die auf der einen Seite des Marktes mit Mützen, Band, Nadeln, Federvieh, Pöcklingen, Häringen u. s. w.

feil hielten. Diese Weiber schrieen einen Jeden, der vorüber ging, ob sie auch schon überzeugt waren, daß es kein Käufer sei, mit ihrer grellen Stimme, zum Handel einladend, an. So zum Beispiel riefen uns einige Weiber, die mit Häringen handelten und aussahen, als ob sie selbst Jahre lang zwischen ihrer schwedischen Waare in der Tonne gesteckt hätten, ihre Einladungsformel „Härr lieb! jich bitt die Härrn; kof de Härre!“ zu, obgleich sie recht wohl wußten, daß es uns nicht einfallen werde, unsere Finger, namentlich auf offnem Markte, mit ihren Häringen in Berührung zu bringen.

Auch die allerwärts sich herumdrehenden Polizeidiener zeigten sich unserer genaueren Beachtung werth. Diese Menschen langten sich überall von den Eßwaaren zu, ohne sich zu einer Bezahlung verpflichtet zu fühlen. Einer dieser ewig hungrigen Beamteten nahm von einer Jüdin einen Pöckling, holte sich aus einem Laden des Backwaarenhauses eine Semmel, und ging dann an das mit gekochten, unabgehülsten Erbsen gefüllte Faß eines alten Hökers, wo er nun abwechselnd mit Erbsen, die er mit der bloßen Hand aus dem Fasse raffte, mit Semmel und mit Pöckling sein Maul stopfte. Als seine Mahlzeit so weit gediehen war, daß er ohne Bedenken ob des Reinabgenagtseiens den Pöcklingsschwanz einem Bauer in die langen Haare werfen konnte, schritt er auf die entgegengesetzte Seite des Platzes, wo er mit gleicher Berechtigung seine Kinnladen von Neuem in Bewegung setzte. — In einer späteren Zeit und einer anderen Stadt Polens wurde mir ein solcher Polizeidiener seines abnormen Geschmackes wegen merkwürdig.

Derselbe hatte sich nämlich mit eben solcher Befugniß wie der obenerwähnte eine Apfelsine und einen Häring zugelangt, und combinirte dies zu einer, wie es schien, köstlichen Mahlzeit. —

Welche Gründe die Verkäufer veranlassen, von diesen Wächtern der Marktordnung solchen Waarenraub zu ertragen, kann man deutlich in dem jüdischen Sprichworte erkennen: „Willst du sein sicher vor dem Polician*), laß ihn fressen so viel wie er kann.“ Es ist wirklich so; der Verkäufer kann sich durch nichts besser vor den amtsgewaltigen Händen dieser uniformirten Nagethiere sichern, als durch Befriedigung ihrer Zähne. —

An der einen Ecke des besetzten Platzes zogen mehre alte Weiber vornehmlich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieselben verkauften aus über Kohlenfeuern stehenden Kesseln warme Suppe, deren hauptsächlichster Bestandtheil gekochte Rindskaldaunen waren. Die Polen nennen diese Speise Flaki.

Eins der Weiber, welches sich durch sein haarloses Alter und seine unverwüstliche Geschäftigkeit auszeichnete, wurde uns besonders interessant. Zwei Schritte entfernt von dem Kessel hatte die Alte eine hölzerne Bank, auf welche sich immer nur je zwei hungrige Bauern niederließen, (mehr Gäste nämlich konnte die Alte nicht auf ein Mal annehmen, da sie nur zwei Speiseschüsseln besaß) aufgestellt. Sobald zwei Bauern kamen, schöpfte sie eiligst mit einem schwarzen Kochtopfe die Suppe auf die Schüsseln, die sie

*) Polician, der polnische Ausdruck für Polizeidiener.

dann mit zitternder Hand den langhaarigen Gästen überreichte. War vielleicht in eine Schüssel eine Kaldaune zu wenig gekommen, so fischte sie nachträglich mit einem Stocke, an dem sich unten ein natürlicher Haken befand, noch eine ängstlich aus dem Kessel heraus und reichte sie dem Bauer hin, der, erfreut über so seltene Gerechtigkeit, schmunzelnd die Schüssel entgegen hielt.

Mein Begleiter meinte: o ungenirtes, glückliches Volk! und zog mich am Aermel mit sich.

Auf der Westseite des Marktes fanden wir das ganze Corps der Bauerweiber, welches mehre ungerade Reihen bildete. Ein jedes Weib hatte das leinene Tuch, in welchem es seine Waare zu Markte gebracht hatte, (Tragkörbe oder ähnliche Geräthe kennt der polnische Bauer nicht) auf die Erde und auf dasselbe die Waare gebreitet so, daß der Marktplatz von dieser Seite völlig servirt war. Die meisten Weiber hatten sich in Ermangelung von Sitzgeräthen unmittelbar — d. h. wenn man Rock und Hemd nicht Mittel nennen will — mit untergeschlagenen Füßen an den Erdboden gelagert, und boten auf diese Weise einen eigenthümlichen Anblick. —

Wir wollten zum Hotel zurückschreiten, doch fanden wir Veranlassung nochmals Halt zu machen. Die Handelei eines Juden mit einem Bauer, der Gurken zum Verkauf hatte, erschien uns selbst im Geberdenspiel — denn die Sprache verstanden wir nicht — zu interessant, als daß wir hätten theilnahmlos vorübergehen können. Endlich waren Käufer und Verkäufer über den Preis einig geworden. Der Jude verlangte die Zuzählung der Gurken, die

der auf dem Wagen sitzende Bauer aber vor geschehener Geldzahlung mit der ganzen Hartnäckigkeit verweigerte, zu welcher ihn sein nicht grundloses Mißtrauen veranlaßte. Ein neuer Wortwechsel entspann sich, in welchem, wie es schien, der Jude seinen Zweck durch die Betheuerung, daß er ein ganz ehrlicher Mann sei, zu erlangen suchte. Doch das Rechthaben mußte diesmal dem Rechte weichen. Der Jude mußte zuvörderst das Geld auszahlen. Nachdem nun der Bauer die gehörigen Schocke in den Sack des Juden gezählt hatte, glaubte dieser, nämlich der Jude, seine Hab- und Rachsuchts-Griffe ungefährdet thun zu können. Mit schwarzkünstlerischer Schnelligkeit raffte er vom Wagen noch drei bis vier Mal so viel, als er an Gurken fassen konnte, in seinen Sack, und begab sich auf eine triumphartige Flucht. Mit einem Bärensatze aber war der schwerbestiefelte Bauer vom Wagen herab, eilte nach, und hielt mit der ganzen Kraft seiner muskelreichen Arme, das unrechtmäßig Zugelangte zurückfordernd, den Juden fest. Dieser erhob ein plötzliches Zetergeschrei, in Folge dessen von allen Seiten Juden herbeiströmten, die ohne Weiteres ihre Fäuste an dem unglücklichen Bauer für ihren beleidigten Glaubensbruder Rache nehmen ließen.

Man glaubt nicht, mit welchem Eifer die Juden einander beistehen. Eine natürliche Folge davon, daß sie bei Niemand außer sich selbst Schutz finden und — finden können, da sie meist die Schuldigen sind. Kommt man auf offner Straße mit einem Juden in Disharmonie, so kann man sicher darauf rechnen, daß man in wenigen Minuten von einem ganzen Corps von Juden umringt ist, das sich

jeder Zeit bereit fühlt, der gerechten oder ungerechten Sache des Glaubensbruders seine Fäuste zu widmen. So muß sich oft der polnische Bauer die Schurkereien der Juden gefallen lassen, indem die Uebermacht der jüdischen Fäuste ihm die Erlangung seines Rechtes durch seine zwei Fäuste verwehrt. Auf seine Collegen kann der in jüdische Händel verwickelte Bauer nie rechnen; diese ziehen sich vielmehr zurück, und überlassen den Glaubens- und Schicksals-Bruder der Rache der langbärtigen Hebräer. —

Die Affaire des gegenwärtigen Gurkenbauers war noch nicht zu Ende. Der Rücken des Bauers würde schwerlich mit einer Hand breit gesunder Haut den jüdischen Fäusten entkommen sein, wenn nicht zufällig drei russische Soldaten dazu gekommen wären, die ohne langes Gericht den entzügelten Juden durch Rippenstöße und Püffe Friedensliebe eingeflößt hätten. In Folge dieser Dazwischenkunft zogen sich die Arme zurück, die Stimmen aber geriethen in einen um so gräßlicheren Kampf. Schimpfen, Jammerschreien, Fluchen, Rechtsprechen und Hohnlachen bildeten ein abscheuliches Stimmengewirr, das einige Minuten lang dauerte, bis ein Polizeidiener herzutrat, um welchen sich sogleich das ganze Judencorps herumdrängte, um ihm den Hergang der Sache und sein Recht zu erklären. Der jüdische Gurkendieb spielte hierbei eine ächt jüdische Rolle. Er drückte sich an den uniformirten Ordnungswächter heran, küßte ihm zuvörderst ein Schock Mal die Hand, und erzählte ihm unter Formation von schrecklichen Schmerzesmienen, wie er ganz unschuldig sei, und doch von dem Bauer sowohl, als von den Soldaten große Gewaltthätigkeiten habe ertragen

müssen. Während dieser Erzählung versäumte er nicht, dem Polizeidiener ein polnisches Zehngroschenstück (20 Pfennige) in die Hand zu stecken. Danach war bei dem Polizeidiener kein Besinnen mehr nöthig; derselbe wandt sich nach dem Bauer um, zog demselben, während der Jude mit den Gurken davon ging, etliche Stockhiebe über den geduldigen Rücken, und ging darauf so gleichgiltig, als ob sich gar nichts zugetragen hätte, mit seinem Zehngroschenstücke in einen Schnapsladen. —

Gott segne deinen Trank, dachte ich, du edler Ordnungswächter!

Wer in einem polnischen Polizeidiener ein Quentchen von Schaam- oder Ehrgefühl suchen wollte, würde sich sicherlich eine vergebliche Mühe machen. Von solchen Substanzen besitzt ein solcher Mensch keinen Hauch. Sein ganzer geistiger Inhalt ist die Geldsucht, welche eine Folge der Unzulänglichkeit seines Soldes ist, der monatlich zwischen sechs und neun Thalern beträgt. Natürlich macht der Polizeidiener nicht sein geistiges Nichthaben, sondern sein geistiges Haben zum Motiv seiner willkürlichen, amtlichen Handlungen. Er verlangt nach Geld: so hält er es mit dem, von dem er solches erwarten kann; und da er Schaam- und Ehrgefühl und folglich Moral nicht besitzt, so kommt ihm wenig darauf an, ob der, dessen Partei er des Geldes wegen nimmt, Recht hat oder nicht. Der Jude, mit dem er stets in Berührung kommt, von dem er öfters Lapowe oder dem Gleiches erhält und von dem er es in jedem Falle erwarten kann, ist daher stets sein Schützling. Der arme Bauer, der nichts zu bieten hat, oder, wenn er es hat, aus Unbehilflichkeit nicht bietet, muß stets, wie in gegenwärti-

gem Falle, Unrecht leiden, und zwar dies meist auf sehr gröbliche Weise. Da nun die Erhaltung der Ordnung in den niederen Kreisen des polnischen Verkehrs, ja, man könnte sagen, die Gerechtigkeitspflege fast nur den Polizeisergeanten und Dienern überlassen ist, so kann man sich leicht denken, wie wenig sich die niedrigsten Classen der polnischen Christen, hauptsächlich die Bauern, vor dem Schwindel der Juden zu sichern im Stande sind. —

Wir verließen den Marktplatz, auf dem wir so viel gesehen hatten, daß wir nach Mehrem durchaus kein Verlangen fühlten, und begaben uns zu dem Hotel, um das Mittagsmahl einzunehmen. Nach 2 Uhr Nachmittags, als zu welcher Zeit wir unsere Pässe vom Rathhause wieder zurückerhalten hatten, setzten wir unsere Reise fort.

Vierter Abschnitt.

Bald hatten unsere gestärkten Rosse Kalisch hinter unseren Rücken gezogen. Je weiter wir uns von dieser Stadt entfernten, um so weniger Stoff zu Unterhaltung fanden wir außerhalb unserer Kutsche. Die Chaussee wurde ungemein menschenleer, und die flache Gegend zeigte sich so öde, dürftig und unlieblich, daß wir mit Anwendung einiger Phantasiehebel leicht der Meinung werden konnten, wir befinden uns in der Steppe am schwarzen Meere, von welcher der treffliche Mickiewicz sagt, es herrsche eine so athemlose Stille in ihr, daß man hören könne, wie sich der Schmetterling auf dem schmächtigen Halme wiege und die zarte Schlange über das weiche Erdmoos gleite. Eine solche Leblosigkeit in der Gegend, und noch mehr auf dieser Chaussee, die man für die belebteste des Landes zu halten gewöhnt ist, durfte wohl jedem mit den Verhältnissen des Landes Unbekannten unbegreiflich sein. Daher war es meinem Reisegefährten, dem Candidaten, nicht übel zu deuten, daß er, als er auf einer achtstündigen Fahrt nur drei begegnende Wagen und fünf Füßler gezählt hatte, äußerte, er könne nicht begreifen, wozu diese Chaussee gebaut sei.

Man würde sich irren, wenn man die geringe Frequenz dieser Straße eine Folge der geringen Landesbevölkerung nennen wollte. Vor der letzten Revolution war diese Straße belebter als irgend eine Deutschlands. Unser Kutscher, den wir um die Ursache des jetzigen Zustandes der Chausseefrequenz frugen, erklärte ganz richtig: die Ursache der Oedheit dieser, wie aller polnischen Straßen, sei die letzte Staatskrisis, welche das Volk in einen tiefen Mißmuths- und Muthlosigkeits-Schlaf versenkt habe.

Die Edelleute sind, oder waren in Polen die vorzüglichsten Reisenden. Vor der Revolution war es dem Edelmann ein Bedürfniß, alljährlich ein Bad zu besuchen. War er nicht im Bade, so lebte er abwechselnd in Warschau und auf seinen Gütern. Dies erforderte Reisen, und belebte die Straßen. Mit der Revolution hat sich dies geändert. Ein Mal ist die Zahl der Edelleute durch die Auswanderung der Flüchtlinge um Vieles schwächer geworden, was natürlich auf die Frequenz der Straßen Einfluß haben muß; zum Andern hat sich mit Veränderung der Stimmung die Reiselust der zurückgebliebenen Edelleute verloren. Die meisten polnischen Edelleute, die früher wöchentlich und täglich auf der Straße zwischen ihren Gütern und der Hauptstadt zu treffen waren, bleiben jetzt Monate lang, gleich wie Menschen, die fürs Leben abgestorben sind, hinter ihrem Kaminfeuer sitzen. Sie kümmern sich nicht gern um ihren nächsten Nachbar mehr; es fällt ihnen nicht ein, die Hauptstadt zu betreten, oder Reisen im Lande zu unternehmen, wo ihnen jeder Schritt schmerzliche Gefühle erweckt; es fällt ihnen nicht mehr ein, eine Badereise zu unternehmen, denn

der nöthige Paß, dessen Erlangung vor der Revolution zwei Stunden erforderte, jetzt aber oftmals mehr als eine Jahresfrist nöthig hat, würde sie, noch dazu als Bittsteller in Berührung mit der russischen Behörde bringen. Obendrein müßten sie befürchten, trotz der glaubhaftesten beigebrachten ärztlichen und anderweitigen Zeugnisse auf die Supplik eine abschlägige oder, wie es auch schon der Fall gewesen ist, gar keine Antwort zu erhalten — und dies ist wahrlich für einen polnischen Edelmann das gräßlichste Gift, dem er sich ohne Noth natürlich nicht aussetzen mag. So vermeiden die meisten Edelleute die Reisen. Sie haben sich von der großen Welt zurückgezogen, um in der kleinen Welt, die ihnen ihre ländlichen Besitzungen bilden, wenigstens ungestört ihre trübe Laune pflegen zu können.

Aus solchen Umständen entspringt vornehmlich die Leblosigkeit der Straßen. Viel trägt auch zu ihr der durch die jetzigen Verwaltungsverhältnisse ungemein erschwerte Handelsverkehr bei.

Der Kutscher war noch in das Gespräch über die Chausseen, welches ich mit ihm unterhielt, vertieft, als er einen pfeifenden Peitschenhieb über seine wohlgefüllten Backen erhielt, der auch leider meine linke Hand traf. Ein im Fluge vorüberfahrender Postillon war der Jupiter dieses kalten Blitzes. Nachträglich warf er uns noch eine wüthende Miene und die Worte zu: „Psakrwi jedźcie na bok“ (wörtlich: Hundeblute, fahrt auf die Seite.) Der russische Major oder Obrist, was er auch sein mochte, der in der Extrapostkutsche saß, amüsirte sich so herzinnig an der Heldenthat seines Postillons, daß er sich in einem

brüllenden Gelächter kaum erschöpfen konnte. Der Mensch mochte viel Zartgefühl besitzen. Unser Kutscher, der, da der Postillon kein Signal gegeben hatte, sich unschuldig und seine Unschuld gemißhandelt fühlte, entwickelte eine entsetzliche Wuth, und wollte mit Gewalt den pfeilschnellen Postillon einholen, um rächend demselben einen gleichen Hieb über die Backen zu ziehen. Gelang ihm auch dies gerechte Unternehmen nicht, so hatte es doch das Gute, daß es unsere Fahrt nach Warschau um eine Viertelstunde verkürzte.

Dieser Beweis von der Zartheit der polnischen oder russischen Conversation, der sich allzutief in meine linke Hand eingedrückt hatte, als daß ich seine Aufzeichnung hätte übergehen können, gab meinen Reisegefährten Stoff zu einem langen stummen Nachdenken. Wahrscheinlich fühlten sie sich durch ihn veranlaßt, zu erwägen, ob es möglich sei, in Polen glücklich zu leben, ohne vorher ein Russe zu werden.

Während so meine Reisegefährten den Stoff ihrer Unterhaltung aus ihren Befürchtungen und Hoffnungen schöpften, fand ich ihn in der Gegend, die zwar von meiner nächsten Nähe bis zum fernen Horizonte wenig Abwechselung, aber doch viel Eigenthümlichkeit blicken ließ. In schmalen, vier bis fünf Furchen breiten, spitz aufgewölbten Rücken oder Beeten, auf denen das Getreide meist dürftig stand, zogen sich die kaum funfzig Schritte langen Feldstücke bald in die Länge, bald in die Quer so, daß die Fläche oft das Ansehen eines unregelmäßigen Damenbretes annahm. Dünne Fichtenwälder von sehr geringem Umfange lagerten sich hie und da in die Fläche, und bewiesen durch ihr Aeuße-

res, daß trotz der Holzarmuth der Gegend nur wenig oder nichts für ihr Gedeihen gethan werde. Da und dort stieß das Auge auf einen schmalen Strich morastiger Wiese, der sich an den Ufern eines Baches oder am Rande eines Regenpfuhles gebildet hatte. Niedrige Sandhügel begrenzten hie und da die Aussicht. Schlehenbüsche, wilde Birnen- und Aepfelbäume standen zerstreut überall in den Fruchtfeldern, und verliehen dem ganzen Bilde wenigstens einige Munterkeit. Die Dörfer, welche uns zu Gesicht kamen, waren so erbärmlich, wie wir noch nie welche gesehen hatten. Die elenden mit Stroh oder Schilf gedeckten Hütten lagen meist ohne alle Ordnung umher. Von Obstgärten, in welche unsere deutschen Dörfer gewöhnlich ganz versteckt sind, war nichts, von hohen hölzernen Kreuzen und Heiligenstatuen aber die Hülle und Fülle zu sehen. Armuth und landwirthschaftliche Unwissenheit ließen sich in Allem, was die Gegend zeigte, sehr deutlich erkennen.

Der Ausspruch unseres Kutschers, daß es sich in Polen am besten schlafend reise, enthielt, wie ich an dieser Gegend deutlich genug erkannte, große Wahrheit. Auch meine Reisegefährten schienen sich von dieser Wahrheit überzeugt zu haben, denn sie lagen alle in dem tiefsten Schlafe, als wir an einer Chausseebarriere anlangten, die uns eines sehr sonderbaren Ereignisses wegen merkwürdig wurde.

Schon vorher waren mir die russisch-polnischen Chausseebarrieren auffallende Erscheinungen gewesen wegen der kleinen, ungefähr vier Quadratellen umfassenden, bretternen, mit den russischen Couleuren (schwarz, roth, weiß) und der großartigen Ueberschrift „Chaussee-Controle" ver-

zierten Buden, die den Einnehmern zur Wohnung dienten; bei gegenwärtiger Barriere aber war mir nicht diese Wohnbude des Einnehmers, sondern der Einnehmer selbst eine auffallende Erscheinung; nicht etwa darum, daß er ein Jude mit langem Barte, noch dazu in seiner eigenthümlichen Tracht war, denn auch die Einnehmer, die ich schon hatte kennen lernen, waren Juden ohne Verfälschung, sondern seiner ächt jüdischen Amtsverwaltung wegen. Als wir noch in einiger Entfernung waren, zog er schon den Schlagbaum herab. Wir hielten; er trat heran mit einem tiefen Complimente und verlangte das ihm Gebührende. Der Kutscher suchte lange nach einem dem Betrage gerade anpassenden Geldstücke, fand aber, daß er keins habe. Auch wir konnten ihm nicht aushelfen. Er war zweifelhaft, was er zu thun habe. Dem Juden ein größeres Geldstück geben und ihm die Rückgabe des Ueberschusses überlassen, schien ihm nach den Erfahrungen, die er auf früheren Reisen gemacht hatte, gefährlich. Er verlangte nun, der Jude solle ihm zuvörderst den Ueberschuß von einem Zweiguldenstück geben. Das Bestehen auf diesem Verlangen hätte ihn allerdings sicher gestellt, doch er war so thöricht, dem jüdischen Einnehmer auf die mehrmalige Betheuerung: „er wolle nischt so gesünd haim kimmen zü saine Kinder, wenn er nischt den Rest kanz eirlich wiedergäb", das Zweiguldenstück zu überlassen. Der Einnehmer ging in seine Bude zurück, und ließ den Schlagbaum in die Höhe; wir aber warteten vergebens auf seine Wiederkehr und die Rückgabe des überschüssigen Geldes. So mußte sich am Ende der Kutscher bewogen fühlen, seinen Sitz zu verlassen, und

der „eirlichen“ Person des Einnehmers in der Bude einen Besuch abzustatten. Dies — und vielleicht unsere Durchfahrt ohne Weiteres noch lieber — hatte der Jude eben gewollt. Hier, ohne Zeugen, unter vier Augen, konnte er ohne Scheu seine Amtsuniform ausziehen — doch eine solche hatte er nicht an — und den jüdischen Speculanten spielen. Er ließ dem Kutscher die Wahl zwischen zwei Anerbietungen, die beide zu seinem Vortheil waren. Er wollte nämlich statt der zehn überschüssigen Groschen nur fünf und den Chausseezettel, oder die gesammten zehn Groschen „eirlich“ geben, und den Chausseezettel zurückbehalten Natürlich war dem Kutscher sein Geld lieber als der Zettel, den er freilich an der nächsten Barriere verloren zu haben behaupten mußte, wenn er nicht eine Untersuchung, die doch zu nichts geführt hätte, veranlassen, und einen langen Aufenthalt sich verursachen wollte.

Spaßhaft beim Betruge dieses Juden war, daß nicht der Staat, sondern ein Jude betrogen wurde. So betrog ein Jude den andern; also ein — — —.

Als uns später mehre solche jüdische Einnehmer, wenn auch nicht so grobe, doch ähnliche Händel und Verzögerungen verursachten, wollte sich mir die Meinung aufdringen, daß der polnische Jude das untauglichste Geschöpf für den Beamtetenstand sei; doch ein leichter Rückblick auf die Grenze überzeugte mich, daß man von diesen jüdischen Einnehmern im Gegentheile nur auf eine große Befähigung der Juden zum polnischen Amtsdienst schließen könne; denn sie bewiesen ja, daß sie die Gebräuche des Landes meisterhaft inne hatten und zu handhaben verstanden. — —

Da ich vielleicht später nicht wieder Gelegenheit haben könnte, über das Chausseeeinnahmewesen zu sprechen, so darf ich nicht Anstand nehmen, den Fortgang meiner Reise durch Aufzeichnung erst in späteren Zeiten erlangter Aufschlüsse ein wenig zu unterbrechen.

Man hat vielfach behauptet, daß die Judenschaft in Polen eine Pest für die Christen sei. Erwägt man die Menge von Chausseegeldeinnahmen, welche sich an den polnischen Straßen befanden, und zugleich, daß sämmtliche Inhaber Juden waren, so darf man in der That jene Behauptung schon zum großen Theil bestätigen. Wenn die Juden schon die öffentlichen Aemter, und zwar in so großer Zahl an sich brachten, was blieb dann für die Christen übrig? Sie mußten die Diener der Juden sein, sie mußten da darben, wo jene schmausten. Wir wollen der Landesverwaltung nicht den Vorwurf machen, daß sie ihre jüdischen Unterthanen absichtlich mehr begünstigt habe, als ihre christlichen, denn sie hatte die jüdischen Chausseeeinnehmer nicht in die Stellen eingesetzt; doch der Vorwurf ist ihr zu machen, daß sie bei ihren Handlungen zu wenig auf die die Christen benachtheilenden Folgen Rücksicht genommen habe; denn wenn sie, um mühelos davon zu kommen, das große Institut, das gesammte Chausseegeldeinnahmewesen des Königreichs, an einen Juden verpachtete, so entriß sie natürlich eine Unzahl nährender Aemter den christlichen Unterthanen mittelbar, indem sie dem jüdischen Universalchausseepächter das Recht übergab, die Einnehmereien mit seinen Glaubensbrüdern zu besetzen. Und dieses Recht haben die Monopolpächter, wie es billig ist, im ganzen Umfange

benutzt, woraus man gut sehen konnte, daß die Juden ihre Glaubensbrüder weit mehr berücksichtigen, als die Christen die ihrigen. Ein schönes Beispiel geben uns die Juden, das wirklich Nachahmung verdient! Den Glaubensbruder vornehmlich zu berücksichtigen und vor Nachtheil zu schützen, ist wahrlich recht, billig — und christlich, und berücksichtigenswerth da, wo es sich um Entscheidung der Emancipationsfrage handelt.

Das polnische Chausseewesen war oftmals ein merkwürdiger Speculationsstoff für die Juden. Die Behörde verpachtete das gesammte Chausseewesen des Königreichs an *einen* Juden, oder, wenn sich kein Einzelner fand, dem seine Mittel erlaubten, ein so großes Geschäft zu übernehmen, verpachtete sie die einzelnen Straßen, wie: von Warschau nach Kalisch, von Warschau nach Krakau 2c. Der jüdische Großpächter suchte aber das Risico von sich zu wälzen und sich einen sicheren Gewinn zu verschaffen, indem er seine Straße in große Stücke theilte und diese an mehrere Juden weiter verpachtete. Diese Stückpächter ahmten dem Großpächter nach, indem sie, natürlich mit Profit, die einzelnen Einnehmereien ihrer Chausseestrecken weiter verpachteten und so das gesteigerte Risico diesen Kleinpächtern auf den Hals schoben, welche, um ohne Schaden davon zu kommen, die Plagegeister der Reisenden werden mußten.

Hiernach dürfte man fragen, ob in Polen kein Gesetz existire? Man würde die Antwort erhalten; es existirt ein Gesetz, dabei aber kein Gesetz.

Im Jahre 1834 endlich ist zur Freude aller Reisenden das Chausseeunwesen zu Grabe getragen worden. Um den

Handelsverkehr des Landes zu begünstigen, — so hieß es — wurde das gesammte Chausseegeldabgabewesen aufgehoben, und somit der betheiligten Judenschaft das Nachgericht ihres Schmauses ungenießbar gemacht.

Hier wäre der Ort, der anderen großen Institute Erwähnung zu thun, die sich jetzt noch in den Händen der Juden befinden; doch ich werde sie bei späterer Gelegenheit zu beschreiben nicht vergessen; nur erwähne ich noch beiläufig, daß durch Aufhebung der Chausseegeldabgabe dem Handel Polens nicht, wie vorgegeben worden, eine Begünstigung zu Theil wurde; denn indem man für die aufgehobene Chausseesteuer den Stempel und das Briefporto um einen so bedeutenden Theil erhöhte, daß die Staatscasse, wie sich aus leichter Berechnung ergab, gegen früher einen ansehnlichen Gewinn erhielt, führte man offenbar den Handel, der bei Porto und Stempel am meisten betheiligt ist, tiefer in den Sumpf hinein, als er früher darin gesteckt hatte. —

Unser Kutscher, dem das Bewußtsein, von dem Juden übertölpelt zu sein, einen giftigen Aerger verursachte, ließ seine Wuth nun an den Pferden aus, die, in dem Wahne, durch Schnelligkeit der Peitsche ihres Regenten entfliehen zu können, uns pfeilschnell, also schneller, als es sonst Lohnkutscherpferde thun, in das Städtchen Turek zogen.

Wir hatten schon viel zu viel in Polen gesehen, als daß uns die Erbärmlichkeit dieses Ortes, gegen den ein mittelmäßiges deutsches Dorf für ein Feeenschloß gelten kann, in besondere Verwunderung hätte setzen können. Die Hütten waren ganz von derselben Art wie die, die wir in den Dörfern gesehen hatten, und berechtigten den Ort nur

dadurch zu dem Titel „Stadt“, daß sie in größerer Zahl vorhanden waren, und sich in geraden Reihen so aufgestellt hatten, daß sich einige Straßen bildeten. Von Straßenpflaster und sonstigen Bedürfnissen für verzärtelte Großstädter hatten diese Straßen freilich keine Spur.

Eine kleine, hübsche Kirche, welche uns ein großer freier Platz, der wahrscheinlich die Stelle des Marktes vertrat, präsentirte, verdient zur Ehre dieser vielleicht kaum hundert Häuser innhabenden Stadt erwähnt zu werden. Wir hätten nicht Ursache gehabt nachzufragen; schon der Umfang dieses Gotteshäuschens bewies, daß die christliche Gemeinde der Stadt außerordentlich klein sei. Den allergrößten Theil der Bevölkerung bildete die Judenschaft, die wir bei unserer Durchfahrt fast in ihrer ganzen Gesammtheit auf der offnen Straße erblickten. Namentlich war der offne Platz bei der Kirche so angefüllt von Juden, daß wir nicht ohne Umstände über ihn hinfahren konnten. Die alten bärtigen Väter hatten sich in starken Gruppen vor den Häusern auf Holzstämme, oder Bänke niedergelassen, und boten durch das Mienen- und Geberden-Spiel, womit sie ihre Unterhaltung begleiteten, dem Beobachter ein interessantes Bild. Ganze Heerden von Weibern standen hie und da bei einander, und gaben ihrem Nebenmenschen durch ein entsetzliches Geschnatter einen überflüssigen Beweis von ihrer Lebensexistenz. Die jüngeren Leute spazirten in den Straßen auf und ab. Namentlich fielen uns die Mädchen auf, die mit verschlungenen Armen colonnenweis auf der Chaussee, die die Hauptstraße des Städtchens bildet, hin- und herspazirten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt, namentlich dem Deutschen, der daran nicht gewöhnt ist, eine solche Versammlung von Juden. Man sieht hier diese Leute nicht wie in Deutschland ängstlich, unstät, in ihrem ganzen Wesen den nationalen Fremdling zeigend, sondern wie ein eignes Volk dreist der übrigen Welt gegenüberstehend, völlig heimisch, in ihren eigenthümlichen Gebräuchen, in ihrer alten Tracht, ich möchte sagen, völlig in ihrem Urwesen so, daß, wenn man sich von einer solchen Masse umgeben sieht, wie wir uns in Turek, man leicht in den Wahn gerathen kann, man befinde sich in dem ehemaligen Kanaan, dem schönen Lande, wo Milch und Honig floß, und centnerschwere Weintrauben unentgeltlich zu haben waren.

Ob dergleichen Straßenconferenzen, wie in Turek, auch in Kanaan an der Tagesordnung waren, weiß ich nicht; aber in Polen sind sie in allen Städten gebräuchlich, in denen die jüdische Bevölkerung von einigem Umfang ist. Sobald die Sonne untergegangen ist, schließt der Jude sein Geschäft, läßt seinen Riemen das gesetzliche Gebet verrichten, und begiebt sich dann, gewöhnlich mit seiner gesammten Familie, auf die offne Straße. Hier findet er nun die ganze Gemeinde der Gleichgläubigen und kann sich ohne Mühe bald mit Dem, bald mit Jenem über Handelsverhältnisse, oder das jüdische Interesse berührende Angelegenheiten unterhalten und berathen. Durch diese abendlichen Zusammenkünfte werden alle Glieder der jüdischen Gemeinde unter einander bekannt und befreundet, und es entwickelt oder erhält sich die Gleichgesinntheit, die Einstimmigkeit,

welche den jüdischen Angelegenheiten schon oft von großem Nutzen gewesen ist. —

Unser Kutscher hielt am Ende der Straße vor einer Hütte, an deren wandelbare Fensterladen die edle Malerkunst eine Reihe von übersprudelnden Bier- und Schnapsflaschen gezaubert hatte. Wahrlich mit nichts konnte er mir eine so große Freude bereiten, wie mit der Gelegenheit, die er mir bot, eine polnisch-jüdische Schenkwirthschaft in ihrem Innern kennen zu lernen.

Mit einer unzähligen Zahl der devotesten Zusammenkrümmungen stürzte sogleich, als unsere Kutsche stehen zu bleiben Miene machte, der langbärtige Wirth aus der niedrigen Thür hervor, an deren oberer Querpfoste er in aller Eile sich beinahe die Hirnschale eingerannt hätte. Aufreißen des Kutschschlages, mit einem sehenswerth linkischen Anstande uns zur Erde helfen und Anpreisen seiner vortrefflichen Schabbasfischchen, seines Bieres und Schnapses waren Werke, die er zu gleicher Zeit mit der größten Fertigkeit vollbrachte. Sobald wir in die rußige Stube getreten waren, deren niedrige, mit vielen Querbalken unterlegte Decke unsere Köpfe in drohende Gefahr versetzte, führte der langbärtige Herr Wirth mit vielen Knixen Einen von uns nach dem Anderen am Aermel zu dem großen Tische am kleinen undurchsichtigen Fenster, und nöthigte, auf der hölzernen Bank Platz zu nehmen. Sogleich brachte er eine Schnapsflasche mit einem statt Trinkglases dienenden Blechmäßchen, und bot uns schmunzelnden Gesichtes seinen begeisternden Fusel an. Da Niemand von uns Appetit zeigte, trug er verdrießlich seinen Labetrank in einen

alten Wandschrank zurück. War auch wirklich an Speisen und Getränken und an gar nichts in dieser Schenkstube etwas zu loben, so war es doch am Wirthe die Dienstfertigkeit. Er stellte jetzt vor Jeden von uns einen irdenen Teller und überreichte uns darauf abgenutzte hölzerne Löffel, als Mittel, durch welche wir der kleinen Schabbasfischchen habhaft werden konnten, die sich uns in einer mitten auf dem Tische stehenden kleinen hölzernen Gelte präsentirten. Wir waren noch zu kurze Zeit in Polen, als daß wir Fische mit Löffeln zu essen hätten verstehen können. Wir baten um Messer und Gabeln, konnten aber keine bekommen.

Messer und Gabeln nämlich, mit welchen ein Christ gegessen hat, darf der Jude nach seinem religiösen Gesetze nicht mehr in Gebrauch nehmen, damit er durch das an denselben hängen gebliebene christliche Gift nicht seine jüdische Kauscherkeit umbringe. So hätte unser Herr Wirth wohl billiger Weise besondere Messer und Gabeln für christliche Gäste halten sollen; doch diese Gäste waren wahrscheinlich zu selten, als daß das für Messer und Gabeln angewandte Kapital seine Zinsen getragen hätte, und so hielt er es für billig, die wenigen christlichen Gäste zu ihren Fingern oder den hölzernen Löffeln Zuflucht nehmen zu lassen.

Noth bricht Eisen: wir förderten die Fischchen theils mit Löffeln, theils mit den bloßen Fingern zu unseren Zähnen. Wären diese Fischchen auch bitter gewesen wie Galle, wir würden es nicht geschmeckt haben, denn der redselige Jude übergoß sie mit einer wahren Brühe des dicksten Lobes; und hätten wir nicht gewußt, daß sie die allergewöhnlichsten Weißfische waren, wir würden seine Behauptung, daß

sie von der allerfeinsten Fischsorte des Meeres und der Flüsse seien, für Wahrheit gehalten haben.

Die Kochprocedur der Fische beschrieb der Jude mit langen, umständlichen Worten; sie bestand darin, daß die Fische in reinem Salzwasser gekocht wurden. So einfach auch diese Zubereitung war, die Fische schmeckten uns gut. Freilich würden sie dies nicht gethan haben, oder wenigstens würden wir trotz dem Hunger keinen Appetit zum Genuß derselben haben können, wenn wir nicht durch den kurzen Aufenthalt in Polen schon einigermaßen verpolt gewesen wären. Wir selbst bewunderten die Umänderung unserer deutschen Natur. Namentlich war es uns unbegreiflich, daß das zweischläfrige, uns gegenüberstehende Himmelbett, dessen ursprüngliche weiße Farbe durch langjährige, jüdische Ausdünstung sich in ein geruchreiches Safrangelb verändert hatte, nicht seine Vomitivkraft auf unsere mit Schabbasfischen gefüllten Magen auszuüben Kraft hatte, oder besser, daß unsere Magen dieser Vomitivkraft zu widerstehen vermochten. Unbegreiflich war dies um so mehr, als die Vomitivkraft des Bettes sehr groß war, und obendrein durch die schöne Ehehälfte des Wirthes, welche mit ihrem vom jüdischen Ehegesetz kahl geschorenen Haupte gemächlich ausgestreckt auf dem Bette lag, mächtig gesteigert wurde. Die glückliche Frau unterhielt mit uns, ohne dabei von ihrem Ehehimmel herabzusteigen oder nur ihre saubere Position zu ändern, ein Gespräch, in welchem sie sich erkundigte: „å woi wir her kummen; ob wir Deitsche sain; å woi wir hin wölln; ob wir kummen zů kain (kommen zu gehen) oder zů fuhren, und obs ůns in

Poilen gefallt.“ Bei diesem Gespräch, bei dem wir öfters gezwungen waren, unsere Blicke auf das Bett und seine Bedrückerin zu richten, wäre es uns allerdings wohlthätig gewesen, wenn der Jude die Schnapsflasche wiedergebracht hätte.

Ich stand auf, ging in der Stube hin und wieder, und betrachtete dabei die wenigen Meubles und sonstigen Gegenstände. Es bedurfte keiner langen Schau; mit einem Blicke konnte ich den ganzen Inhalt des Zimmers fassen, denn er bestand nur in den Gegenständen, die schon erwähnt sind, in mehren offenen, zum Verkauf bereit stehenden Hafersäcken, einigen morschen Bänken, einer Kinderwiege, aus der bei jeder schaukelnden Bewegung eine Dunstwolke zur Decke stieg und aus einer quer durch die Stube gezogenen Leine, auf welcher zum Trocknen einige Hemden, Tücher und zerbeizte Windeln hingen. Doch den Kronleuchter darf ich nicht übergehen, der mitten in der Stube und zwar nothwendig so tief hing, daß er von jeder Person, der an der Erhaltung ihrer Nase etwas gelegen war, umgangen werden mußte. Er war massiv aus Bronze gearbeitet und sehr schön übersilbert. Ein besonderer Kunstwerth lag nicht in der Arbeit, und die Form hatte viel Schwerfälliges. Der Jude behauptete, daß dieser Kronleuchter gegen drei hundert Jahre alt, und auch abgesehen von diesem werthvollen Alter ein sehr kostbares Stück sei. Soviel sah ich allerdings ein, daß er kostbarer war, als alle übrigen Gegenstände der Stube, selbst das Himmelbett mit eingerechnet.

In der an die Stube stoßenden Kammer, durch deren offne Thür ich meinen Blick warf, war nichts weiter zu

finden, als eine große Masse von Hafer, ein Oelfaß und das Bett der Kinder, welches durch seine merkwürdige Construction meine Augen länger in Spannung erhielt. Durch drei gefüllte, quer hingelegte Säcke und eine auf dieselben gelegte alte Thür hatte man das Bettgestell gebildet. Darauf befanden sich einige schmuzige Stücken Federbett und ein den Dienst des Deckbetts versehender alter Schafpelz. Meine Frage, ob man schon in Kanaan eine solche Art von Betten gehabt habe, konnte der Wirth nicht beantworten.

Aus Allem, was meine Augen hier gefunden hatten, glaubte ich folgern zu müssen, daß unser bärtiger Wirth ein sehr armer Mann sei. Doch ich hatte mich geirrt; der Kutscher, der die Verhältnisse desselben genauer kannte, versicherte, daß er außer seiner Ehehälfte, Kindern und Schabbasfischchen auch ein Vermögen von mehr als zwanzig tausend Thalern commandire.

Wer nach den Meubles, Kleidungsstücken und Bequemlichkeitsgeräthschaften den Geldbeutel des polnischen Juden beurtheilen will, wird sich sicherlich in den allermeisten Fällen irren. Alles, was keine Zinsen trägt, ist dem Juden verhaßt; er hält es für überflüssig, und die Anschaffung dessen für thöricht. Daher kommt es, daß oft in einer zerrissenen und gräßlich geflickten Kutte, in der man einen Bettler zu erkennen meint, ein jüdischer Kapitalist steckt, den, wenn ihm die Legitimation auf die Stirn gedruckt wäre, mancher glatthosige Galanthomme beneiden würde. Diese übertriebene Geldliebe ist ohne Frage die Ursache der Ordnungsunliebe und der Unreinlichkeit, in der die meisten polnischen Juden schon bei Lebzeiten zu faulen anfangen

würden, wenn die Eintreibung der Zinsen sie nicht bisweilen in einen Regen des Himmels führte. Auch an unserer auf dem Himmelbette liegenden Wirthin würde ein solcher Regen viel Beschäftigung gefunden haben.

Wir machten uns eben zur Abfahrt fertig, als sich die Stubenthür, die seit ihrer Geburt von jedem Winter mit einer neuen Oeldunsthaut begabt worden war, die kein Sommer abgewaschen hatte, öffnete, und zwei Perser eintraten, deren hohe, schöne Gestalten meine weiblichen Reisegefährten, namentlich die altergraue Professorin, in ein brennendes Entzücken versetzten. Wer hätte dabei etwas Arges haben wollen? Waren doch selbst uns Männern die beiden schönen Perserfiguren, deren schlanker und doch so kräftiger, ebenmäßiger Wuchs noch durch die prachtvolle orientalische Kleidung und den sehr anpassenden Waffenschmuck hervorstechend gemacht wurde, interessant. Ich bin fest überzeugt, wenn Rußland zwanzig tausend solcher Leute in Eriwan gefunden hätte, wie diese beiden waren, so würde es keine in seiner Armee haben. Eine Muskelfülle zeigte sich an diesen beiden Persern, die wirklich groß war. Vor Allem interessant an ihnen war das braungelbe mit starkem, wolligem Barte besetzte Antlitz, das durch die sehr überstehende Stirn und den nur halb sichtbaren, schwarzen Augapfel einen ungemein starken Ausdruck von Melancholie erhielt.

Wie bei diesen beiden, habe ich fast bei allen Persern, die ich in Polen kennen lernte, einen nur halbsichtbaren Augapfel bemerkt, und bin daher der Meinung geworden, daß er eine Eigenthümlichkeit der Asiaten sei. So allgemein wie dieses nur halb sichtbare schwarze Auge fand ich

auch in den persischen Gesichtern den Ausdruck dumpfer Melancholie. Eine Phisiognomie, die heitere klare Lebenslust gezeigt hätte, habe ich bei den Persern wirklich nicht gefunden.

Die Phisiognomie scheint einen richtigen Abdruck ihres Charakters zu liefern. Sie sind sehr still und verschlossen, sinnend, nachdenklich, dabei ungemein mißtrauisch. Sie sind empfindlich, wie verzogene Kinder, die, gewöhnt an die Wärme einer zärtlichen Stube, aus vollem Halse schreien, wenn man ihnen mit kalten Händen die Wangen streicht. Ihre Reizbarkeit übersteigt alle Gränzen; ein Widerspruch, eine verweigerte Willfahrung kann sie zu halber Tollheit bringen und selbst, wie mehre Beispiele bewiesen haben, zu einer Mordthat veranlassen. Der übertriebene Eigensinn der Perser, gepaart mit einer wirklich thierischen Wollust, ist die Triebfeder gewesen zu mancherlei Greuelthaten, durch die diese Leute in Polen berüchtigt geworden sind. Man erzählt, daß mehre von den ersten Persern, die in Polen ankamen, einem jungen Weibe, das ihren Anforderungen zu willfahren sich weigerte, die Brüste abgeschnitten haben. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Arztes, wurde auf einer Reise von acht Persern überfallen und auf das Schändlichste mißbraucht.

Namentlich machten sich die ersten Perser in Polen durch dergleichen Greuelthaten gefürchtet. Der Fürst Paskiewicz hat natürlich nicht gezögert, den lüsternen Greuelthätern Kugeln durch den Kopf schießen zu lassen, was eine sehr gute Wirkung auf die späteren Perser hervorgebracht hat.

Doch ich vergesse meine beiden Perser, durch welche

meine Reisegefährtinnen in Entzücken gesetzt wurden. Sie traten ein, ohne irgend Jemandem einen Gruß zu bieten, oder nur ihre spitzen, in ein rothes Sammetfleckchen auslaufenden Mützen abzunehmen (Letzteres thun sie nie; auch selbst vor ihrem höchsten Vorgesetzten, d. h. wenn derselbe ein Christ ist, entblößen sie ihr mittelhalb kahlgeschorenes Haupt nicht), ließen sich von dem Juden Branntwein geben, den sie, dazu rohen Reis kauend, mit viel größerer Zierlichkeit genossen, als der Gerichtsbote in Kalisch, zündeten ihre kurzen Pfeifen an und gingen so complimentlos, als sie gekommen waren, was jedenfalls meine Reisegefährtinnen, die durch einen persischen Abschiedsknix glückselig geworden wären, am meisten schmerzte.

Nachdem wir noch der auf ihrem Ehehimmel oder ehelichem Himmelbett liegenden Jüdin ein glückliches Leben gewünscht hatten, verließen wir das schmuz- und dunstreiche Schenklokal und setzten unsere Reise fort.

Als wir nach Turek kamen, und seine elenden Hütten sahen, glaubten wir nicht, daß wir es so zufrieden verlassen würden. Ein Jedes hatte etwas gefunden, in dessen Besitze es sich glücklich fühlte. Die Damen waren entzückt durch die Bekanntschaft mit den beiden schmucken Persern, und wir, ich und der Candidat, freuten uns, eine jüdische Schenkwirthschaft kennen gelernt zu haben. Wäre wirklich Jemand von uns unzufrieden von Turek fortgefahren, so wäre es vielleicht die Frau Professorin gewesen, die häufig stöhnte und über Uebelkeit klagte. Wären wir in einer Stadt gewesen, so hätte sie leicht den zu viel genossenen Schabbasfischchen einen apothekarischen Durchfuhrpaß nach-

senden können; hier aber, auf der Chaussee, war leider keine Apotheke.

Hätten meine Reisegefährten nicht zu viel Stoff zur Unterhaltung aus der Judenkneipe mitgenommen gehabt, sie würden gewiß den Untergang der Sonne dazu gewählt haben, der in Wahrheit so schön war, wie ich ihn in meinem Leben noch selten gesehen hatte. So dürftig und traurig auch die Gegend war, in solcher Beleuchtung wurde sie doch zu einem lieblichen Bilde. Eine Strecke wild aufschießenden Birkengebüsches, dessen Blätter die hochrothen Strahlen auffingen, gewährte einen prachtvollen Anblick; sie schien ein Wald von Gold zu sein. Ein weiter, grünglänzender Streifen am östlichen Horizonte zog lange Zeit mein Auge auf sich, doch konnte ich nicht entdecken, wodurch er entstand. Am anderen Tage erst löste sich mir das Räthsel.

Es war schon dämmerig, als die Karczma (Landgasthaus), die wir zum Uebernachtungsorte ausersehen hatten, sich uns in den Weg stellte, und die Weiterfahrt verbot. Wir hielten vor dem großen Thorwege, der sich auf mehrmaliges Rufen unseres Kutschers öffnete, und uns nicht in einen Hof oder eine Hausflur, sondern in den Pferdestall einfahren ließ so, daß wir nach polnischer Sitte aus der Kutsche direct auf den Pferdemist steigen mußten, was namentlich den Damen eine sonderbare, unerklärliche Erscheinung war, da sie in der Meinung lebten, der Pole trinke den Hochzeitswein aus Schuhen. Nach der Landessitte aus Schuhen zu trinken, die sich nach der Landessitte mit Pferdemist gemein machen, ist allerdings ein Räthsel.

„Ländlich sittlich," ist das Sprichwort; in Polen ist es Sitte der Bauart, den Karczmen und kleinstädtischen Gasthöfen keinen Eingang von Außen, sondern von Innen, d. h. vom Pferdestalle aus, zu geben, und somit ist es auch nothwendige Sitte der Reisenden, über den Pferdemist in die Gaststube zu gelangen.

Alles, was man außerhalb Warschau in Polen sieht, giebt den Beweis, daß das Land aus der alten kunstlosen Natürlichkeit, die vor fünf hundert Jahren auch wo anders existirte, noch nicht in das Gebiet der Eleganz und Kunst übergetreten sei. Am Auffallendsten geben diesen Beweis die Karczmen und kleinstädtischen Gasthäuser in ihrer kunstlosen, fast möchte ich sagen, patriarchalischen Bauart. Vier hölzerne Wände bilden einen großen Kasten, in welchem sich alle Räume, die ein Gasthaus besitzen muß, wie Fache abgetheilt, befinden.

Ich darf nur die gegenwärtige Karczma beschreiben, um meinen Lesern ein Bild von diesen sämmtlichen Häusern zu geben, denn die Bauweise ist eine allgemeine.

Die Karczma bestand ohne irgend ein Nebengebäude in einem einzigen, großen, hölzernen Gebäude, dessen Breite fünf und zwanzig bis dreißig und Länge gegen siebzig Ellen enthielt. Innerlich offen bis in die höchsten Sparren, war sie einer Riesenbude zu vergleichen. Ihre Wände, aus liegenden, fichtenen Bohlen bestehend, die zwischen aufrecht stehende Baumstämme oder Säulen eingeklemmt waren und so Haltbarkeit empfingen, besaßen eine Höhe von sieben bis acht Ellen. Bei dieser geringen Höhe konnte natürlich kein Stockwerk vorhanden sein.

Innerlich an den langen Wänden, die in Folge schlechter Bearbeitung und Zusammenfügung der Bohlen Aussicht durch tausend Ritzen und Spalten gewährten, und den Winden beliebigen Eingang zuließen, befanden sich die Pferdestände, deren Mistfülle sich über den ganzen Raum des Hauses ausgebreitet hatte. Ein zwischen den beiden langen Reihen der Pferdestände befindlicher, ungefähr acht Ellen breiter Raum, der durch das ganze Gebäude sich hinstreckte, bildete die Ein- und Durchfuhrt und zugleich die Wagenremise. Aus fichtenen Bohlen hatten sich in zwei zusammen liegenden Ecken des großen hölzernen Kastens kleinere hölzerne Kasten gebildet, welche, einerseits, eine Futterkammer, andrerseits, die Gaststube und eine daran befindliche Kammer umfaßten. Diese Stube war das einzige bewohnbare Local und mußte daher dem Wirth und den Gästen zugleich dienen. Ihre Thür befand sich im Innern des Gebäudes so, daß man, um zu derselben zu gelangen, sich durch mancherlei künstliche Sprünge über die nach polnischer Sitte im Wege stehenden Pferdenachlässe hinweg setzen mußte.

Weit besser, als wir vermuthet hatten, fanden wir das Innere der Stube. Die Reinlichkeit des Fußbodens und der weißen, überkalkten Wände, die zwar sehr einfachen, aber hübschen, rothgestrichenen Meubles und die Durchsichtigkeit der Fenster setzten uns — denn wir waren ja schon zwei Tage in Polen gewesen — in Verwunderung, und ließen uns in Zweifel gerathen, ob wir uns wirklich in Polen befinden.

Bald nach unserem Eintritt erschien der Wirth, und mit ihm erhielten wir für unsere Zweifel ein Abführungsmittel. Er war ein ächter Deutscher. Nachdem er uns begrüßt,

reichte er Jedem von uns seine fünfendige Extremität, bat uns Platz zu nehmen, und trug in seinen weiten, faltigen Hosen seine nicht unwichtige Corpulenz wieder zur Thüre hinaus. Bald kehrte er zurück mit einer Schnaps- und einer Bierflasche; Gegenstände, an denen uns am allerwenigsten gelegen war. Wir hatten nicht, wie die Professorin, so viel Schabbasfischchen gegessen, daß wir über Verstopfung zu klagen Ursache gehabt hätten, darum lag uns auch jetzt mehr an einer sättigenden Speise als an Getränken, die nur höchstens zur Aufweichung des verstopfenden Fischquantums der Professorin von Nutzen sein konnten. Sehr grobes schwarzes Brod und polnischer Käse, der eigentlich nichts weiter als kümmel- und salzloser getrockneter reiner Matz, waren Alles, was die Karczma unseren verlangenden Magen anbieten konnte. So Weniges und Unmundliches dies auch war, so war es doch, nach der Behauptung des Wirthes, etwas Seltenes — nämlich in den polnischen Karczmen. In den allermeisten Karczmen, behauptete der dicke Deutsche, sei, und wenn man Gold und noch Besseres bieten wolle, nicht mehr zu erhalten als Bier, das den Ausländern gewöhnlich den Magen umkehre, und Branntwein, der ihnen besser zum Fußwaschen als Magenergötzen dienen würde. Daß wir uns nicht von Kalisch aus mit Nahrungsmitteln und Getränken versehen hatten, nannte der Wirth eine große Unvorsichtigkeit, der unsere Magen bis Warschau große Schmerzenopfer würden bringen müssen. Diese Prophezeihung traf auch sehr richtig ein. Der dicke Deutsche predigte uns — leider kam dies für unsere Umstände zu spät — eine ganze Instruction für Reisen in

Polen vor, und zwar dies in einem so possirlich zurechtweisenden Tone, daß ich ihn bat, sich zu mir zu setzen und seinen Vortrag weiter auszudehnen.

Ich hatte Gelegenheit eine neue polnische Sitte kennen zu lernen.

Auf meine Einladung: sich zu mir zu setzen, entgegnete der Wirth: ich solle entschuldigen, wenn er dies nicht eher thue, als ich eine Korzalka mit ihm genossen habe. Den Sitten des Landes, in dem man sei, meinte er, müsse man stets die gehörige Anerkennung beweisen. Nach den Gesetzen der Gastwirthschaft, dürfe der Wirth sich nicht zum Gaste setzen; wolle er es aber thun, so könne er es nicht als Wirth, sondern als Freund; dieser aber nach polnischer Sitte sein zu können, oder vielmehr, selbst sich für diesen mit Recht halten zu können, müsse ihm erst eine Gesundheit vom Gaste beantwortet sein.

Mit dieser Auseinandersetzung goß der dicke Wirth ein Glas voll, rief mir ein „zur Gesundheit" zu, und bannte mit einem Ruck das ganze begeisternde Quantum hinter seine Zähne. Ich wußte, daß verweigerter Bescheid in Polen, und namentlich hier, wo es sich darum handelte, den Werth einer Freundschaft anzuerkennen, die giftigste Beleidigung sei; so nahm ich mir denn vor, Courage zu fassen, und mit den Zähnen blindlings so herkulisch zuzubeißen, daß auch nicht ein lebendiger Tropfe im Glase bliebe, der die polnische Sitte beleidigen könnte. Unter starken Gesichtsverdrehungen gelang es. Der Freund setzte sich nun zu mir, und begann mit der Erzählung: wie er als Tuchwebergesell nach Polen gewandert, wie er da von einem polnischen Edelmann

auf dessen Güter gezogen, von ihm aber nicht contractmäßig honorirt worden sei, wie er am Ende sein Handwerk der Nahrungslosigkeit wegen niedergelegt und dafür die Schenkwirthschaft begonnen habe.

So sehr ich auch des Erzählers wegen dieser Erzählung meine Aufmerksamkeit zutheilte, so brach ich doch den Faden der Erzählung unmerklich ab, und lenkte das Gespräch auf die Gastwirthschaften des polnischen Landes, um den Grund ihrer Erbärmlichkeit zu erfahren.

Daß die Gastwirthschaften Polens, meinte der dicke Freund, so jämmerlicher Art seien, sei eine natürliche Folge ehemaliger Ereignisse und noch gegenwärtiger Zustände. Polen habe sich nicht entwickeln und beleben können, wie andere Staaten, denn Kriege und andere Reichszerrüttungen und nebst diesen auch die lächerlichen Eigenheiten des Adels seien Hindernisse für jeden Fortschritt der Cultur und jeden Aufschwung des Verkehrs gewesen. Hieraus sehe man, daß z. B. der Gewerbestand, der von der Ruhe des Landes und von dem Adel vornehmlich abhänge, selbst ehe er noch eigentlich Leben besessen habe, schon für lange künftige Zeiten todt bedingt worden sei. Wo aber kein Gewerbestand vorhanden sei, da könne auch von einer großen Frequenz keine Rede sein. Theils unmittelbar, theils mittelbar durch den Gewerbestand hänge nun aber auch das Leben des Handels, das jedenfalls den größten Einfluß auf die Frequenz des Landes habe, von jenen Ereignissen ab. Der Handel Polens sei daher ein krankes, jämmerliches Wesen, das umsoweniger der Gastwirthschaft Nutzen gewähren könne, als es noch obendrein in den Händen der Juden liege. Der Jude

nämlich, wenn er ja eine Reise mache, kehre womöglich nie bei einem Christen ein, und sei er dazu gezwungen, so nehme er nicht mehr als eine Streu in Anspruch, da er lieber, wenn er nicht Speise bei sich führe, bis zum anderen Tage und bis zur Ankunft in einem jüdischen Hause hungere, als etwas von dem Christen genieße. So sei auch der Handelsstand für den Wirthsstand todt. Eben so wenig Nutzen habe nun auch von dem Edelmann die Gastwirthschaft, da derselbe entweder mit vorausgesendeten Pferden Tag und Nacht bis zu seinem Ziel so reise, daß er einzukehren nicht nöthig habe, oder, im anderen Falle, Koch, Küche und Speisekammer bei sich führe. Da nun auch auf die wenigen ausländischen Reisenden, die zum größten Theile nach vorher eingezogenen Erkundigungen sich von der Grenze aus so einrichten, daß sie auf die Gasthausbequemlichkeiten des Landes verzichten können, kein Gewicht zu legen sei, so sei die Gastwirthschaft, des flachen Landes hauptsächlich, ausschließlich auf den Bier- und Branntweinverkauf angewiesen, der von dem gemeinen Volke, Bauern und jüdischen Fuhrknechten, begünstigt werde. Mehr als Branntwein und Bier habe auch selten oder nie eine polnische Karczma zu bieten, und dabei seien diese Getränke meist noch sehr erbärmlich, weil der Wirth nur Pachter und als solcher gezwungen sei, sie von dem Grundbesitzer, dem Edelmann, zu kaufen, der, da der Absatz ihm sicher stehe, um größeren Gewinn zu haben, sie so gering als möglich bereiten lasse. Aus dem Allen folge nun sehr direct, daß sich ein gut eingerichtetes Gasthaus in Polen, wozu natürlich in diesem Falle Warschau, Kalisch und einige andere große Städte nicht zu rechnen seien, nicht

erhalten könne, oder daß die Gasthäuser Polens nothwendig schlecht sein müssen.

In den Händen des Adels, meinte der Wirth weiter, liege allerdings gewisser Maaßen die Belebung des Verkehrs auf umgekehrte Weise. Wenn nämlich der gesammte Adel sich entschlösse, mit einem Male seine Gasthäuser gut einzurichten, so würde das Land mit einem Male wirthbar, die Reisen würden bequemer und der Verkehr bald lebhafter. Doch dies sei jetzt am Wenigsten zu erwarten. Vor der Revolution habe der Adel schon angefangen, auf das Verkehrwesen sein Augenmerk zu richten. Mehre Edelleute haben sogar durch Aufbau nach deutscher Art eingerichteter Gasthäuser an der Chausse von Warschau nach Krakau ein gutes Beispiel gegeben, was gewiß bald und vielfach würde nachgeahmt worden sein, wenn nicht eben jene Revolution eingetreten wäre, deren unglücklicher Ausgang den Unternehmungsgeist des polnischen Adels so niedergeschlagen habe, daß nun nichts mehr für das Verkehrswesen von seiner Seite erwartet werden könne. Man dürfe, meinte der Wirth, dem Adel übrigens seine jetzige Thatlosigkeit nicht verargen; warum solle er denn seinem Feinde das Land schön und bequem machen? —

Die Erzählung würde vielleicht noch zwei Stunden gedauert haben, wenn meine Reisegefährten den redseligen Wirth nicht durch ununterbrochenes Gähnen daran erinnert hätten, daß sie einer anderen Ergötzung bedürfen. Er schloß daher seine Abhandlung, brachte sechs Schütten Stroh, die er zur Lagerstatt für uns sämmtlich, den Kutscher mit

eingerechnet, lang in die Stube ausbreitete und mit einem groben Leinentuche überdeckte.

Wir würden, da wir ein Mal wußten, daß nichts Besseres zu erlangen sei, uns mit dem größten Appetite auf diese Streue gelegt haben, wenn nicht der gute Mensch vorsorglich noch erinnert hätte: wir möchten uns ja nicht etwa ekeln, denn in seiner Karczma habe man nicht, wie in anderen polnischen Karczmen, Läuse zu befürchten. In den anderen Karczmen, meinte er, wo häufig Bauern und jüdische Fuhrknechte übernachten, seien solche Thiere allerdings einheimisch, und der heute Uebernachtende müsse gewöhnlich die lebendige Hinterlassenschaft des gestern übernachtet Habenden in Empfang nehmen, doch — — wir blickten mit Hautschaudern nach der Streue hin; — mit welchen Gefühlen sich meine Reisegefährten darauf legten, weiß ich nicht; ich aber machte mich davon, und übernachtete in der Kutsche, wo ich vor jeder beißenden Beeinträchtigung gesichert war.

Fünfter Abschnitt.

So sehr unsere leeren verlangenden Magen auch mit einem gewissen Knurren, das wir für Wimmern und Flehen ansahen, unseren Ohren, und mit einem erinnernden Grimmen unseren Herzen zu Leibe gingen, so mußten sie sich doch in die polnische Sitte fügen, und sich unbefriedigt in die Kutsche tragen lassen, denn Kaffee oder dergleichen war für sie von der armen Karczma nicht zu erlangen.

Unser Wagen rollte wieder munter auf der glatten Chaussee hin, die Gegend zog sich schnell an uns vorüber, und der grüne Streifen, der seiner außerordentlichen Länge wegen schon gestern meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, kam uns mit raschen Schritten entgegen.

Mein Irrthum, in welchem ich den Streifen für eine unübersehbare Fläche von Wiesen gehalten hatte, löste sich vor dem Städtchen Kolo. Der grüne Streifen war ein Bruch, den der in unzähligen Armen fließende Wartafluß von Widawa an bis zur posenischen Grenze, also in einer Länge von ohngefähr zwanzig Meilen, bildet. Nachdem ich in Kolo, wo den Pferden eine neue Kraftsammlung

gestattet wurde, wenigstens einige Semmeln aufgetrieben hatte, lud ich den Candidaten ein, mit mir eine kleine Wanderung in den Bruch zu unternehmen, wozu er sogleich bereit war. Wir setzten ohne Zögern unsere Kinnladen und Füße in Bewegung. Da nirgends sich am Rande des Bruches ein Weg oder nur eine Spur zeigte, die uns einen vor dem Versinken sicheren Gang bezeichnet hätte, so versahen wir uns mit tüchtigen Baumpfählen, deren Unterstützung uns gewaltige Courage zur gefährlichen Wanderung einflößte. Nachdem wir zwischen niedrigen Erlen- und Weidenklötzen hindurch eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, wurde der Boden so schwammig, daß wir zu versinken in jeder Minute gewärtigen mußten. Wenn wir nur einen Augenblick stehen blieben, so senkte sich die von uns beschwerte Rasendecke um mehr als einen Fuß, und drohte bei längerem Weilen zu zerreißen, und uns in die schlammige Unterwelt passiren zu lassen. Unsere Pfähle, auf deren Hilfe wir so viel Gewicht gelegt hatten, wurden uns jetzt mehr zum Nachtheil; denn, indem sie, wenn wir uns auf sie stützten, bis zum Ende in die schlammige Erde versanken, setzten sie uns, wenn wir sie wieder herausziehen wollten, in die Gefahr gleichfalls zu versinken. Auf einer geraumen Strecke mußten wir die Luftspringerkunst üben, und von einem Erlenklotze zum anderen setzen, bis wir wieder tragfähigeren Boden bekamen.

Eine Quelle, die wir in einem etwas dichteren Erlengebüsch fanden, zog unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Sie quoll auffallend kräftig, mit Armesstärke gerade aus der Erde empor, und bildete um sich einen ungefähr vier Quadrat-

ellen umfassenden Tümpel, der oberweges keinen Abfluß hatte. Letzteres schien mir das Merkwürdigste zu sein. Ich wollte, um es genau zu untersuchen, nahe hinangehen, versank aber schon beim vierten oder fünften Schritte mit dem linken Fuße so, daß ich, um nicht mit Leib und Seele in das Reich der Amphibien zu gerathen, mich eiligst an den Haaren der Erlenklötze anhalten und meinen Rückzug beginnen mußte.

Wir setzten unsere Wanderung fort, die jetzt mit jedem Schritte gefährlicher wurde, weil wir durch einen schmalen Flußarm zur Linken gehindert wurden, die auf der rechten Seite mit offnem Wasserspiegel sich hinstreckenden Sümpfe fern genug umgehen zu können. Wo die Erlenklötze nahe genug bei einander standen, übten wir unsere Luftspringerkunst, wo uns dies aber nicht gestattet war, mußten wir wie flüchtige Rehe über die weiche Rasendecke hinfliegen, und bei dem und jenem Klotze einen Ruhepunkt suchen. Als wir auf solche Weise einen Weg von mehren hundert Schritten zurückgelegt hatten, wurde unsere Wanderung wieder ein Wenig ungefährlicher.

Wir bemerkten eine mächtige Wasserschlange, die, über eine Wasserriefe hinweg gelagert, ihre prächtigen grünen und blauen Farben in den Sonnenstrahlen blinken ließ. Sie war nahe an fünf Fuß lang und besaß einen Durchmesser von etwa ein und ein halb Zoll. Mein Begleiter, der seinem geistlichen Berufe zum Hohn einen bedeutenden Grad von Mordsucht besaß, tödtete sie.

Nachdem wir ihr die schöne Haut, die lange mein Besitzthum blieb, abgezogen hatten, begannen wir mit Hilfe unser Taschenmesser und der pastoral-medizinischen Kennt-

nisse des Candidaten die Section, die aus einer uns auffallend dick erscheinenden Stelle des schmächtigen Leibes einen völlig unversehrten großen, noch Lebenszeichen von sich gebenden Frosch zu Tage förderte. Wie wir den Frosch mit dem kleinen Köpfchen der Schlange verglichen, wurde es uns in der That räthselhaft, wie er in den Leib hatte kommen können. Außerdem beschenkte uns die Section noch mit elf länglichsgeformten, sehr weichen, blaßrothen Schlangeneiern, deren jedes die Größe eines Sperlingseies besaß. —

Auf der Weiterwanderung brachen wir mehre Male durch die Rasenoberfläche, und konnten uns vor dem gänzlichen Einsinken kaum durch die geschicktesten Wendungen schützen.

Hinter einem dichten Weiden- und Schilfgebüsch fanden wir eine weit zerstreute Viehherde, die im dicksten Moraste ohne Hirten (wenigstens bemerkten wir keinen) weidete. Alle Sorten von Hausthieren, mit Ausnahme des Federviehes, waren in der Heerde vereint.

Da das Rindvieh und die Pferde nur bis zum halben Schenkel versanken, so vermuthete ich, daß unter dem schlammigen Moorboden eine feste Unterlage sich befinde. Um mich zu überzeugen, ließ ich meinen entblößten Arm durch das Loch, welches ein Pferd getreten hatte, in den Boden bis zur Achsel eingehen, doch konnte ich den festen Thongrund, den ich vermuthet hatte, nicht erreichen. Nach den Seiten hinfühlend, bekam ich eine Menge von langen Graswurzeln, Stücken Holz und schwarzen, sehr leichten, fettigen Schlamm in die Hand. Das Holz reizte mich zu weiteren Untersuchungen, bei denen ich auf einer anderen

Stelle einen dicken Baumstamm fand, der offenbar den Beweis lieferte, daß früher auf dieser Bruchfläche ein Wald gestanden habe, der zwar nicht untergegangen zu sein brauchte, dessen Bäume aber zum großen Theil umgefallen, liegen geblieben und endlich versunken sein mochten.

Wer die Behandlung der polnischen Waldungen kennt, wird an dieser Vermuthung nichts Sonderbares finden.

Zur Zeit der Waldung mochte diese Bruchfläche auch bloßen Morast enthalten haben, wie man ihn in vielen tiefliegenden polnischen Wäldern findet, und wahrscheinlich erst mit dem Verschwinden der hohen, schattenden Bäume hat sich durch Einwirkung der Sonne die filzartige Rasendecke gebildet, welche die Fläche wenigstens einiger Maaßen zugänglich macht. Diese Decke besteht nicht aus groben Wassergräsern, sondern aus moosartigen, äußerst zarten und weichen Pflänzchen, die sich dicht in einander hineinschlingen, und vermöge der Feuchtigkeit einen fast luftdichten Filz hervorbringen. Je enger sich die Pflänzchen verwachsen haben, desto tragfähiger ist natürlich die Decke. Sonderbar erschien es uns, daß diese Decke da aus dichterer Verwachsung der Pflänzchen gebildet und tragfähiger war, wo unterhalb sich fast reines Wasser befand, als auf Stellen, die dicken Morast enthielten. —

Nachdem wir noch einer Gruppe von Schweinen, die sich bis zu den Ohren in den Schlamm gewühlt hatten, und sich, wie es schien, in dieser Position außerordentlich glücklich fühlten, unsere Aufmerksamkeit geschenkt hatten, vollendeten wir unsere Rückwanderung mit eben solchen Luftsprün-

gen und Gefahrausweichungskniffen, wie sie die Herwanderung erfordert hatte. —

Die Damen machten uns viele Vorwürfe, daß wir durch langes Außenbleiben die Abreise verzögert hatten, doch gaben sie sich gern zufrieden, als wir ihnen durch Beschreibung unserer Bruchabentheuer eine Entschädigung bereiteten, die freilich wieder durch das Entsetzen aufgewogen wurde, das meine Schlangenhaut, die ich als Beweis unserer Aussagen aus der Tasche zog, auf die zarten weiblichen Naturen ausgoß.

Eine merkwürdige Scene waren wir gezwungen, ungefähr eine Stunde von Kolo entfernt, anzusehen. Ein Bauer mit entblößtem Haupte, langen, struppig herabhängenden Haaren, einer bäurischen, an allen Enden zerrissenen Sukmana kam, ein großes, aus zwei rohen Knüppeln zusammengefügtes Kreuz tragend, uns entgegen. Ohne Umstände hielt er unsere Pferde an, stellte sich mit verstörtem Antlitz vor dieselben, und hielt, nachdem er unzählige wunderliche Geberden producirt, eine ziemlich lange Rede, die nach der Verdolmetschung des Kutschers ungefähr Folgendes enthielt: „weil er ein Kirchenbettler*) gewesen sei bei der heiligen Jungfrau Maria, so komme er nun mit dem Kreuze, das ihm diese, auf dem heiligen Berge in Czenstochowa sitzend, überreicht habe. Damit gehe er nun als ein heiliger Mann überall umher, und mache die ganze Welt

---

*) Bettler, die an der Thür einer Kirche einen festen Sitz haben.

glücklich. Auch stehe er noch jeden Sonntag an der Kirchthür, und bete da für seinen Herrn General Kosciusko ꝛc."

Als der alte Wahnsinnige seine Rede nach vielen stellenweisen Wiederholungen beendet hatte, senkte er sein Kreuz zur Erde, machte eine tiefe Verbeugung vor den Pferden, und trat an den linken Kutschschlag. Hier neigte er sich, bekreuzte sich mehre Male und betete ein Vaterunser. Dasselbe that er auf der rechten Seite der Kutsche.

Wir glaubten, daß in der Wahnsinnskappe ein listiger Bettler stecke, doch wir hatten uns geirrt. Als der unglückliche Mensch das Vaterunser zu Ende gesprochen hatte, ging er, ohne weiter ein Wort zu sagen, hinfort. — Jedenfalls hatte dem armen Menschen das katholische Ceremonienwesen die Sinne verdreht; er hätte sollen bei Zeiten lutherisch werden. —

Ohne weitere bemerkenswerthe Ereignisse gelangten wir, nachdem wir zwei erbärmliche, kleine Städtchen und einige Dörfer hinter uns gefahren hatten, nach Kutno, wohin wir uns längst gesehnt, denn aus der Erzählung des Kutschers, daß sich in diesem Städtchen eine deutsche Gemeinde befinde, hatten wir zu unserem Troste gefolgert, daß man hier den polnischen Hunger werde mit deutscher Kost zum Abzug nöthigen können. Unsere Folgerung war sehr richtig gewesen und unsere Erwartung fand in einer kleinen, allerliebst eingerichteten Schweizerbäckerei an einem vortrefflichen Mittagsmahle ihre vollkommenste Erfüllung. Der Wirth, ein biederer, deutscher Mann, sorgte mit wahrhaft väterlicher Angst für die Thätigkeit unserer Zähne. Alles, was nur in Küche und Speisekammer zu finden sein mochte, ließ er

zu Tische bringen. Schwerlich dürfte noch ein Knochen im Hause existirt haben, der nicht zu unserer Disposition gestellt worden wäre.

Ich würde hier einer halben Seite bedürfen, um die verschiedenen Gerichte, ihre Güte und ihre vortreffliche deutsch-kutnoer Zubereitung zu beschreiben, doch würde ich dadurch nur den Appetit meiner verehrten Leser erhitzen, ihn aber nicht befriedigen. Genug, die Speisen waren vortrefflich, doppelt für uns, die wir sie während dem häßlichsten polnischen Hunger fanden. Bei jedem Bissen, den wir auf die Zunge brachten, dachten wir: „o daß doch das arme, hungrige Polen an seinen Chausseen mehr solche Schweizerbäckereien hätte, wie würden seine unglücklichen Reisenden glücklich werden.“

Und wären auch die Speisen nur halb so schmackhaft gewesen, sie würden uns doch haben köstlich schmecken müssen, denn die Gefälligkeit, die unbefangne und doch sehr bescheidene Vertraulichkeit, die dem Reisenden im fremden Lande über Alles wohlthuend ist, und die biedere, wohlwollende Freundlichkeit des Wirthes und seiner Angehörigen waren eine Würze, die man in Polen, vielleicht auch in Deutschland, sehr selten findet, die aber selbst ein Stück schwarzes Brod zu verzuckern im Stande ist.

Hier dürfte ich die Bemerkung machen, daß die Deutschen in Polen, die in abgeschlossenen Gemeinden bei einander leben, (die Deutschen, die unter den Polen einzeln stehend leben, schließe ich aus; diese sind meistens zum Theil, oder völlig verpolt) viel mehr die Tugenden besitzen, die man gewöhnlich

den Deutschen zuschreibt, als die Deutschen in Deutschland selbst. —

Die interessanteste Person von der Familie unseres Wirthes war seine Tochter, eine junge niedliche Frau, die, ihre beiden Kinder auf dem Schooße haltend, als Ehrenmitglied einen Platz an unserem Tische eingenommen hatte. Sie besaß eine unbegrenzte Liebe zu Deutschland, das sie noch nie gesehen hatte. Sie konnte sich nicht erschöpfen im Fragen nach den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen der Deutschen. Tausend Beschreibungen von Städten, Fürsten und Anderm würde sie mit gleicher Spannung angehört haben, wenn wir sie gegeben hätten, oder hätten geben können. Deutschland war nicht das Vaterland der jungen, niedlichen Frau; doch, sich im Besitz deutschen Blutes wissend, hielt sie es dafür, und fühlte sich, wie es schien, in diesem Dafürhalten sehr glücklich. Die ganze Familie übrigens schien mit ungemeiner Liebe an ihrem deutschen Stammlande zu hängen, selbst bewiesen dies die sämmtlichen deutschen Fürsten, die in Colonne an der Wand brillirten.

Kein Deutscher kann sein Vaterland mehr lieben, als der Deutsche, der bereits mehre Jahre in Polen oder Rußland gelebt hat. Jeder Strohhalm vom deutschen Boden wird ihm zum Kleinod, jede unbedeutende Nachricht nimmt sein höchstes Interesse in Anspruch; sein Vaterland, das er vielleicht gar aus Unzufriedenheit verlassen hat, hält er jetzt für ein Paradies. Ob diese auffallende Liebe aus dem gewöhnlichen menschlichen Gefühle: sich danach zu sehnen, was man verloren hat, oder aus der Erkenntniß des Unterschiedes beider Länder sich entwickelt, will ich unentschieden lassen. —

Wir hatten unser Mittagsmahl schon beendet, saßen aber noch in Tischordnung, als ein sehr fein gekleideter Mann eintrat, der uns mit auffallender Höflichkeit begrüßte. Derselbe ließ sich an einem zweiten Tische nieder, las einige Minuten in der Zeitung, erhob sich sodann wieder, und wandt sich an meine Reisegefährtin, die wohlbejahrte Professorin, mit der geschmeidigsten Artigkeit fragend, ob sie ihm erlaube, den neben ihr stehenden leeren Stuhl einzunehmen. Die freundliche Bejahung belohnte er nach polnischer Sitte mit einem zärtlichen Handkusse, der die alte Berlinerin um so mehr in Entzücken versetzte, als sie, wahrscheinlich, noch selten Gelegenheit gehabt hatte, Galanthommezungen zum Waschschwamme zu gebrauchen. Der Unbekannte richtete mancherlei gleichgiltige Fragen an die Damen, und machte sich dadurch in wenigen Minuten so vertraut, als ob er längst zu uns gehört habe. Mit vieler Geschicklichkeit schloß er das Gespräch mit den Damen ab, und richtete seine Fragen, die sich Anfangs um den Zweck unserer Reise dreheten, an mich und den Candidaten. Ein vortrefflicher Unterhalter, Trotz seiner lästigen Ueberhöflichkeit! Mit einer Gewandtheit, die nicht Jeder besitzt, verstand er es, seine Fragen immer durch eine gewisse gegenseitige Beziehung an einander zu hängen, und das Gespräch unmerklich von einem Stoffe auf den anderen so zu führen, daß wir nicht merken konnten, daß er dabei mehr als nur das Interesse habe, sich und uns zu unterhalten.

Wir hatten schon viel gesprochen und würden noch viel mehr gesprochen haben, wenn ich nicht, während dem Gespräch über gewisse gekrönte Häupter und die polnische Lan=

desverwaltung, wobei wir uns sehr eifrig betheiligten, bemerkt hätte, daß uns der Wirth verstohlen zuwinkte, und durch auf den Mund Legen seiner Finger ein Zeichen zum Schweigen gab. War mir auch der Grund dieses Schweigzeichens im Augenblicke unbegreiflich, so war das Zeichen selbst doch hinreichend, mir den Unbekannten verdächtig zu machen. Ich brach das Gespräch in Mitten — vielleicht nicht so geschickt, als es Jener gethan haben würde — ab, und verließ in Begleitung des Candidaten, auf den ich den Wink des Wirthes fortgepflanzt, das Zimmer.

Wir wanderten durch die breiten zum größten Theil ungepflasterten Straßen, und betrachteten die kleine, nicht eben unfreundliche Stadt, deren Häuser zum Theil aus hölzernen Hütten, zum Theil aus gut gehaltenen Fachgebauen bestanden.

Ein alter Mann in abgeschabtem schwarzem Fracke, den wir auf dem Marktplatze trafen, und um Dies und Jenes befragten, legitimirte sich uns als Schulmeister der evangelisch-lutherischen, also deutschen Gemeinde. Er führte uns in seine Schulstube, die leider für zwanzig zwölfjährige Knaben, namentlich, wenn sie mit Stiefeln erschienen, nicht Raum genug haben mochte. Die Schulbücher waren, wie wir sahen, in polnischer und deutscher Sprache abgefaßt. In diesen beiden Sprachen abwechselnd war auch der Schulmeister, wie er selbst erzählte, vorzutragen verbunden. Diese Verbindlichkeit hatte ihm nämlich die Gemeinde, nicht die Behörde auferlegt; hätte er Verbindlichkeiten für diese gehabt, so hätte jedenfalls sein Vortrag deutsch und russisch sein müssen. Seine Schuleinrichtung und hauptsächlich seine

Lehrmethode setzte er uns auf das Umständlichste selbstlobend auseinander; bemerkte aber im Feuer der Wahrheitsliebe, daß seine Jungen selten über das Buchstabiren hinauskommen. Was aber das Singen anbetreffe, meinte er, so könne er durchaus keine Klage führen; die Jungen seien sehr gelehrig und von großen musikalischen Ohren, dabei sehr tonreich, da sie Kehlen besitzen, wie junge Löwen.

Deutlich genug konnten wir sehen, daß die Schule hier wohl nicht eben die vortrefflichste sei, wenn gleich der alte freundliche Schulmeister sich rühmte, das „Institut" in Flor gebracht zu haben.

Ueber seine Lebensgeschichte berichtete der alte Mann viel umständlicher noch, als über seine Schulangelegenheiten. Namentlich konnte er kaum von der Stelle wieder loskommen, welche uns beweisen sollte, daß nur ein außerordentliches Schulmeistertalent im Stande sei, den Sprung vom Seifensieder zum Schulmeister auszuführen. Ein solches Talent hatte er allerdings besessen, denn ihm war der große Sprung gelungen. Nachdem er uns endlich noch Proben von seiner Fertigkeit in drei Sprachen, nämlich: der französischen, die er 1812 von den durchziehenden Franzosen erobert hatte, der deutschen und polnischen, abgelegt, führte er uns auf unseren Wunsch in die deutsche Kirche, deren unbeschreibliche Jämmerlichkeit unser volles Mitleid für die Gemeinde in Anspruch nahm. Sie war nichts als ein kleiner, unfreundlicher Saal, der durch Bänke und eine Art Kanzel zur Aufnahme der Gemeinde und des Priesters nothdürftig eingerichtet war. Der Schulmeister erzählte, daß die Gemeinde schon längst den Besitzer der Stadt, einen polnischen Edelmann, angegangen

sei um den Aufbau einer anständig und eigends für den Gottesdienst eingerichteten Kirche, doch habe derselbe sein oft gegebenes Versprechen bisher noch nicht in Erfüllung gehen lassen. Jetzt jedoch glaube die Gemeinde mit voller Zuversicht, den baldigen Aufbau einer Kirche erwarten zu dürfen.

Der Mangel einer anständigen Kirche, meinte der Schulmeister, sei aber bei Weitem noch nicht so empfindlich, als der eines Predigers, weil der Schornsteinfeger im Schornsteine eben so würdig beten könne, als im St. Peter zu Rom. Am Empfindlichsten, meinte er, sei diese Predigerlosigkeit der Gemeinde für ihn, weil er dadurch gezwungen sei, zwei Aemter zu bekleiden — das Predigtamt in so fern, als er jeden Sonntag eine Predigt vorlesen müsse — aber nur für eins besoldet werde. Wenn nur wenigstens auf baldigen Eintritt eines Predigers Hoffnung vorhanden wäre, erklärte er weiter, so wolle er um so mehr mit Freuden das soldlose Amt die Zeit lang verwalten, als es ihm durchaus nicht schwer falle, eine Predigt aus einem gedruckten Buche auf das Rührendste vorzutragen; doch die Länge habe die Ferne: durch die Länge werde auch das ehrendste Amt, wenn es soldlos sei, lästig, — und ein Prediger sei nicht leicht zu erwarten, da der Edelmann nur fünf hundert polnische Gulden (83 Thlr. 8 Gr.) Gehalt und das nöthige Winterholz und — als besondere oder Gnadenzulage für die Information seiner Kinder einige zwanzig Thaler gewähre, was in Summa den meisten jungen Herrn Candidaten, die nach jetzigem Zeitverhältniß an einen großen Ton gewöhnt seien, unzureichend vorkomme.

Mein Reisegefährte, der Candidat, der der Meinung

war, der in Rede stehende Prediger müsse auch Polnisch verstehen, mochte bei dieser Erzählung schwerlich ahnen, daß er nach einigen Wochen schon die Wünsche des Schulmeisters erfüllen werde. Eben so wenig mochte der Schulmeister sich einbilden, daß in dem Fremden mit dem brennrothen Käppchen und kurzen Luftspringerrocke sein zukünftiger Herr Pastor vor ihm stehe.

Wir wanderten zu der Schweizerbäckerei zurück, wo wir nun erfuhren, daß der verdächtige Galanthomme, der sich in unserer Abwesenheit empfohlen hatte, von Geburt ein Pole, von Glauben ein Jude und von Profession ein russischer Spion, und zwar ein sehr gefährlicher Spion sei, der alle öffentlichen und womöglich auch Privat-Häuser durchspüre, die Fremden und noch mehr die Einheimischen ausforsche und belausche, und dem Kosakenofficier, dem das Gubernat der Stadt und des Kreises übergeben sei, als seinem nächsten Vorgesetzten, die erbeutete Kunde zutrage. Viele Personen schon, sagte man uns, seien durch diesen Menschen in Folge ihrer unvorsichtigen Offenherzigkeit unglücklich geworden.

Wir hatten viel gesprochen, und durften daher wohl Gott danken, daß wir Preußen und mithin unantastbar waren.

Einen Spion würden wir, namentlich, wenn wir uns schon längere Zeit in Polen aufgehalten und seine neueren Eigenthümlichkeiten kennen gelernt gehabt hätten, in dem Menschen wegen seiner übertriebenen Höflichkeit, die ihn verdächtigte, vermuthet haben, einen Juden hätten wir aber nie erkannt, denn den versteckte er auf das Meisterhafteste.

Diesen hatte er auch Ursache am Meisten zu verstecken, weil er als Jude nirgends Aufnahme bei einer Gesellschaft gefunden haben würde, was doch für sein sauberes Geschäft das Erforderlichste war.

Interessant war mir die Erfahrung, daß die fünf bis sechs tausend Spione, welche man in Polen berechnet, nach Abzug der russischen Gensdarmerie (noch nicht 1000 Mann) ausschließlich Juden seien. Wenn für ein so niederträchtiges Geschäft sich eine Volksclasse ausschließlich hergiebt, so darf man daraus gewiß mit vollem Rechte auf ihren allgemeinen Charakter einen Schluß ziehen. Dieser Schluß auf den Charakter der polnischen Juden muß ein doppelt schlechtes Resultat erhalten, wenn man erwägt, daß sie nicht Feinde, sondern diejenigen an die Folter eines Fremden für einen elenden Monatssold verrathen, von deren hochherzigem Mitleid sie, oder doch ihre Väter, als sie überall verstoßen waren, in Land und Schutz aufgenommen worden sind. Dies ist wahrlich ein Zug, der jede weitere Forschung in den polnisch-jüdischen Charakter unnöthig macht. Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit sind, wie man daraus sieht, dem Juden Kleinigkeiten, über die sein Gewissen leicht hinwegspringt, wenn nur ein Geldgewinn dabei erreicht wird. Wehe den polnischen Christen, wenn diese Leute emancipirt würden!

Wie alle Regeln ihre Ausnahmen hinter sich herführen, so mag es auch wohl die Regel, in welche jene Umstände die polnischen Juden schließen; doch habe ich leider keine gefunden. Einige vortreffliche, rühmenswerthe Leute, die ich kennen gelernt habe, darf ich nicht recht eigentlich hier als Ausnahmen an-

führen. Sie waren zwar von polnisch-jüdischer Geburt, hatten aber ihre Erziehung in Deutschland genossen, und sich auf deutschen Schulen und Universitäten gebildet.

Man will bisweilen in den besseren Ständen der polnischen Juden Ausnahmen aufsuchen, doch leider giebt es keine besseren Stände; die gesammte Judenschaft ist ein einziger Stand. Die Stände, die man zu bilden sucht, sind keine Stände, weil sie nicht aus Geschäftsverschiedenheit, geistiger und moralischer Bildung, sondern einzig aus dem größeren oder geringeren Geldbesitz hervorgehoben werden. Das Geld und die durchgängige Sucht nach Geld sind aber eben das, was die gesammte Judenschaft Polens in eine einzige Classe wirft, und ihr von alten Zeiten her den eigenthümlichen allgemeinen Charakter eingeprägt hat.

Gern hätte ich noch Näheres über die Verhältnisse der Spione erfragt, doch unser Kutscher, der meinen Forschungen, die die Reise verzögerten, nicht gern das Fleisch seiner vierfüßigen Erwerbsquellen opfern wollte, klatschte mit seiner Peitsche solche Eilsignale, daß ich eiligst aufbrach, und ohne die gewünschte Auskunft in die Kutsche stieg.

Die Gegend, durch welche wir jetzt fuhren, bot unseren Augen nicht mehr, als die frühere geboten hatte, nämlich: schlecht bearbeitete, doch fruchtbarere Felder als in der Gegend von Kalisch; wenige, aber durchgängig morastige Wiesen; große, unbearbeitete Flächen, aus denen hie und da Fichtenbüsche hervorsproßten; fast gar keine Waldungen und jämmerliche Dörfer. Daß es sich in solcher Gegend am besten schlafend reise, bewiesen auch hier wieder meine Reisegefährten, doch gingen sie dadurch einer spaßhaften Scene verlustig,

die ein betrunkener Mensch zum Besten gab, der in liederlichem Anzuge, wie ein Irrlicht, von einer Seite der Chaussee zur anderen stolperte, seinen Knüppel herkulisch schwang, und mit jedem Steinhaufen ein Duell begann, indem er mit kräftiger Kehle und ungelenker Zunge schimpfte und fluchte, und Alles in neun und neunzig Höllen hineinverwünschte, was seinen Augen zufällig aufstieß.

Eine geraume Strecke hinter dem Dorfe Dombrowa bemerkte ich wieder einen Bruch, der sich in einem Halbkreise vor uns ausstreckte, dessen Enden meine Augen nicht erreichen konnten. Es war der Bzurabruch, der sich westlich an den Ner= und Warta=Bruch anknüpft, und östlich in einer öden Gegend zwischen Osmalin und Gostynin verschwindet. Gewißer Maaßen merkwürdig könnte man ihn darum nennen, weil er in seiner westlichen Hälfte, mitten auf der morastigen Fläche ein Paar kleine Städte trägt.

Da wir wegen der Hufeisenbedürftigkeit der Pferde in dem Dörfchen Zduny, das hart am Bruche liegt, längere Zeit verweilen mußten, und der Karczmenwirth des Dörfchens außer einer aus einem halben Baumstamme geformten Bank und einem aus rohen Bretern zusammengefügten Tische nichts weiter zu meiner Disposition stellen konnte, als eine Sorte mit Anis versüßten Kartoffelbranntweins, die auch selbst die widerspenstigste Seele aus dem Leibe zu treiben im Stande war, so konnten meine Unterthanen nicht in Zweifel gerathen, wohin sie ihren Bedrücker zu tragen haben. Mit Hilfe eines tüchtigen Wanderstabes verscheuchte ich die Hindernisse, die mir der Bruch an seinem Rande entgegenstellte. Ein trockener, emporstehender Rücken führte mich eine ziem=

liche Strecke trockenen Fußes in das Morastland, bis mich ein schmaler Arm der Bzura zwang, auf seinem Ufer die Schwierigkeiten einer kurzen aber häßlichen Wanderung zu besiegen, um zu einem zum anderen Ufer überhängenden Weidenstamme zu gelangen, der mir als Brücke dienen mußte. Jenseits des Bzuraarmes befanden sich ganze Waldungen von Schilfgebüsch, und die grüne Bruchdecke war so lose, daß man minütlich fürchten mußte, ein Opfer der polnischen Patsche zu werden.

Auch in dem Schlamme dieses Bruches fand ich ungemein viel Holz. Aeste, selbst dicke Baumstämme liegen in demselben, die natürlich schon so verwest sind, daß man sie mit geringer Mühe durchgreifen kann.

Die Holzarmuth der Gegend ist jedenfalls die Folge der einstmaligen Nachlässigkeit der Polen, die Alles in den Schlamm versinken ließ, was nicht selbst in die Hütte kam, oder wenigstens dicht vor derselben stand. Man würde in den Bruchgegenden der Holzarmuth leicht entgegentreten können, wenn man aus den Brüchen Torf stäche, der ohne Zweifel von der trefflichsten Qualität sein würde. Doch dieses Feuermaterial kennt man in Polen gar nicht, oder man will es nicht kennen, weil die Zubereitung einige Mühe macht. Ich habe gesehen in Gegenden, wo der herrlichste Torf offen zu Tage stand, daß man denselben unbeachtet liegen ließ, und lieber trocknen Fußes Königskerzen und andere harthalmige Gewächse einsammelte und fuderweis als Brennmaterial nach Hause fuhr.

Auf einigen Stellen der Fläche, die ich überschritt konnte ich mit dem Arme eine feste Unterlage erreichen. Sie

zeigte sich nicht gleichartig. Näher dem Flüßchen war sie reiner, fetter Thon, entfernter, Thon mit Kies vermischt.

Wäre diese Thonlage nicht stark, so würde man, wenn man sie an den tiefsten Stellen der Fläche durchgrübe, und die Grube womöglich bis auf eine Kiesschicht fortführte, den Bruch, oder doch große Flächen desselben leicht und ohne große Kosten trocken legen können. Auch die Verweisung der vielen kleinen Bzuraärme auf den Hauptfluß, und Einrichtung zweckmäßiger Ableitungsgräben würden die Austrocknug des Bruches, wodurch eine unübersehbare Fläche der herrlichsten Wiesen und reiche und gesunde Weide für das Vieh gewonnen würden, bewirken. Doch an dergleichen Verbesserungen denkt man in Polen nicht. Man ist zufrieden damit, daß man das Vieh in einen Morast jagen kann, in dem es nicht gerade mit Stumpf und Stiel versinkt, und daß man von einigen höher liegenden Stellen wenigstens in trocknen Jahren etwas schilfartiges Heu gewinnt.

Bei meiner Wanderung auf dem rechten Ufer des Bzuraarmes hatte ich das Unglück in einem Schilfgebüsch fast bis zum Leibe einzusinken, und durch emsiges Herausarbeitenwollen immer tiefer in die schlammige Unterwelt zu gerathen. Doch kam ich glücklich nach einiger Mühe empor; ein fester Körper, vielleicht ein Stein, den meine Füße fanden, wurde mein unsichtbarer Retter.

Das Geräusch, welches meine Rettung erforderte, verschaffte mir die Bekanntschaft mit drei Reihern, die erschrocken aus dem Schilfe empor flogen, in einer gewissen Höhe neugierig herabblickend schweben blieben, und dann schnell nach der westlichen Seite zogen.

Es giebt in den Brüchen eine unglaubliche Menge solcher Thiere. Sie können in so fern eine Wohlthat genannt werden, als sie dem Ueberhandnehmen des Ungeziefers, das in Polen in allen, selbst zweibeinigen Sorten einheimisch ist, entgegenwirken. Mit dem April zeigen sich schon die einheimischen Wasservögel in den offnen Brüchen, wie der gegenwärtige einer ist; mit dem October, höchstens November verlassen sie gewöhnlich dieselben, und ziehen sich in die Brüche zurück, die in Wäldern liegen, und darum einen ruhigeren, vor Sturm und Wetter mehr geschützten Aufenthaltsort gewähren. Wasserhühner und wilde Enten findet man in den offnen Brüchen den Sommer über in ungeheuerer Zahl. Von Jahre zu Jahre vermehren sich diese Thiere um eine solche Zahl, wie die Gesammtheit ihrer Brut ergiebt, da das Halten und Gebrauchen von Schießgewehren seit der letzten Revolution bei einer entsetzlichen Strafe verboten ist, und man die Thiere mit Windhunden (das einzige jetzige Jagdinstrument der Polen) bekanntlich nicht schießen kann.

Auch von Störchen findet man eine ungemein große Menge in den Brüchen. Auf einer unbedeutenden Fläche des gegenwärtigen Bruches zählte ich in einer Minute neun. Sie spazirten, meist paarweis, mit sehr gravitätischen Schritten, und schienen von Berufsgeschäften sehr überladen zu sein. Sie waren ungemein dreist. Einige stolzirten kaum dreißig Schritte entfernt vor mir herum, ohne mir die geringste Aufmerksamkeit zu beweisen. Entweder kannten sie die friedliche Gesinnung, die die Menschen ausnahmsweise für sie hegen, oder sie wußten, daß die Stelle, auf der sie sich befanden, für dickere Beine, als die ihrigen, nicht zugänglich war.

Die polnischen Landleute lieben die Störche sehr. Sie halten sie sogar für heilige Vögel. Sie bauen ihnen die Nester nicht wie die deutschen Landleute auf die Dächer, sondern auf Bäume, indem sie nicht ein Wagenrad, sondern eine Ackeregge, mit den Zähnen nach oben, in die Wipfeläste binden. Zwischen den Zähnen der Egge findet das erste, grobe Reisig, womit der Storch seinen Nestbau beginnt, eine sicherere Lage und festere Verbindung, als zwischen den Speichen der Räder.

Auf einem anderen Wege vollzog ich meine Rückwanderung, bei welcher ich erst auf eine Wasserpflanze aufmerksam wurde, deren schöne blaue, gesternte Blüthe längst meine Aufmerksamkeit verdient gehabt hätte. Viele Pflanzen dieser Art hatten sich zu kleinen Büschen vereint, die nur da zu erblicken waren, wo auf einen ansehnlichen Raum die Oberfläche vom Schilfe frei war. Sie hatten oberhalb kaum die Länge eines Fußes, unterhalb, im Wasser, maß ihr Stengel wohl mehr als zwei Ellen. Ich versuchte einige solcher Pflanzen ganz heraus zu ziehen, doch ihr Stengel zerriß jedes Mal, so daß sich deutlich erkennen ließ, daß ihre Wurzeln in den festen Untergrund des Bruches eingingen. Die polnischen Bauern sind, wie ich später erfuhr, große Feinde dieser Pflanze, oder mehr ihrer blauen hübschen Blume. Sie glauben, daß alte Weiber und Zigeuner sich ihrer bedienen, um die Kühe so zu behexen, daß sie sich die Milch selbst aussaugen.

An Pflanzen war sonst der Bruch nicht eben reich, und ein suchender Botaniker würde gewiß den Schlamm verge-

bens gemessen haben, wenn er nicht vielleicht darauf ausging, Kalmuswurzeln nach Hause zu tragen. —

So durchnäßt und mit Schlamm überzogen, daß ich mich augenblicklich umkleiden mußte, was bei flüchtigem Durchreisen nicht eben ein angenehmes Geschäft ist, gelangte ich zur Karczma, in der ich außer meinen Reisegefährten eine Anzahl dürftig gekleideter Menschen fand, deren Gesichter das unverkennbarste deutsche Gepräg trugen. Die Kleidung dieser Leute war hinreichend, um zu erkennen, daß sie dem deutschen Bauernstande angehörten. Von ihnen drei noch rüstige Männer saßen mit ihren Eheweibern auf der Bank, ohne nur ein Wort zu sprechen. Eine der Frauen säugte ein Kind. Sie weinte bitterlich, und ließ sich darin nicht von dem Zublinken ihres Mannes stören. Sämmtliche sechs Personen schienen sehr mißmuthig und traurig zu sein. Ein Corps von Kindern, das den drei Ehepaaren gehörte, hatte sich in der einen Ecke der Stube zur Erde niedergelassen, und schien, wie sich in den freundlichen Gesichtern zeigte, wenig von dem Kummer der Aeltern zu wissen.

Nach einigen Minuten meiner Anwesenheit trat ein zu diesen Leuten gehörender Greis, von einem Stück Brod essend, ein, und meldete den drei Ehepaaren, daß der Wagen bald im Stande sein werde. Zwei Kinder sprangen an den alten Mann, klammerten sich an seinen Arm, und baten ihn, das Stück Brod mit ihnen zu theilen. Der Alte sah uns lachend an, und meinte: es seien seine Enkel, zeigte darauf auf eine der Frauen, dieselbe seine Tochter nennend. Er brach mit vieler Gutmüthigkeit, die ein Charakterzug des Zahnman-

gels zu sein schien, die Rinde von seinem Stück Brod, und theilte sie den Kleinen zu.

In Unglückliche — solche konnte man an diesen Leuten leicht erkennen — wagt sonst die Neugier nicht leicht ihre Angeln zu werfen; doch der alte Mann war so freundlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn um seine und der übrigen Personen Verhältnisse zu befragen. Er gab mir eine zusammenhängende Erzählung, die ich hier so vollständig wiedergebe, als ich sie nach Verlauf von sieben Jahren in dem Archive meiner Erinnerung vorgefunden habe. Ich lasse den Greis selbst sprechen.

„Es war im Jahr 1828, als der polnische Edelmann K—ski auf seiner Reise von Paris nach Polen zurück sich mehre Tage in unserer im Eichsfelde gelegenen Heimath aufhielt. Den eigentlichen Grund dieses Aufenthalts in einem ärmlichen Dorfe habe ich nicht erfahren. Ich machte die erste Bekanntschaft mit K—ski in der Dorfschenke, in der ich den Feierabend bei einem Glase Bier zu feiern pflegte. Der Herr war außerordentlich freundlich und herablassend, was mich um so mehr für ihn eingenommen machte, als ich ihn, seinen eigenen Aussagen zu Folge, für einen überaus reichen und vornehmen Grafen halten mußte. Er setzte sich, ohne seines hohen Standes zu gedenken, zu mir hin und ließ sich von mir eine ganze Stunde lang mit Beschreibung der deutschen Landwirthschaft unterhalten. Am anderen Morgen besuchte er mich in meinem Hause. Ich mußte ihm mein Rindvieh, meine Schafe, mein Getreide und am Nachmittag auch meine Felder und Wiesen zeigen, was ihm Alles sehr zu gefallen schien.“

„Als ich am Abend zur Schenke kam, fand ich ihn wieder in derselben. Er setzte sich auch heute zu mir, erzählte mir lange von seinen Besitzungen in Polen, und legte mir am Ende die Frage vor, ob ich nicht Lust habe, meine Habe hier zu verkaufen, und mich nach Polen, und zwar auf sein Gebiet zu übersiedeln. So umständlich mir auch der Graf vorstellte, wie weit noch die polnische Landwirthschaft gegen die deutsche zurückstehe, wie sich daher durch die besseren Kenntnisse der deutsche Landmann in Polen tausend Vortheile verschaffen könne, die sein Vermögen in kurzer Zeit aufs Doppelte und Mehrfache zu erhöhen im Stande seien, so konnte ich mich doch nicht entschließen, ihm die erwartete Antwort zu geben. Ich war damals schon sieben und sechzig Jahre alt; warum sollte ich nun noch die Heimath verlassen, die mich so lange treulich ernährt hatte.“

„Als ich in mein Haus zurückkehrte, erzählte ich meinen Kindern, (hier zeigte er auf eins der am Fenster sitzenden Paare) was mein Gespräch mit dem Grafen zum Inhalte gehabt hatte. Mein Schwiegersohn war augenblicklich für das Anerbieten des Grafen empfänglich, und nach kurzem Hin- und Herreden wurde es auch meine Tochter, und somit war auch ich gezwungen, einer Uebersiedelung auf die Güter des polnischen Grafen nicht ganz ungeneigt zu sein.“

„Der Graf kam am Morgen wieder in mein Haus, und freute sich sehr, uns gegen seine Erwartung bereitwillig zu finden. Da er in meinem Schwiegersohne eine heißere Sympathie für seine Pläne fand, so unterhielt er sich jetzt mehr mit diesem. Auf seine Frage, ob sich nicht noch mehr mit einigem Vermögen versehene Familien im Dorfe finden wür-

den, die zur Niederlassung auf seine Besitzungen in Polen bereit wären, erhielt er von meinem Schwiegersohne die Antwort, daß das Vorhandensein bereitwilliger Familien nicht zu bezweifeln sei. Der Mensch wirft gar zu gern das Gold seiner Gegenwart in die Hände der trügenden Hoffnung und Zukunft — wirklich fanden sich noch zwei Familien. (Hier zeigte der Greis auf die anderen beiden Paare.) Die Uebereinkunft war ziemlich kurz. Der Graf versprach, uns auf seinen Besitzungen im Podlachischen Gubernium gutbestandne Waldung anzuweisen, und für acht Acker Flächenraum außer einem gewissen Jahreszins nur hundert Thaler Kaufgeld zu beanspruchen. Diese Anerbietungen waren allerdings nicht der Erwägung unwerth, denn für den Erlös aus unseren Bauergütern konnten wir bei solcher Billigkeit in Polen ein vier Mal größeres Grundstück ankaufen. Den Contract, durch den wir uns vor Unredlichkeit zu sichern suchten, unterschrieb der Graf ohne Umstände, und reiste am zweiten Tage darauf nach Polen ab."

„Wir verkauften nun unsere Wirthschaften mit Ausnahme der Ackergeräthschaften, des Rindviehes und der Schafe. Im Gegentheile, vergrößerten wir noch, da wir wußten, daß das polnische Vieh von schlechter Gattung sei, unseren Viehstand so, daß jede Familie sechs Kühe hatte. Da wir aus den Reden des Grafen ersehen hatten, daß die polnische Schafzucht noch auf der allerniedrigsten Stufe stehe, so nahmen wir uns vor, auf diesen Wirthschaftszweig ein besonderes Gewicht zu legen. Wenn auch die feine Wolle in jenem Lande schwieriger Absatz findet, als die gemeine einheimische deshalb, weil kein Aufkäufer von feiner Wolle

nach Polen kommt, so müssen doch die Böcke, zu Veredelung schlechter einheimischer Heerden, gern gekauft und gut bezahlt werden, dachten wir. So vergrößerten wir denn die Zahl unserer Schafe auf drei hundert und einige zwanzig. Nachdem wir nun noch drei Pferde und einen dauerhaften Wagen angeschafft hatten, traten wir unsere Reise — doch nicht ohne eine gewisse Bangigkeit an, denn der Graf konnte auch ein Schwindler gewesen sein, der vergebens in Polen zu suchen war. Wir trösteten uns mit der Ueberzeugung, daß wir für unser blankes Geld wohl im schlimmsten Falle überall verkäuflichen Grund finden würden. Nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren nahmen wir unseren Weg durch Böhmen, weil wir wußten, daß in diesem Lande die Landwirthe nicht so, wie die in Sachsen und Schlesien, um den Grashalm interessirt sind, den unser Vieh zu seiner Erhaltung auf der Reise brauchte. Nach einer mehre Monate langen Wanderung langten wir in Podlachien an, wo wir zuvörderst erfuhren, daß Herr K—ski zwar nicht die Grafenwürde, aber doch eine leidliche Grundherrschaft besitze. Nach ungefähr fünf Tagen kam derselbe von Warschau an. Er zeigte sich uns jetzt nicht mehr so herablassend und freundlich, wie in Deutschland, sondern ließ sich völlig als polnischen Grundbesitzer sehen. Doch kümmerte uns sein Stolz wenig. Auf sein Verlangen entrichteten wir sogleich ein Drittel der Kaufsumme als Sicherheits- oder Angeld; darauf erst und auf unser mehrmaliges Bitten bequemte er sich, uns den versprochenen Grund und Boden anzuweisen. Wie erstaunten wir aber, als er uns statt gutbestandenen Waldes eine Fläche mit Erlenbüschen übersäten Morastes oder Bruches bezeichnete,

auf der wir nicht ein Mal so viel Baumstämme zählen konnten, als uns zum Bauen der nöthigen Wohn- und Wirthschafts-Häuser nothwendig waren. Wir weigerten uns, diesen Handel einzugehen; doch K—ski erklärte in kurzen Worten: „daß man nicht Colonisten in das Land rufe, um ihnen guten Fruchtboden zu geben, sondern um sie den unbearteten Grund urbar machen zu lassen," und stellte uns die Wahl, das Angebotne anzunehmen, oder mit Verlust der bereits gezahlten Summe wieder heimzukehren. So waren wir gezwungen, den abscheulichsten Handel abzuschließen."

„Mit unsäglicher Mühe zogen wir jetzt in unseren morastigen Besitz große Canäle und eine Menge Seitengräben, damit der Boden wenigstens so trocken wurde, daß wir die zum Häuserbau nöthigen Bäume fällen und das Gebüsch ausrotten konnten. Statt der Häuser richteten wir elende Hütten auf, und statt der Scheunen machten wir offne Tenne, weil uns der Ankauf der Materialien, die wir vergebens auf dem versprochnen Grunde zu finden gehofft, eine allzu große Summe gekostet haben würde. Unsere Acker-, man möchte sagen, Wasser-Bauten setzten wir mit Aufwand aller unserer Kräfte fort. Und wirklich gelang uns das fast unmögliche Werk; unser Grund war so weit trocken gelegt, daß wir ihn bearten konnten. Die Gefahren freilich, mit denen unseren Feldern das anschwellende Wasser drohte, konnten wir nicht entfernen."

„Unter Kummer, Sorge und unbeschreiblicher Mühe und Arbeit waren uns zwei Jahre verflossen. Unser baares Vermögen war schon bis auf ein Weniges zusammengeschmolzen, doch die Saat unserer Anstrengungen versprach uns reichliche

Früchte. Unser Roggen und noch mehr die Oelfrüchte geriethen vortrefflich. Da trat ein neuer Unstern über unsere dürftigen Hütten."

„K—ski hatte längst mit Neid auf unsere vortreffliche Schafgattung geblickt, die uns so wohl durch den nicht so gut erwarteten Wollabsatz, als auch durch den Verkauf der Bocklämmer den hauptsächlichsten Gewinn brachte. Schon mehre Male hatte er uns zum Verkauf des Schafviehes zu bewegen versucht, doch natürlich vergebens. So suchte er nun ein Mittel, uns diesen einträglichen Wirthschaftszweig förmlich zu rauben und an sich zu bringen. Die Weide, die unsere Thiere bisher in einem hochgelegenen Walde gefunden hatten, weigerte er uns, und wies uns die contractlich bedungenen funfzig Acker Trift in dem morastigen Bruche an. Wir sträubten uns gegen ein solches Unrecht, doch er behauptete, daß der Contract keine bestimmte Qualität der Trift angebe, daß er folglich das Recht habe, die Trift auf einem Stück Landes anzuweisen, was ihm beliebe; — sollten wir, meinte er, nicht Lust haben, den Bruch zu Gewinnung einer Triftfläche trocken zu legen, so biete er sich zum Käufer der Schafe an. Dies empörte uns in der That. Wir schrieben drei Mal klagend an die Behörde, erhielten aber auf keine unserer Eingaben eine Antwort. Da wir nun zu Trockenlegung von funfzig Ackern Bruchboden weder die Kräfte noch das nöthige Capital besaßen, und eben so wenig ohne Weide unsere Schafe länger erhalten konnten, so mußten wir sie und mit ihnen unseren schönsten Reichthum für ein erbärmliches Geld hingeben, das uns unter solchen Wirthschaftsverhältnissen nicht ein Mal den geringsten Nutzen

bringen konnte. Wir beschlossen, uns an das Gubernial-Gericht zu wenden, und einen Proceß gegen K—ski zu führen; doch plötzlich brach die Revolution aus, in der kein Mensch vor seinem Feinde, und am allerwenigsten der bitter gehaßte Deutsche vor dem Polen sicher war. So mußten wir bei dem noch um Schutz und Freundschaft betteln, der das ganze Gift unserer Feindschaft verdient hatte."

„Unser Wohlstand war schon so weit gesunken, daß wir uns nur sehr dürftig erhalten konnten, und das Wenige, was wir zu unserer körperlichen Existenz besaßen, mußten wir noch mit den Soldaten theilen, die an jedem Morgen unsere Hütte verließen, und an jedem Abende in doppelter Zahl erschienen. Endlich war die Revolution vorübergegangen. Jetzt versuchten wir den Proceß zu beginnen; doch die Verhältnisse des Landes, oder vielmehr deren Verwickelung nahm noch so alle Kräfte in Anspruch, daß wir bis auf Weiteres zurückgewiesen wurden. Nach einem Jahre endlich gelang es uns, gegen K—ski den Proceß einzuleiten. Termine wurden anberaumt, bald gehalten, bald aufgeschoben; die Sache wurde auf eine andere Seite gewendet: Die Termine mußten wiederholt werden; Zeugen wurden verhört u. s. w. und doch schritt unsere Angelegenheit nie vorwärts. Deutlich merkten wir, daß unser Advocat von unserem Gegner eben so reich bestochen werde, als der seinige reich besoldet. Unter solchen Umständen, sahen wir wohl ein, konnten wir ein Menschenalter hindurch processiren, um zu einem oder auch keinem Ziele zu gelangen."

„Unser Lebensunterhalt und die Kosten des Proceßes fraßen unsere Habe mehr und mehr auf. Wir mußten das ver-

kaufen worauf, einzig sich unsere Existenz stützte. Da wir das Feld, das wir unter tausend Schweißtropfen gleichsam erst geschaffen hatten, nicht an einen Anderen veräußern durften, als den ursprünglichen Grundbesitzer, so waren wir gezwungen, um nur den zwecklosen Proceß und unser Leben zu fristen, an unseren Feind das, um was wir mit ihm stritten, für einen niedrigeren Preis zurückzuverkaufen, als der war, für welchen wir es in rohem Zustande in Empfang genommen hatten."

„Zu all diesen schlimmen Gestaltungen unserer Lage kam nun noch, daß uns im Winter 1834 drei Stück Rindvieh von den Wölfen zerrissen wurden, und daß in diesem Jahre die Ernte, die wir auf dem wenigen uns gebliebenen Felde zu gewinnen hofften, von dem übergeschwollenem Bruchfluße verschlämmt wurde. Dies Letzte hat unsere völlige Verarmung mit einem Male herbeigeführt. Jetzt standen wir da entblößt von allen Mitteln, fast dem Hungertode Preis gegeben. Nirgends konnten wir Rath und Hilfe erwarten. So beschlossen wir denn in unsere Heimath zurück zu kehren; denn, dachten wir, wenn wir einmal Bettler sein sollen, so werden wir doch in unserem Vaterlande glücklichere Bettler sein. Kaum konnten wir aus den letzten Stücken Vieh und dem noch übrigen Grundstücke so viel gewinnen, um die Reise mit ruhigem Herzen unternehmen zu können, auf der wir uns jetzt befinden. Nichts nehmen wir wieder mit zurück, als was wir auf dem Leibe tragen und ein altes Pferd und einen Wagen, wodurch den Frauen und Kindern die Reise möglich wird. Das schöne, gesunde Vieh, das wir mit hinnahmen, unsere Hütten und das schöne Feld,

das wir mühselig aus dem unzugänglichsten Schlamme gehoben haben, lassen wir in den Händen des polnischen Edelmanns zurück. Er hat erlangt was er bezweckt hat, wir aber das Gegentheil.“

Dürfte auch ein so einzelner Fall nicht genügend sein, ein Urtheil über den gesammten polnischen Adel festzustellen, so ist er doch wahrlich hinreichend, zu zeigen, wie gefährlich es für die deutschen Landleute ist, auf Grund der Versprechungen des polnischen Edlen sich nach Polen zu übersiedeln. Sind auch nicht alle polnischen Edelleute Schurken; der Deutsche muß doch immer gewärtigen, daß er in die Hände eines Schurken falle. Es finden sich im polnischen Adel vortreffliche, ehrenwerthe Leute, wie z. B. der polnische General O— (nicht einer aus der letzten Revolution), der seinen Colonisten den besten Waldboden zu Feld und die gesündesten Flächen zu Trift gegeben; der, was vielleicht noch schätzenswerther ist, den Colonisten, und dies gewiß nicht ohne Aufopferung, eine vortreffliche Schule eingerichtet hat, damit ihre Kinder nicht, wie die Kinder der polnischen Bauern, mit dem Vieh, wie das Vieh aufwachsen; — wie z. B. der Tribunalpräsident W— in R—, der für das Gedeihen seiner Colonie mit allem Eifer sorgt; — wie z. B. der Banquier Ha—t in Warschau und vielleicht noch der und jener Andere; — doch diese guten Beispiele reichen nicht hin, dem deutschen Auswanderer Sicherheit zu geben; er muß immer gewärtigen, daß er zu seinem Unglücke auswandere. Ein gar zu großer Theil des polnischen Adels, vielleicht gar ein so großer Theil, daß man die ehrenwerthen Männer Ausnahmen nennen dürfte, besteht aus hinterlistigen, gewissen-

losen, dabei stets den Deutschen feindlich gesinnten Leuten, deren betrügerische Pläne in der Gesetzlosigkeit des Landes eine sichere Unterlage finden. Ich sage Gesetzlosigkeit — ein Gesetz existirt in Polen, ein Gesetz ist von obenherab gegeben, doch wie und ob es in Anwendung gebracht wird, ist eine Frage, deren Antwort wir selbst aus dem Wenigen ziehen können, was wir bereits auf unserer Reise gesehen und gehört haben. Der polnische Edelmann ist auch noch nach der Revolution der uneingeschränkte Despot der Dörfer. Das Gericht hat keine Macht über ihn, weil er die Macht über das Geld hat und das Geld die Macht über das Gericht oder besser die Gerichtsbeamteten. Nie wird ein Armer einen Proceß gegen einen polnischen Edelmann gewinnen, oder nur zu Ende führen. So bringt sich in jedem Falle der deutsche Auswanderer, der sich als Colonist in Polen niederläßt, dem individuellen Charaktertriebe des polnischen Edelmanns zum Opfer.

Nach vielen Erfahrungen kann man annehmen, daß mehr als der vierte Theil der deutschen Colonisten in Polen auf so schmähliche Weise verunglückt, wie diese Leute, die wir hier trafen. Die Menschen kehren dann entblößt und des Nöthigsten beraubt, dem polnischen Edelmanne Vermögen, Vieh, Haus und ein cultivirtes Stück Land überlassend, in ihre deutsche Heimath zurück, oder treiben sich bettelnd, als die lebendigen Zeugnisse von den Handlungen des polnischen Edlen, in Polen herum. Daher kommt es, daß man in Polen so auffallend viele deutsche Bettler findet. Es ist wirklich Christenpflicht, jedem deutschen Landmanne, der sich geneigt zeigt, sein Vaterland mit Polen zu vertau-

schen, mit aller Macht abzurathen, und ihn mit Gewalt der überzeugendsten Beschreibung von seinem gefährlichen Vorhaben zurückzubringen. Viel weniger gefährlich ist es für den deutschen Auswanderer, in die unwirthbarsten Steppen von Rußland zu gehen. Grund und Boden bekommt er dort von der Regierung. Eine Regierung kann, weil sie aus mehr als einer Person besteht, nie ein so schändliches Gaunerspiel treiben; denn finden sich auch wirklich einige charakterlose Menschen in ihr, so werden diese doch von der besseren Gegenpartei gehindert, betrügerische Pläne in Ausübung zu bringen. Mit leichterem Herzen, ja, ich möchte behaupten, selbst mit der Ueberzeugung von dem Gedeihen seines Glücks kann der deutsche Auswanderer in die Steppen von Akierman und Oczakow ziehen; dort kann er nie den Launen eines Einzelnen zum Opfer werden. —

Der Greis hatte seine Erzählung noch nicht einmal völlig beendet, als der ausgebesserte Wagen, von einem erbärmlichen Gaul gezogen und einem vierzehnjährigen Knaben geleitet, vor die Karczma fuhr. Wir begleiteten, nachdem wir den Kindern die Geschenke gegeben, die ihre Aeltern anzunehmen weigerten, die bedauernswerthen Leute zum Wagen. Sie drückten uns herzlich die Hand, und wünschten uns in Polen ein glücklicheres Loos, als sie gefunden hatten. Die Frauen, die kleinen Kinder und der vierundsiebzigjährige Greis setzten sich auf den gebrechlichen Wagen, die kräftigeren Knaben und die drei Männer gingen neben ihm her. —

Wir hatten kaum unsere Landsleute aus dem Auge verloren, als unser Kutscher von der Schmiede mit seinen Rossen, denen er neue Dienstfähigkeit hatte auf die Fußsohlen

nageln lassen, zurückkam. Bald saßen wir wieder in unserem beweglichen Gebäude. Länger als eine Stunde hatten wir durch den zu beiden Seiten der Chaussee sich ausbreitenden Bruch zu fahren, in dessen unzähligen kleinen Wasserspiegeln eben die eitle Sonne, noch vor Schlafengehen, ihre rothen Wangen abspiegelte. Der Mond kam neugierig leise über den Rand der Gegend hervorgeguckt, und glaubte seine Geliebte, die Mademoiselle Sonne, der er eifriger nachläuft, als irgend ein verliebter Kaufmannsdiener seiner Holdseligen, noch zu treffen, doch er hatte sich betrogen. Da er sich aber schämte, getäuscht wieder zurück zu gehen, so war er gezwungen uns durch das Städtchen Lowicz bis in das Dorf Kompin zu begleiten, wo uns eine jauchzende Geige zu übernachten einlud.

Ungefähr mit einer eben solchen Stimmung, als die ist, mit der ein Hungriger in die Wüste geht, traten wir in die Karczma. Dieselbe war mit einer solchen Schnapsdunst angefüllt, daß wir uns anfangs fast todt husten mußten, um unseren erschrockenen Athem wieder in regelrechte Bewegung zu bringen.

Wie wir uns wegen der Schnapsdunst fast zu Tode husten mußten, so mußten wir uns über den Karczmenwirth fast zu Tode lachen. Derselbe, ein Mann dem Bauernstand entsprossen, stellte uns seine barfuße, mit hoher schafpelzner Czapka (Mütze), langen herabhängenden Haaren und einem struppigen Schnurrbarte begabte Person mit ungemein verblüffter Miene vor die Augen. Er schien nicht recht begreifen zu können, was wir eigentlich in seinem spirituösen Locale wollten. Nachdem er sich ein wenig gesammelt, stellte er

eine Frage, die wir natürlich zu beantworten nicht im Stande waren; doch sein Scharfsinn fand schon in unserer Unfähigkeit zu antworten eine Antwort, wodurch unserer Verlegenheit eine Grenze gesetzt wurde. Mit dem Ausrufe „a, Niemcy!“ (ah, Deutsche!) wandt er sich an einen der Bauern, die, durch unsere Ankunft in ihrem Tanzvergnügen gestört, sich in einer Ecke der Stube gruppirt hatten, und uns von da aus mit großen Augen musterten.

Der Bauer, an den sich der Karczmenwirth wandt, sollte Dolmetscherdienste verrichten. Er war, wie wir hernach erfuhren, mehre Male als Judenknecht in Leipzig zur Messe gewesen, und hatte da die deutsche Sprache an seinen Ohren vorüberlaufen sehen, was ihm als Linguisten einen großen Ruf bei seinen Collegen verschafft hatte. Seiner Schüchternheit abzuhelfen, faßte ihn der Wirth beim Arme, und zog ihn mit Gewalt zu uns heran. Es war eine höchst spaßhafte Scene. Der unglückliche Mensch fühlte seine Unfähigkeit zum Dolmetschen viel zu sehr, als daß er den Bitten des Wirthes dreist hätte nachgeben können; auf der andern Seite lag ihm an der Rettung seines guten Rufes als Linguist zu viel, als daß er die geforderten Dolmetscherdienste hätte ganz verweigern können, und so gerieth er natürlich in die peinlichste Verlegenheit, die seine bäuerische Unbehilflichkeit zur entsetzlichsten Caricatur formirte. Endlich faßte er Courage, und versuchte seine in Deutschland gesammelten Worte unseren Ohren anpassend zu machen. Doch sein Bemühen war fruchtlos. Wir erkannten zwar in den Luftausströmungen seiner Kehle außer dem zurückstoßenden Schnapsdufte einige deutsche Laute, doch reichten sie nicht hin,

uns darüber ins Klare zu bringen, um was wir befragt seien. Unser fortwährendes Nichtverstehen ließ bald den armen Dolmetscher in Zweifel gerathen, ob seine Zunge die zum verständlichen Deutsch erforderliche Länge habe, und so nahm er seine Zuflucht zu den Armen, deren Länge ihm zureichender schien. Er zeigte auf die große Schnapsflasche, die auf dem in der einen Stubenecke befindlichen Tische stand; — wir schüttelten mit dem Kopfe. Jetzt stockte die Unterhaltung wieder, denn die Frage: „was wir denn eigentlich wollen, da hier nichts weiter zu bekommen sei," die wir von seinem Gesicht ablesen konnten, war ihm eben so schwer durch die Armsprache auszudrücken, als uns die Antwort darauf.

Wir geriethen in der That selbst in Verlegenheit, denn sämmtliche Bauern hatten sich um uns hergestellt, und betrachteten uns unter Kichern und Flüstern ungefähr so, wie die Leipziger Meßgäste vom Lande die Affen vor der Menageriebude betrachten, wenn sie dergleichen noch nie gesehen haben. Zum Glück trat jetzt unser Kutscher herein, dessen Sprachkenntniß die fatale Lücke der Zungenverschiedenheit ausfüllte. Nun erst kam der barfuße Herr Wirth zum Bewußtsein, daß er an uns Gäste zum Uebernachten bekommen habe. Hocherfreut über einen so schönen Aufschluß, hieß er uns mittels der Armsprache unter einer Menge von gliederverrenkenden Verbeugungen auf der rings an der Wand hinlaufenden Bank Platz nehmen. —

Meinen Reisegefährtinnen würde es vielleicht angenehmer gewesen sein, wenn der Karczmenwirth seine bäurischen Gäste fortgejagt und die Streu gemacht hätte, damit sie bald

auf dem aus gewissen Ursachen gefürchteten Lager bewußtlos liegend, einer langen Furcht vor diesem Lager überhoben sein möchten; mir aber war es sehr erfreulich, daß das Tanzfest der Bauern sich um unsere Anwesenheit nicht weiter kümmerte.

Der Musikant, ein gemeiner Bauer, begann seine Geige wieder mit solcher Frische zu streichen, daß alle Hühner und Hähne, die, wie wir bemerkten, auf dem Ofen ihr Quartier hatten, zu jauchzen anfingen.

Wahrlich, polnische Ohren gehören dazu, um solche bäurisch-polnische Soloviolinenmusik ohne Thränen überstehen zu können, namentlich, wenn man den schnapsbegeisterten Musikanten mit der hohen Schafpelzmütze zugleich beobachtet. Das harmonielose Gemisch von heulenden und krächzenden Quiek- und Quarr-Tönen und dessen Producent müssen nothwendig Jedem, der an Solches nicht gewöhnt ist, Lachkrämpfe beibringen,

Glücklicher Weise wurden wir nicht getäuscht; denn daß wir in der weißen polnischen Sukmana und schafpelznen Czapka den seligen Paganini nicht finden würden, konnten wir uns wohl einbilden, und wie hätten wir von einem polnischen Bauer, der keine Spur von Unterricht genießt, der sich die Geige für sechs oder acht Groschen kauft, und nun Alles aus ihr und den Versuchen seiner Finger herauszieht, oder von einem ebenso unterrichteten bäurischen Musikanten abstudirt, mehr verlangen können, als das war, was uns so eben mit Entsetzen erfüllte.

Die Composition, jedenfalls von dem Talent des gegenwärtigen Musikus selbst, oder eines seiner Collegen

ausgefingert, verdiente eine besondere Aufmerksamkeit. Sie besaß keine verschiedenen Theile, aber zwei besondere Gänge. Der eine kletterte mit einer kleinen Variation die Tonleiter hinauf, der andere herab. Einen und denselben Gang wiederholte der begeisterte Musikant vielleicht funfzehn bis zwanzig Mal ohne Absatz und ohne das geringste Zwischenspiel, und begann dann den anderen, um ihn gleichfalls beliebige Male unausgesetzt in die Ohren und Füße der Tanzenden fahren zu lassen. Ein gewisser Tact, der das Tanzen möglich machte, lag allerdings in der Composition; doch diesen hineingelegt zu haben, war am Ende wohl das geringste Verdienst des Componisten, denn Takt lernt ja jeder Mensch mit den Bewegungen des Wiegenbettes, mit dem Gehen, mit jeder Körperbewegung; und wenn dies nicht wäre, so möchten schwerlich die polnischen Bauern tanzen können.

Der Tanz war, wie sich leicht denken läßt, nicht weniger eigenthümlich als die Musik. Die Männer, in ungeheuren Stiefeln, wie halbdressirte Bäre, humpelnd, führten unter fortwährendem Jauchzen und Schwenken der großen Pelzmützen ihre barfußen, nach den Regeln des Tanzes stets auf die rechte Seite hinkenden Tänzerinnen erst eine lange Zeit im Kreise um, und begannen darauf zu walzen, und dauerten darin, bald links, bald rechts herum drehend, ohne Unterbrechung so lange aus, bis die Geduld des Musikus zu Ende war.

Nach jedem Tanze zog die gesammte Schaar zum Schenktische, und ein Jeder und eine Jede leerte mit einem einzigen langen Zuge, ungefähr ebenso, wie bei uns die ächten

Biertrinker ihr Bierglas, das gemeinschaftliche blechene Schnapsmäßchen, ohne dabei eben von großer Branderschütterung eine Spur zu zeigen. Mir entstand das sonderbare Gelüst, zu erforschen, wie viel die fünf polnischen Tanzpaare Schnaps zu vernichten im Stande seien. Durch Vermittelung des Kutschers ließ ich ihnen eine Kanne (Quart) reichen. Sogleich, in Aufwallung von Dankbarkeit, kamen Alle ohne Ausnahme, auch die Frauen, und umarmten und küßten mir die Knie. Solche Huldigungen möchte schwerlich in Deutschland ein Schnapsspender ernten. In Zeit von fünf Minuten war der Branntwein verschwunden; aber die Dankbarkeit noch nicht.

Die guten Leute verstanden hohen Ton; sie wollten sich durch ein Gegengeschenk ihrer Schuld entladen, und dies Gegengeschenk sollte in einem nochmaligen Augen- und Ohrenschmause bestehen. Alle schrien plötzlich auf Einen, der wahrscheinlich für einen besonders guten Tänzer galt, los: „pokazui jemu pokrakowsku!“ (Zeige ihm Krakauisch). Dieser Aufgeforderte, der bei weitem nicht so blöde war als unser Dolmetscher, wählte sogleich eine Tänzerin, und stellte sie auf das eine Ende der ungedielten Stube; er selbst trat auf das andere, und nun begannen Beide nach dem eignen Gesange der sich immer wiederholenden Strophe:

*) „Kamien na Kamieniu,	Ein Stein auf dem Steine,
Na Kamieniu Kamien,	Auf dem Steine ein Stein,
I na tym Kamieniu	Und auf diesem Steine
Ieszcze jeden Kamien,“	Noch einmal so ein Stein.

*) Dies ist eine Strophe aus dem in Polen allgemein gekannten endlosen Volksliede „Krakowiak.“ Es wird meist zum Tanze,

mit weit auseinandergespreizten Beinen abwechselnd gegen einander, aus einander und an einander vorüber zu rutschen, ohne weiter eine künstlichere Bewegung zu produciren. Tanz und Tanzende waren wahrlich sehenswerthe Potenzen. Die Gestalt des Bauers, seine weitgespreizten, schwer bestiefelten und mit grober, faltiger Sackleinwand behosten Beine, sein mit über die Hosen heraushängendem Hemde bedeckter breitschultriger Rumpf, sein mit hoher, schwarzer Pudelmütze bekrönter langhaariger Kopf und die in diesem Wesen steckende schnapsentbrannte, jauchzende Seele, dazu die barfuße Tänzerin und ihr und sein Gesang; dies zusammen war unbeschworen fähig, dem Zuschauer einen Lachkrampf beizubringen, der über Tod und Leben gebot. Ich versichere, es gehörte wenig Phantasie dazu, um bei Ansicht dessen in den Wahn zu gerathen, man befinde sich außerhalb Europa, vielleicht in Feuerland. —

Die Nacht mochte bereits ihre Mitte erreicht haben, als die Bauern taumelnd die Karczma verließen. Hatten wir

---

in Städten aber in anderer Art, als sie das gegenwärtige Bauernpaar zeigte, benutzt. Die Tänzer singen die ersten beiden Verse jeder Strophe stehend, und walzen darauf nach dem Gesang der zweiten beiden. Endlos ist das Lied, weil ein Jeder, der ein wenig poetische Natur hat, eigenmächtig, vielleicht um beim Tanze ein Mal einen Scherz hervorzubringen, Strophen hinzumacht. Jede Strophe wird ohne Widerrede in das Lied aufgenommen, sie mag so albern sein, als sie will, was man deutlich an der obenstehenden erkennen kann. Ein junger Versifex in Warschau versuchte, sämmtliche vorhandne Strophen des Krakowiak zu sammeln. Als ich ihn kennen lernte, hatte er bereits vier hundert und ein und achtzig und damit vielleicht noch nicht den größeren Theil beisammen.

auch die Hälfte des Schlafes verloren, so waren wir doch dadurch hinreichend entschädigt, daß wir den polnischen Bauernstand einiger Maaßen in seinen Freuden, die der beste Spiegel seiner Bildung sind, kennen gelernt hatten. —

Wir suchten zur Stillung unseres Hungers beim Wirthe Hilfe, doch um alle Schätze der Welt war nicht mehr zu erhalten als der Branntwein, dessen bloßer Duft unseren Athem beim ersten Schritt in die Hütte bereits aus der Contenance gebracht hatte. So waren wir gezwungen, uns unter der Tyrannei unsrer Magen nach der gestrigen Weise zur Ruhe zu begeben.

Sechster Abschnitt.

Da wir sobald als möglich in Warschau anlangen wollten, warteten wir mit unserem Aufstande nicht auf das Commando der Sonne. Ehe noch die Morgendämmerung sich zurückgezogen hatte, befanden wir uns schon wieder auf der Chaussee. Nach einer langweiligen Fahrt von mehren Stunden gelangten wir nach Sochaczew, von welcher Stadt uns der Kutscher sagte, daß in ihr etwas zu erlangen sei, womit man dem hartnäckig verlangenden Magen das Maul stopfen könne. Leider traf diese schöne Verheißung nicht gänzlich ein; denn der Kaffee, der einmal der deutschen Natur zum Element geworden ist, durch den wir uns die peinliche Nüchternheit verschmerzt und vergangen zu machen wünschten, war in der sogenannten Oberza (Auberge) von Sochaczew ein unerhörtes Ding, oder schien es wenigstens zu sein.

Es ist merkwürdig, daß, während in Deutschland die Kaffeeüberschwemmung ihre Wellen bis in die allererbärmlichsten Tagelöhnerhütten spült, in dem nahen Polen — Warschau ausgeschlossen — der Kaffee selbst von den Vor-

nehmen als eine außerordentliche Delicatesse betrachtet wird. Der polnische Edelmann, d. h. wenn er nicht etwa im Auslande gelebt, und dort den Kaffeegeschmack wegbekommen hat, ißt früh seine Milchsuppe, und läßt nicht eher Kaffee in sein Haus kommen, als wenn er einmal ein Gastmahl giebt. Bei diesem bildet der Kaffee, der gleich auf der Tafel über Spiritus gekocht wird, den Beschluß. In den Gasthäusern auf dem Lande und in den kleinen Städten ist er, so wie in der Oberza von Sochaczew, eine Rarität, oder eine ungekannte Sache.

Alles, was uns das gegenwärtige Gasthaus bieten konnte, war: Milch, gewärmtes Bier, Schnaps, Semmeln und kleine geräucherte Bratwürstchen, Serdelki genannt, die einen schneidenden Knoblauchsduft aushauchten. Das Bedürfniß ließ uns nicht in Zweifel, ob wir unserer deutschen Sitte treu bleiben, oder die polnische annehmen sollten. —

Wir hielten uns zu kurze Zeit in dem Städtchen auf, als daß ich von ihm mehr erzählen könnte, als daß in ihm, so wie in allen polnischen Orten, die wir kennen zu lernen bereits das Vergnügen gehabt hatten, Fohlen, Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen und eine ungeheure Menge von Juden nach Willkür auf der Straße umherspazirten. Als wir weiterreisend durch das Städtchen fuhren, kamen von Letzteren fast minütlich welche zu uns heran, die ihren Hafer oder Heu anpriesen. Bisweilen lief ein ganzes Corps unter fortwährendem Bitten und Anpreisen neben der Kutsche her.

Dreie von diesen Leuten, welche Hafer mit dem Bedeuten anboten, daß er in ganz Polen nicht so billig zu bekommen sei, als bei ihnen, machten sich durch ihre recht ächt jüdische Handelsmanier besonders bemerkbar. Als der Kutscher durch einen begeisternden Hieb, den er den Pferden ertheilte, seine Handelsunlust zu erkennen gab, sprang der Eine der drei Juden den Pferden in die Zügel, während die anderen Beiden mit unzähligen Complimenten, mit der schmeichelndsten Höflichkeit ihre bestürmenden Handelsbitten fortsetzten. Unter solchen Umständen konnte der Kutscher unmöglich aufgebracht werden, denn dies verhinderte das non plus ultra von Höflichkeit der beiden Juden, und war demungeachtet gezwungen zu kaufen, um aus der Gefangenschaft los zu kommen.

Auf den Chausseen da, wo sie eine kleine Stadt durchschneiden, und somit eine Straße des Städtchens bilden, findet man eine Menge solcher Juden. Sie sind wahre Wegelagerer. Jeden Fuhrmann, der vorüberkommt, bestürmen sie womöglich so lange, bis er sich bequemt abzusteigen, mit in das in der Nähe befindliche kleine Verkaufsgewölbe zu gehen, und da Hafer oder Heu einzuhandeln. —

Die Gegend, durch welche wir jetzt fuhren glich der früheren gänzlich. Die traurigste Armuth und landwirthschaftliche Unwissenheit sprachen aus dieser so deutlich hervor, wie aus der früheren. Die Chaussee schien, jemehr wir uns Warschau näherten, belebter zu werden. Wenigstens begegnete uns von Zeit zu Zeit ein Judenfuhrwerk, ein Bauerwagen, oder ein Wanderer, was zwischen

Sochaczew und Kalisch nur höchst selten einmal der Fall gewesen war.

Wir wollten unsere Reise von Sochaczew ununterbrochen bis zu dem Städtchen Bloniel fortsetzen, allein unsere Pferde waren anderen Sinnes und wir mußten ihres Sinnes werden. Doch wäre uns eine schnelle Ankunft in Warschau wirklich noch lieber gewesen, als sie es schon war, so hätten wir doch die Zeit nicht bedauern dürfen, die wir in der elenden Karczma eines einige Stunden vor Bloniel liegenden Dörfchens zubringen mußten. Auch diese halbe Stunde brachte etwas Neues, zwar nichts Hungerstillendes, so etwas erwarteten wir gar nicht in dem erbärmlichen Schnapstempel, doch etwas Sehens- und Wissenswerthes, in sofern es etwas ganz Nationales war. Es war der tragische Schluß einer Bauernhochzeit.

Die Hochzeit hatte bereits ihre privilegirte Länge von vier Tagen erreicht gehabt, doch, da der Mensch die Freudenfeste, zumal wenn sie ihm so karg zugemessen sind, wie dem polnischen Bauer, gern in die Ewigkeit lang ziehen möchte, so hatten sich auch heute die männlichen Hochzeitsgäste in der Karczma versammelt, um dem schönen Feste einen fünften Jubeltag anzuhängen. Die glücklichen Bauern mochten schon von früh an in der Karczma verweilt und beträchtliche Quanta von Branntwein in ihre Magen und Köpfe gefördert haben. Wenigstens ließ uns dies ihr thierischer Blick vermuthen, demnach der Schnapsgeist mit den letzten Spuren ihres Menschengeistes im Kampfe lag. Glückselig in dem Bewußtsein, dem nüchternen Bewußtsein überhoben zu sein, standen einige dieser Hochzeitsgäste wan-

kend, wie junge Bäre, die den Pfiff zu stehen noch nicht recht in die Füße studirt haben, an dem Schenktische, und addirten zu den schon in den Magen gerechneten Schnapsposten neue. Einige andere hielten sich umarmt, und küßten sich ohne Aufhören, während sie ihre großen Schafpelzmützen mit starrem Arme in die Luft hinaushielten. Einer, vermuthlich ein poetischer Geist, rutschte mit aufknallendem Stiefelschlag in der Stube auf und ab, und begeisterte seine Tanzlust durch ein polnisches Lied, das er mit krächzender Kehle und lahmer Zunge mühevoll zu Ohren und Füßen förderte.

Wir mochten kaum zehn Minuten Zeit gehabt haben, diese glückseligen Bauern zu betrachten, als ein halb städtisch, halb bäurisch gekleideter Mensch eintrat, der ohne Zögern unter einer Fluth von Flüchen und Schimpfreden auf dem Rücken der erschrockenen Hochzeitsleute seinen großmächtigen Stock zu zerschlagen suchte. Er war der Wludarz (Verwalter) des Edelmanns und somit der erste Vorgesetzte der mit Leib und Seele dem Edelmann verpflichteten Bauern. Den von seinem gnädigen Herrn erhaltenen Auftrag: die Bauern daran zu erinnern, daß die Hochzeit bereits vier Tage gedauert habe und nicht länger zu dauern habe, richtete er wirklich in ächt polnischer Weise aus. Es war empörend, wie er die armen Menschen behandelte. Ich bin überzeugt, in anderen Ländern würde man sich scheuen, ein Pferd so zu behandeln, als diese Bauern behandelt wurden. Und auch in Polen würde man ein Pferd nicht so behandeln. Ein Pferd steht wirklich dort in höherer Achtung als ein Bauer. Kein Wunsch regte sich bei dieser

Prügelscene in mir mehr, als der, daß die Bauern schnell deutschen Sinnes werden: sich umdrehen und den Rücken dieses gemeinen Machthabers unter seinen eignen Stock halten möchten. Doch sie blieben Polen, und krochen mit entblößtem Haupte unter dem fortwährenden Anrufe „Posze Prana!“ (Ich bitte Sie) zu den Füßen des Prüglers, wodurch sie ihm nur ihre Rücken immer prügelrechter stellten. Dieser verstand auch vortrefflich den gebotenen Vortheil zu benutzen. Je demüthiger ein Bauer war, je tiefer er sich bückte, und je länger er die Knie des Wludarz, sie küssend, umschlungen hielt, desto länger, derber und tactmäßiger hieb dieser auf denselben los. Endlich hatten die taumelnden Bauern mit umgefärbten Rücken die Karczma verlassen; die Hochzeit war geendet, aber das Fest noch nicht.

Der Wludarz folgte den Bauern nicht. Er blieb zurück, und suchte, so schien es wenigstens, jetzt Alles aufzubieten, was uns von der Wichtigkeit seiner Stellung und Person überzeugen konnte.

Es würde eine unverantwortliche Tintenverschwendung sein, ihn in seiner Brüstung abzumalen; zu beschreiben, wie er unter Fabrikation bedeutungsvoller Mienen heroisch seine Mütze von einem Ohre aufs andere schob, wie er stolz in der Kartschmenstube auf und ab spazirte, und seinen Schnurrbart ein Mal nach dem anderen zwischen den Fingern umdrehete; mit einem Worte, wie er durch Ausübung seiner amtlichen Prügelberechtigung seine Gefühle gehoben und sich groß und glücklich fühlte, und wie er nun wollte, daß auch wir ihn für groß und wichtig halten sollten.

Nachdem er dem Karczmenwirthe mit gefahrvollen Androhungen mehre Male nach einander so laut und herrisch als möglich (er glaubte, wir verständen Polnisch) befohlen, keinem von den Hochzeitsbauern, im Fall sie wiederkämen, heute einen Tropfen Branntwein zu geben, verlangte er selbst eine halbe Kwaterka*), die er mit einem langen Zuge aussog. Er drehete sich einige Augenblicke in der Stube herum, und versuchte dann Bekanntschaft mit uns zu machen, indem er sich mit auseinander gespreizten Beinen vor uns hinstellte und erzählte (nach unseres Kutschers Wiedererzählung), daß die Bauern ein verdammtes Saufvolk seien, das man, um es zur Arbeit gebrauchen zu können, ungemein streng in Zucht halten müsse. Er merkte bald, daß wir von seiner Erzählung nichts verstanden, und wandte sich darum von uns hinweg und — wieder zum Schenktische, wo er eine zweite halbe Kwaterka in das Meer der Vergangenheit versenkte. Einem dritten eben solchen Quantum ging es nach einigen Minuten nicht besser.

Dieser Säufer, der die Bauern ein Saufvolk nannte, hatte sich aber kaum noch einige Minuten vor uns herumgedreht und gebrüstet, als es ihm ebenso erging, als er es hatte den Bauern ergehen lassen. Der Edelmann, ein junger, sehr parisisch gekleideter Mensch, trat ein, ohne uns einer Begrüßung zu würdigen, und ließ den Wludarz in eine höchst herzhafte Berührung mit seiner gewichtvollen Reitpeitsche kommen, indem er schimpfend erklärte, daß, wenn er ihn abschicke, die betrunkenen Bauern zur Arbeit

---

*) Eine Kwaterka ist der vierte Theil eines Quartes.

zu treiben, er nicht wolle, daß er (der Wludarz) noch stundenlang in der Karczma zurückbleibe und selbst trinke.

Es war wahrlich ein höchst komisches Schauspiel. Der Wludarz, dieser lächerliche Mensch, der in seiner vor uns bewiesenen Prügelberechtigung sich brüstete, wie ein zürnender Truthahn, kroch jetzt eben so demüthig seinem Principal zu Füßen, als die Bauern zu den seinigen gekrochen waren. Wir konnten behaupten, in diesen sonderbaren Scenen Dreierlei erkannt zu haben; erstens, die gänzliche Nichtselbstständigkeit des polnischen Landvolkes; dann, den gänzlichen Mangel an Ehr- und Freiheitsgefühl und endlich, daß in Polen ein allgemeines Prügelprivilegium herrsche, das immer in den Händen des Höhergestellten liege. Drei Sachen, die zur Charakterisirung des Landvolkes einen bedeutenden Beitrag liefern. —

Wir nahmen aus der Karczma so viel Stoff zur Unterhaltung mit in die Kutsche, daß wir den Weg bis Bloniel durchaus der langen Weile wegen nicht verwünschen durften. Gegen zwölf Uhr des Mittags langten wir in diesem Städtchen an. Es ist vier Meilen von Warschau entfernt, demungeachtet aber ein Vergnügungsort desselben.

So entlegene Vergnügungsorte würde man nicht leicht bei einer deutschen Stadt finden, wenn sie nicht etwa durch eine Eisenbahn mit ihr verbunden sind, doch in Polen, wo sich fast Jeder Pferde hält, indem ihre Erhaltung ungemein wenig Kosten erfordert, gilt eine Entfernung von vier Meilen für etwas Unbeträchtliches.

Vielleicht das Einzige, wodurch dieses Städtchen einen

Vorzug vor den anderen gleich großen Orten, die wir bisher kennen gelernt hatten, erhielt, war das Gasthaus. Herrschte in ihm auch nicht eine solche Sauberkeit und Reinlichkeit, wie man sie in guten deutschen Gasthäusern trifft, so war es doch schon erfreulich zu sehen, daß man die Zimmer durch gute Meubles und gemalte Wände zur Aufnahme anständiger Gäste ausgestattet hatte. Hätten wir auch keine Reisekarte bei uns geführt, an diesem Gasthause würden wir die Nähe von Warschau erkannt haben. Auch Speisen und Getränke; Gegenstände, nach denen die Reisenden, und namentlich die Reisenden in Polen, die meist hungrig sind, vornehmlich die Gasthäuser beurtheilen, fanden wir hier sehr gut und von allen Gattungen; — doch, damit ich nicht Unwahrheit spreche: eine hölzerne Gelte mit Schabbasfischchen fanden wir nicht; demungeachtet war das Mittagsmahl so beschaffen, daß wir leicht der Meinung werden konnten, wir seien aus einer Wüste plötzlich in das Paradies versetzt worden.

Wir saßen noch mit der Vernichtung des Nachtisches beschäftigt, der in einem sehr schmackhaften Backwerk — das junge polnische Mädchen, das den Tisch bediente, nannte es Lekomina — bestand, als ein herrschaftlicher Kutscher hereintrat, dessen schnittloser, blauer, von einem schwarzen, seidnen Gürtel zusammen gehaltener Talar, und hohe, viereckige, rothsammetne Mütze, vereinigt mit der völlig entblößten Brust und einem langen Barte, uns die ächt russische Tracht kennen lehrten. Der Kutscher frug hastig, ob in dem Orte ein Stellmacher sich befinde, und verließ nach Empfang einer bejahenden Antwort das Zimmer.

Der Zufall verschaffte uns hier eine angenehme Bekanntschaft.

Bald nach dem Abgange des Kutschers wurde eine elegante Equipage, deren abgebrochenes Hinterrad durch einen untergezogenen Balken ersetzt war, von vier mit russischem Geschirr bekleideten Schimmeln vor das Haus geschleift. Der nebenher gehende Kammerdiener öffnete den Wagen und ließ seine corpulente, sehr reich gekleidete Herrin, die bei aller Gebrechlichkeit des Wagens doch ihren Sitz behauptet hatte, aussteigen. Sie trat bald darauf in das Zimmer.

Ich habe nie in meinem Leben wieder eine Dame kennen gelernt, welche durch unbefangene Freundlichkeit Alles um sich her so in Entzücken zu versetzen im Stande gewesen wäre als diese. Ich bin fest überzeugt, hätte man einem jungen Liebeshelden, selbst einem vom besten Geschmacke, die freie Wahl zwischen dieser Dame, die ihre Geburt vielleicht schon um einige vierzig Jahre überlebt hatte, und einer ihrer beiden, jungen, sehr hübschen Kammerjungfern gelassen, er würde die Erstere ohne Bedenken gewählt haben. Ich lüge nicht, wenn ich sage: sie machte Alles, was sich in ihrer Nähe befand, Männer und Frauen, verliebt. Meine Reisegefährtinnen, mit denen sie sich anfangs viel unterhielt, geriethen durch sie wirklich beinahe in eben solches Entzücken, als durch die beiden Perser in der Judenschenke.

Als meine Reisegefährtin, die Professorin, der interessanten Dame ihre Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß sie so vortrefflich deutsch sprach, äußerte diese: „ich bin eine Kurländerin, also eine ganz gute Deutsche; aber doch

eine noch bessere Russin.“ Die Wahrheit dessen erkannten wir allerdings, sobald sie die Unterhaltung mit einer politischen Natur begabte. Nur verlor sie bei derartiger Unterhaltung ungemein an Liebenswürdigkeit. Sie wurde lästig durch ihre bestürmenden Fragen, die sie allein zu Gefallen ihrer blinden Liebe zu Rußland aufwarf. Um zu erfahren, was man in Deutschland über Rußland urtheile, quälte sie uns durch eine Menge von Fragen so lange, bis wir erklärten, daß Rußland immer der Freund Deutschlands gewesen sei, daß man aber wohl die Fehler des Feindes, aber nicht des Freundes zum Maaßstabe seines Handelns mache: daß darum das deutsche Urtheil über Rußland — und vielleicht kein Urtheil in der Welt recht und zuverlässig sein könne, weil der Mensch nie von einem Für- oder Gegengefühl frei sei. Nicht wenig setzte uns ihre Frage in Verlegenheit: was man in Deutschland über die Theilung Polens in Bezug auf Rußland rede. Sicherlich würden wir die Galle dieser liebenswürdigen Patriotin nicht wenig in Aufruhr gebracht haben, wenn wir ihr die Antwort gegeben hätten, die wir nur geben konnten, nämlich: daß Rußland allein die Theilung beabsichtigt und geschaffen habe, daß man aber dem Stifter dieses Werkes in Deutschland nicht allein Unmoral, sondern auch Unpolitik vorwerfe; und zwar Unpolitik darum, weil der Monarch, der das unantastbare Heiligthum eines fremden Staates nicht für ein unantastbares Heiligthum ansieht, nicht verlangen kann, daß seine Unterthanen ihr Vaterland für ein Heiligthum ansehen, für welches sie Gut und Blut zu opfern moralisch verpflichtet sind.

Glücklicher Weise wurden wir aber dieser Antwort durch unser Zögern überhoben. Die Fragerin war eine Frau, wie alle Frauen. Tausend Fragen lagen ihr auf ein Mal auf der Zunge. Da auf die gestellte Frage die Antwort nicht schnell erfolgte, so waren schon wieder zehn andere Fragen da, und jene wurde vergessen.

Ich würde eines ganzen Bogens bedürfen, um alle die Einzelnheiten der russischen Politik und polnischen Verwaltung aufzuführen, die die Dame der alleinigen Frage: „was spricht man in Deutschland davon?" zu Grunde legte. Selbst das deutsche Urtheil über den Fürsten Paskiewicz war ihr von Interesse. Ihre letzte Frage: „was man in Deutschland von dem Grafen *** spreche?" konnten wir nicht nach Wunsch beantworten, und dies zog uns fast den Unwillen der Fragerin zu. Wir behaupteten der Wahrheit gemäß, daß man in Deutschland den Namen dieses Grafen gar nicht kenne, worüber sie in eine wahre Aergerhitze gerieth. Einen solchen Mann, meinte sie, der das, und das — hier zählte sie sämmtliche Heldenthaten des Grafen auf — gethan habe, müsse man doch nothwendig kennen. Wir durften uns über diesen Unwillen nicht wundern; der Graf war ihr Gemahl, und in Nichts spiegelt sich eine adliche Frau lieber, als in dem Ruhme ihres Mannes; und nie fühlt sie sich mehr verletzt, als wenn ihr Ruhmspiegel durch so unkundige Berichterstatter, wie wir in diesem Falle waren, blind gemacht wird.

Ich glaube, es giebt nirgends Frauen, die so für ihr Vaterland und Alles, was darin geschieht, eingenommen sind, als die vornehmen Russinnen. Ich habe mehre kennen gelernt,

und fast jede zeigte sich in der Art, wie diese Gräfin. Selten hört man eine vornehme Russin über Putz oder dergleichen; fast immer über Verhältnisse des Landes, über hohe Staatsbeamtete und Aehnliches sprechen.

Unser Kutscher gab wieder seine knallenden Signale, denen wir um so schneller folgten, als uns viel daran lag, so bald als möglich den polnischen Kopf mit dem inwohnenden russischen Gehirn zu Gesicht zu bekommen.

Auf der Chaussee fanden wir von Bloniel an ungemeine Lebhaftigkeit, die sich so mehr steigerte, je näher wir Warschau kamen. Eine Menge von Juden- und Bauer-Fuhrwerken begegnete uns von Warschau zurückkehrend. Wanderer sahen wir fast gar nicht, oder höchstens einmal einen Juden.

Die Polen, selbst bis zu den niedrigsten Ständen herab, behandeln ihre Füße mit viel mehr Schonung, als die Deutschen. Ein halbstündiger Weg ist schon viel zu lang, als daß man ihn den Füßen zumuthen könnte. Pferd und Wagen, die oftmals beide zusammen kaum fünf Thaler werth sind, finden sich fast bei jedem Polen als die pflichtmäßigen Stellvertreter seiner Füße.

Mehre durch lange Piken in Respekt gesetzte Kosakentrupps begegneten uns. Sie flogen auf ihren kleinen Pferden rasch vorüber. — Unfern Warschau wurde das Leben auf der Chaussee sehr bunt, und gewährte uns eine angenehme Unterhaltung. Eine Menge Volkes trieb sich theils nach Warschau, theils von da zurück. Selbst Gallauniformen mit stolzen Schnurrbärten, und bezaubernde mit zarter Weiblichkeit gefüllte Gewänder kamen zu unseren

Augen. Besonders fielen uns sieben leiterlose Bauerwagen auf, die, jeder von einem kleinen, dürren Pferde gezogen, in einer Reihe, dicht hinter einander herfuhren. Doch nicht so sehr die Wagen, als ihre Besitzer, polnische Bauern, waren uns sonderbare Erscheinungen. Dieselben, betrunken bis zur Besinnungslosigkeit, legten ihren Heimweg schlafend zurück. Ein jeder hatte sich auf die dünne, elastische Langweide *) seines Wagens reitend so gelegt, daß sein in der großen Schafpelzmütze steckender Kopf und die Arme lang herunterhingen, und die in mächtigen Stiefeln steckenden Beine auf der Erde nachschleppten. Besonders komisch war die Scene deßhalb, weil alle sieben Bauern in ein und derselben Besoffenheitsposition sich befanden.

Unser schöngeistiger Kutscher suchte in die schlafende Scene entweder zu seiner Schadenfreude, oder unserer Augenweide etwas Leben zu bringen, indem er seine Peitsche mit einem der Bauern in bittere Berührung kommen ließ. Der Erweckte hob langsam seinen gewichtvollen Kopf empor, blickte mit vorgequollenen Augen eine Minute den hohnlachenden Schreckenspender verblüfft an, und senkte dann mit gleichgiltiger Gemächlichkeit sein schweres Haupt wieder mit den Worten: „Psakrew, Szwab!" (Hundeblut, Schwabe **).

---

*) Langweide ist die Stange, welche Hinter- und Vorderräder des Wagens verbindet.

**) Der Deutsche, den der Pole augenblicklich an der Kleidung erkennt, wird durch ganz Polen „Schwabe" geschimpft. Die ersten Colonisten in Polen waren Schwaben. Sie wurden von

In der Umgegend von polnischen Städten, in denen Märkte gehalten werden, hat man sehr häufig das Vergnügen, seine Augen an ganz derselben Scene zu weiden, wie sie die betrunkenen Bauern hier gestalteten. Zwölf bis funfzehn Wagen sieht man bisweilen in einer Reihe sich langsam auf dem Wege fortbewegen, auf deren jedem der Bauer, von dem tiefsten Schnappsschlafe übermannt, bewußtlos hängt. Fahren die Bauern eines Dorfes mit Heu, Holz, Stroh u. dgl. in die Stadt, so werden sie niemals in eine am Wege stehende Karczma einkehren. Gewöhnlich können sie dies auch nicht, weil sie nicht im Besitz von einem Heller sind. Haben sie in der Stadt aber ihre Waare verkauft, so wandern sie ohne Zögern in die nächste Schnapsschenke, die sie nun nicht früher verlassen, als ihre Besinnung entschwunden ist, und nur ihr Instinkt noch so viel Kraft besitzt, als nöthig ist, sie zu ihren Wagen und Pferden zu geleiten, welche Letzteren in solchem Falle mehr Geisteskraft in ihren Hufen besitzen, als ihre Herren in den großen Schafpelzmützen. —

Sobald wir durch Wola, das letzte Dorf vor Warschau, gelangt waren, traten auch schon Schanzen und andere Vertheidigungswerke vor unsere Augen, die in der letzten Revolution die Polen zum Schutze Warschau's gebaut hatten. Sie waren meist noch in ihrer ursprünglichen Ruinen

---

den Polen ungemein gehaßt, nicht daß sie sich hassenswerth gemacht hätten, sondern weil sie Fremde waren, weil man sie für gefährliche Eindringlinge hielt. Dieser Haß hat ihren ehrlichen Namen in ein Schimpfwort umgewandelt, das eben so allgemein ist, als „Psakrew“ (Hundeblut).

vorhanden. Ueberall sah man zum Theil niedergeschossene Häuser. Ihre Ruinen lagen noch so, wie sie aus der Schlacht hervorgegangen waren. Unter ihnen machte sich das Gebäude der ehemaligen Porterfabrik, in dem sich die polnische Besatzung so lange vertheidigt hatte, bis es in Flammen aufgegangen war, durch seinen Umfang besonders bemerklich. —

Endlich gelangten wir zu der Wolaer Rogatka (Rogatka; Schlagbaum, der die Stelle des Thores vertritt), die mittels einer starken Militairwache jedem Legitimations- und Lapowelosen den Eingang in die Stadt verwehrt. Drei Aufseher kamen mit bedeutungsvollem Säbelgeklirr herangeschritten, verlangten die Oeffnung unseres Gepäcks, vollendeten die Revision schnell und ohne Umstände, und forderten dann kurz und unumwunden die Anerkennung ihres Verdienstes mit den Worten: „na wódke“! ([gebt Geld] zu Schnaps!)

Diese drei Leute verstanden ihr Amt ohne Zweifel weit besser, als ihre Kollegen auf der Grenze. Sie hielten uns nicht lange auf, und suchten nicht durch großartige, lange Pantomimen uns die nöthige Kenntniß von den polnischen Beamtetengebräuchen und unseren auf sie bezüglichen Obliegenheiten einzutrotzen, sondern vollendeten das Nöthige schnell, und setzten uns durch ihre directe Forderung über alle zartfühlende Zweifel hinweg.

Auch mochten diese drei Aufseher mehr Revisionscompetenz besitzen, als jene an der Gränze, denn es folgte auf ihre Revision keine dreimalige Nachrevision. Freilich war diese Revision leichter einem Lesens- und Schreibens-

unkundigen, mit einem Worte: einem polnisch-russischen Steueraufseher anzuvertrauen, als die auf der Grenze; dort galt es, zollfreie von zollpflichtigen Waaren zu unterscheiden, hier aber handelte es sich nur darum, zu erforschen, — wozu ein Paar gesunde Augen hinreichende Fähigkeit besitzen — ob sich vielleicht in dem Gepäck des Reisenden eine volle Schnapsflasche verhalte, welche dem israelitischen Schnapsmonopolpächter etwas von seinem privilegirten Schmause wegschnappen könnte.

Nach überstandener Revision gingen wir auf Anweisung der Aufseher in ein kleines Zimmer des Rogatken-Controle-Hauses, wo unsere Pässe das gesetzliche Signum zu erhalten hatten. Durch langes Warten und reichliches Lapowe erlangten wir auch hier unsere Abfertigung.

Fröhlich, wie triumphirende Helden, die tausend lebendige Simplons überstiegen haben, fuhren wir nun durch die Rogatka, die Electoral- und Lange-Straße hinab zu dem Hotel de Dresde, wo wir sogleich von einem goldbeblechten Schweizer (Portier), einem geschäftigen Faktor und der Schließerin, deren deutscher Name „Emilie“ mich eben so anzog, als mich ihre gewaltige Habichtsnase abstieß, in Empfang genommen wurden.

Warschau.

Siebenter Abschnitt.

Mit komischer Geschäftigkeit führte uns die Schließerin, die, wie es schien, durch das Geklirr ihres vor dem Leibe hängenden großen Schlüsselbundes in einer fortwährenden musikalischen Begeisterung erhalten wurde, auf ein Zimmer, dessen Ausstattung uns, zumal, da die Karczmen unseren Geschmack mit der Tugend der Anspruchslosigkeit beschenkt hatten, ganz zufrieden stellte. Jedes machte es sich hier nach Möglichkeit bequem, und suchte durch lange Athemzüge die Erschöpfung aus-, und neue Frische einzuschöpfen. Die einzige Person, die an unserem Ruhegenusse nicht Theil nahm, war Fräulein Hermine S—. Sie mühte sich, die Umgebung ihres Leibes so geschmackvoll als möglich in Stand zu setzen, und schied, nachdem sie dies durch unendliches Zupfen und Zurechtrücken vollbracht hatte, von uns.

Auch ich wollte von meinen übrigen Gefährten scheiden, und ein besonderes Zimmer beziehen, doch die Frau Professorin hinderte mich für das Erste daran, indem sie erklärte, daß ein gemeinschaftliches Mittagsmahl durchaus den Beschluß der Reise machen müsse, weil der Reisefreundschaft allzuleicht die Seele ausfahre, wenn sie nicht

durch ein gemeinschaftliches Mittagsmahl eingesiegelt, oder besser, die Freundschaft besiegelt werde. So mußte ich in dem Zimmer meiner Gefährten noch verbleiben, um das Freundschaftssiegel vollenden zu helfen.

Sobald die Schließerin wieder in das Zimmer trat, beauftragten wir sie mit der Besorgung des Mittagsmahles. Sie versprach den Auftrag in Ausführung zu bringen, erklärte zugleich aber, daß sie mit dergleichen Angelegenheiten eigentlich nichts zu thun habe, und daß wir uns bei ferneren Hungervorfällen an die Dienerschaft des Speisewirthes mittels der in der Hausflur befindlichen Hungerklingel wenden möchten, wobei wir aber nicht vergessen dürften, mittels eines Federdruckes die in einem an der Wand hängenden Kästchen befindliche Nummer unseres Zimmers emporzuheben, weil sonst die dienstbare Person nicht wisse, von wo der commandirende Lärm ausgehe, und zu welchem Zimmer sie sich zum Empfang des Befehles zu wenden habe.

Sonach waren zweierlei Dienstpersonen, also auch zweierlei Wirthschaften im Hotel; aber es waren selbst drei verschiedene Wirthschaften vorhanden.

Die After- oder Weiterpächterei hat in Polen eine ungemeine Ausbreitung gewonnen. Nicht allein bei ben Chausseeeinnahmewesen, sondern auch bei Oekonomien, Gastwirthschaften und allen sonstigen verpachtbaren Geschäften ist sie zu finden. Z. B. das Hotel, in dem wir uns gegenwärtig befanden, hatte der Besitzer verpachtet. Der Hotelpächter hatte die Speisewirthschaft zugleich mit der Bier- und Branntweinschenke abgesondert und weiter verpachtet, und der Speisewirthschaftspächter hatte wieder die Bier- und

Branntweinschenke weiter verpachtet. Diese polnische Sitte dürfte gewissermaßen zu loben sein, weil durch Zertheilung der Wirthschaften die Existenz mehrer Familien begründet wird. In einem übervölkerten Lande, wie Deutschland, wäre sie wünschenswerth. Freilich würde ihre Nützlichkeit stets von der Billigkeit der Weiterverpächter abhängen; denn so lange sie, wie in Polen, den Untergang derjenigen Familie, die die kleinste und letzte Pachtung übernommen hat, dadurch förmlich bedingt, daß die Weiterverpächter auf alle mögliche listige Weise eine unbillig hohe Pachtsumme zu erhalten suchen, die ihr Risico mindert, und die Kummerlast und den Nachtheil dem Klein-Pächter auf das Genick schiebt, kann sie für die Bevölkerung nur schädlich sein.

Bald nach dem Abgange der Schließerin brachte der Kellner seine für manchen hungrigen Reisenden hochwerthe Person, Tischtuch, Servietten und alles zu Instandsetzung des Tisches weiter Nöthige auf das Zimmer.

Ich war in Zweifel, ob ich dieses Mittagsmahl meinen verehrten Lesern vorsetzen solle oder nicht; doch, da es ächt polnischer Natur ist, sich also wesentlich von unseren deutschen Mittagsmahlen unterscheidet, muß ich es gewissermaßen für meine Pflicht halten, es eben so vollständig zu übergeben, als ich es genossen habe.

Acht Gerichte bestiegen unseren Tisch, und verließen ihn wieder, um in unseren Magen Platz zu nehmen. Doch in ihre lange Reihe rechne ich auch den Kümmelschnaps, den der Kellner zuvörderst brachte. Er entwunderte die Verwunderung, welche uns das Schnapsgericht verursachte, durch die Erklärung, daß es durch ganz Polen gebräuchlich

sei, vor jedem Frühstück, Abend- und Mittags-Mahle ein Glas Branntwein in den Leib zu fördern, weil diese Materie einen vortrefflichen Appetit veranlasse. Ohne einen durch Branntwein entbrannten Appetit würde es, wie wir bald bemerkten, auch schwerlich möglich sein, aus dem Kampfe mit einem polnischen Mittagsmahle als Sieger hervorzugehen, denn die zuletzt Widerwillen erzeugende Menge von Fleischgerichten würde einem natürlichen Appetite bald den Appetit nehmen.

Nach deutscher Sitte huldigten wir der polnischen Sitte. Der Kellner nahm Glas und Flasche wieder zurück, und brachte dafür den allgemein beliebten sauren Barszcz (Barschtsch).

Von allen Suppensorten hat keine in Polen einen so hohen Ruhm und eine so große Allgemeinheit erlangt, als dieser Barszcz. Derselbe ist die tagtägliche Speise der Bauern, und die beliebteste Suppensorte der Vornehmen. Freilich hat er bei Jenen einen andern Geschmack, als bei Diesen. Bei Jenen besteht er aus Wasser, welchem durch Wärme und Brodrinden eine gewisse Säure, und durch gebranntes Mehl, oder gekochte Erbsen der nöthige Gehalt gegeben ist; bei Diesen besteht er aus einer Menge von kostspieligeren schmeck- und sichtbaren Gegenständen.

In dem Barschtsche, den wir so eben vor uns hatten, waren unseren Zungen und Augen vier verschiedene Bestandtheile erkennbar; erstens, Essig, der unsere Gesichter in die ungewöhnlichsten Formen zog; zweitens, Fleischbrühe; drittens, große Stücke fettes Schweinfleisch, und endlich, in Scheibchen geschnittene dunkelrothe Runkelrüben,

welche das Ganze mit einer blutrothen Farbe begabten. Dieser polnische Barszcz enthielt in der That ein ganzes deutsches Mittagsmahl, d. h. vom Mittelstande, nämlich: Suppe, Fleisch und Gemüse, und war darum merkwürdig genug, um die lange Betrachtung meiner kochkunstbeflissenen Reisegefährtin zu verdienen.

Zunächst erhielten wir nun trocknes Rindfleisch, Sztukamieso genannt, begleitet von rohem, zu langen Fasen geschnittenem und mit scharfem Essig übergossenem Meerrettig. Diese Begleitung des Fleisches, die selbst für unsere Nasen ein unnahbares Wesen war, machte uns wirklich glauben, daß der polnische Gaumen und Magen feuerfeste Wesen seien. Diesen Glauben würde gewiß Jeder mit uns getheilt haben, dessen Genick einmal den Brand eines Meerrettigpflasters, das, soviel ich weiß, aus rohem Meerrettig und Essig besteht, erlebt hat.

Das nächste Gericht war uns wieder eine Art Merkwürdigkeit. Es bestand aus kleingehacktem Fleisch von allen Viehsorten, das in Achtelpfundgrößen mit dünnem Mehlteig umwickelt und in reinem Wasser gekocht war, und mit zerlassener Butter übergossen zu Tische kam. Diese halbkugelförmigen Kochkunstfrüchte, welche die Größe einer halben Faust haben, und den Namen Piroki führen, sind in Polen so allgemein beliebt, wie der Barschtsch. Wir konnten sie nicht genießen. Jedenfalls bedürfen sie zu ihrer Vernichtung eines schon frühzeitig an ihre Vernichtung gewöhnten Gaumens.

Nach diesem Gerichte sahen wir uns vor einen Hügel von sehr genießbaren Coteletts versetzt, dessen Verschwinden

einem nicht minder schmackhaften Rindsbraten Platz machte. Fisch und Geflügel folgten darauf, und ein Backwerk, ähnlich den Fleischpasteten, machte den Beschluß dieses Mahles, das die Casse einer jeden Person nur um zwei polnische Gulden (8ggr.) reducirte. Eine solche Billigkeit möchte man schwerlich in einem deutschen Hotel finden. —

Bald nach Tische besuchte uns der Wirth. Er erbat sich unsere Pässe mit der Erklärung, daß er sie auf das Paßbureau zu befördern verbunden sei. — Die Aechtheit seines freundschaftlichen, guten Rathes: weder in Privat-, noch öffentlichen Häusern etwas über die Regierung, den Fürsten, die russischen Beamteten oder derlei zu äußern, weil man sich in Polen kaum im Grabe unbelauscht glauben dürfe, erkannten wir, da uns der Kutnoer Spion noch gar deutlich in Erinnerung stand, zu sehr, als daß wir uns nicht hätten zu Dank verpflichtet fühlen sollen. Der Wirth war ein Pole, also einer von denjenigen Leuten, welche gewöhnt sind, die Deutschen bitter zu hassen; um so mehr war es rühmend anzuerkennen, daß er uns auf die Gefahren aufmerksam machte, die in Polen jeden Nichtrussen umschleichen.

Bald nach des Wirthes Entfernung verließ uns auch die Professorin. Sie kehrte ziemlich spät mit einem gewissen Doctor S., ihrem geschiedenen Manne, wieder zurück. Ein merkwürdigeres Exemplar, als dieser Doctor, mochte nicht leicht irgendwo zu finden sein. Ich habe nicht wieder einen Menschen kennen gelernt, der in dem gewichtvollsten Ernste so komisch gewesen wäre, als dieser. Hätte uns ein Anderer stundenlang von seiner vortheilhaften Stellung als Sprachlehrer erzählen wollen, wir würden

eingeschlafen sein; bei ihm aber konnten wir es nicht. Er behauptete, nicht allein ein guter Sprachlehrer, sondern auch ein guter Techniker zu sein, und suchte dies bei jeder Gelegenheit durch Construction einer von ihm erfundenen, oder zu erfindenden Kugelmühle — so nannte er die Wundermaschine — zu beweisen, welche weder durch Elemente, noch durch animalische Kräfte, sondern allein durch zwei schwebende Kugeln getrieben werden sollte. So oft das Gespräch auf die Mühle kam, suchte er Messer, Lichtputzen, Bleistifte, Löffel und alles Mögliche zusammen, um durch Zusammenstellung dessen dem Zuhörer oder Zuschauer ein recht deutliches Bild von seiner Kugelmühle zu verschaffen. Stundenlang quälte er sich mit Verdeutlichung der Construction ab. Spaßhafter Weise bildete den Schluß einer jeden Erklärung die Bemerkung: er wisse leider noch nicht, ob die Mühle auch Gehkraft haben werde. Ich hoffte von diesem Mühlenconstructor große Aufschlüsse über das polnische Land und seine Bewohner zu erlangen; aber leider hatte ich mich getäuscht; derselbe hatte sich bei seinem Aufenthalt in Polen wahrscheinlich um nichts weiter bekümmert, als die Kugelmühle. —

Es war ziemlich weit in der Nacht, als wir auseinander gingen. Die Schließerin wies mir ein Zimmer an, dessen Fenster mir einen bequemen Ausgang in den zum Hotel gehörenden Garten verschafften, weßhalb sie eines besonderen Dankes werth zu sein meinte. Die Ruhestätte, die sie mir auf mein Begehr einrichtete, war ganz gleicher Art, wie die in Kalisch. Auch hier hatte mein Ekel einen Kampf mit der dunkelfarbigen Decke zu bestehen.

Achter Abschnitt.

Mein Schlaf hätte wohl noch einiger Stunden bedurft, um meinem Körper all die Kräfte wieder zu geben, die der vorige Tag ausgesogen hatte, als er durch rauschende Musik in seinem nächtlichen Geschäfte gestört wurde. Wäre die Musik auch die schönste gewesen, einem müden Schläfer kam sie früh um vier Uhr doch unerwünscht; obendrein aber war sie gräulich. Nie in meinem Leben war mir noch eine Musik so unerträglich und widerlich gewesen, als diese. Selbst die, welche der bäurische Musikant in der Karczma producirte, hätte ich lieber anhören wollen. Auch würde dieselbe weniger störende Gewalt auf meinen Schlaf ausgeübt haben, weil sie ohne alle Harmonie und folglich ohne Magnetismus für's Ohr war. Diese Morgenmusik aber fesselte nothwendig das Ohr an sich, weil ihre einzelnen Instrumente gut gespielt wurden, und das Ganze Harmonie besaß. Das Ohr mußte ihr folgen, obgleich es fast minütlich beleidigt und zurückgestoßen wurde.

Das fatale Geheimniß lag in der Composition; es war polnische Nationalmusik. Ich darf nicht ohne Weiteres sagen, daß die Composition schlecht gewesen wäre; für die

Polen war sie gut, ja, vielleicht schön, und selbst bezaubernd; doch für einen Deutschen war sie unerträglich. Der polnische und deutsche Geschmack sind, namentlich für schönkünstlerische Gegenstände, ungemein verschiedener Art. Compositionen, die ganz Deutschland in Entzücken versetzen, sind dem Polen verhaßt; Schauspiele, die in Deutschland allgemein gepriesen werden, wie z. B. „Endlich hat er es doch gut gemacht,“ werden in Polen ein einziges Mal auf die Bühne gebracht, weil sie Niemand zum zweiten Male sehen will. Dies liegt nicht in der Abneigung des Polen vor Allem, was einen deutschen Namen führt, sondern in seinem eigenthümlichen Geschmacke.

Doch ebenso ist es umgekehrt. Unser deutscher Geschmack ist mit einer ganz anderen Natur begabt, als der polnische. — Die weichen schmelzenden Gänge der Morgenmusik zogen sich — d. h. für mein Ohr — in so heulender oder winselnder Weise, und besaßen trotz ihrer entsetzlichen Gezogenheit eine so unerträgliche Härte, eine solche Steifheit und Gelenklosigkeit, daß ich von ihnen auf das Häßlichste gequält wurde; einen Polen waren sie vielleicht im Stande zu bezaubern. So waren mir die kurzen Forte-Partien darum abscheuliche Wesen, weil sie in jene weichen Gänge ohne allen Uebergang eingeklammert waren, und daher in dieselben fielen, wie ein Donnerschlag vom Himmel in den Gesang alter Weiber; — doch ein polnisches Ohr, bin ich fest überzeugt, waren sie im Stande zu begeistern.

Dies Unbehagliche, Widerliche habe ich fast in jedem National- oder Original-Musikstücke der Polen gefunden. Lange Zeit war diese Musik meine entsetzlichste Folter; doch —

die Sinne des Menschen sind beugsamer, als vielleicht irgend etwas Anderes — ein mehrjähriger Aufenthalt in Polen befreundete mich gänzlich mit der polnischen Musik.

Beleidigte mich die in dem vor meinen Fenstern liegenden Garten entspringende Musik, so durfte mich doch das Schauspiel wieder versöhnen, das mir ein Theil der Warschauer vornehmen Welt gewährte, der hier durch Mineralwasserverschluckung leichtere Leibesöffnung, und durch die Musik frischere Blutwallung — überhaupt Gesundheit für moderne Krankheit zu erlangen suchte, oder richtiger: die moderne Krankheit der gesunden Vornehmheit wegen pflegte. Der ganze Garten war mit Menschen angefüllt.

Eine Menge von sehr reich, aber ungemein nachlässig gekleideten Damen spazirte auf den breiten Mittelwegen des Gartens und dem endlosen Rundwege, der dicht an meinen Fenstern vorüberführte. Die meisten Damen waren von achtbarem Alter; nur wenige junge waren zu sehen. Dies war ganz erklärlich. Junge Leute geben nicht so gern den Morgenschlaf, der ihnen wegen der süßen Träume, die er bringt, von hohem Werth ist, für Mineralwasser hin, als alte, die von diesem Schlafe keine, oder doch keine Entzückungs-Träume mehr zu fordern haben.

Viele Gäste, vornehmlich alte Herren, die ihrer gewichtigen Corpulenzen wegen Stühle und Bänke ihren Füßen vorzogen, saßen in einer meinem Fenster gerade gegenüberliegenden Säulenhalle, die als Dach eine Leinwandfläche über sich gespannt hatte, und darum einem Zelte glich. In oder vor dieser Halle befanden sich auch meine Peiniger, die ihre musikalischen Studien durch das Messingblech blie-

sen, auf welches gleichzeitig ihre von frischer Morgenluft gerührten Nasen Thränen fallen ließen.

Den ganzen Sommer hindurch wurde den Bewohnern des Hotels, deren Stuben am Garten lagen, dieser Augen- und Ohrenschmaus jeden Morgen von vier bis sieben Uhr zu Theil. Wer ein böses Gewissen hatte, und nicht schlafen konnte, dem mochte dies eine sehr angenehme Zerstreuung sein; einem Anderen aber gewiß nicht. Schwerlich mochten die Nachbaren des Hotels mit dieser tagtäglichen Störung ihres Schlafes zufrieden sein, und darum hätten billiger Weise diese lärmvolle Mineralwasseranstalten nicht innerhalb der Stadt geduldet werden sollen.

Diese Anstalt hatte nicht unserem Wirth, dem Pachter des Hotels, ihr Ent- und Bestehen zu danken, sondern dem Besitzer des Hotels. Er betrieb diese vornehme Schenkwirthschaftsbranche als ein Privatvergnügen. So viel ich hörte, war er der Erste und Einzige in Warschau, der durch Mineralwasserverkauf sich und die Menschheit gesund zu machen suchte. Daher kam es, daß sein Garten sich einer täglichen Ueberfüllung von Gästen zu erfreuen hatte. In späteren Jahren sind noch mehr solcher Gärten eingerichtet worden, doch haben sie keinen solchen Zuspruch gehabt, als der vom Hotel de Dresde, da durch diesen bereits die begeisternde Neuheit verdunstet war. —

Ich war noch mit dem Kaffee beschäftigt, als der Faktor des Hotels, ein Jude in unjüdischer Kleidung, eintrat, und mich um meine etwaigen Wünsche befrug. Ich bat ihn, mir einen polnischen Sprachlehrer zu verschaffen, und frug darauf, wie es komme, daß ich bis jetzt in Warschau von

jüdischen Hausirern, deren mich in Kalisch ein ganzes Corps bestürmt habe, verschont geblieben sei. Seine beantwortende Erklärung war mir höchst spaßhaft. Er und der Portier, meinte er, seien angewiesen, darauf zu halten, daß kein Hausirer, oder vielmehr, kein Mensch in jüdischer Tracht in das Hotel komme. Schleiche sich ja einmal einer ein, und er oder der Portier ertappe ihn, so werde derselbe ohne Gnade auf das Bureau des Wirthes geführt, wo man niemals zögere, seinem hinteren Ich einige zwanzig Hiebe einzuverleiben.

Um die Einführung solcher Maaßregeln sind die Warschauer Wirthe wirklich zu loben. Nichts ist für den Reisenden abscheulicher, als der fortwährende Kampf mit den jüdischen Händlern, den er in den Gasthäusern anderer Städte zu bestehen gezwungen ist. In einem Warschauer Hotel kann er Jahre lang wohnen, ohne ein einziges Mal durch einen Hausirer incommodirt zu werden. Freilich sobald er drei Schritte weit aus dem Thore des Hotels tritt, ist er von einem Schwarme von Handelsjuden umgeben, der ihn gewöhnlich, sobald er einiges Geld in seiner Tasche merkt, durch ganze Straßen begleitet.

Die Maaßregel der Wirthe gegen das Eindringen der Juden ist zwar etwas barbarisch, doch wirksam und darum gut, und um so mehr zu rechtfertigen, als sie ganz mit den Gebräuchen des Landes übereinstimmt. Wollte man die zudringlichen Juden auf anständigere Weise bestrafen, z. B. durch Einsperrung u. dgl., so würde man schwerlich den Zweck erreichen, denn alles Dies riskirten sie, wenn sie einen Profit zn machen gedenken; doch Schläge riskiren

sie nicht; diesen setzen sie sich nie aus, wenn es irgend möglich ist. Jedenfalls auch haben die Warschauer Wirthe erst zu diesem Mittel ihre Zuflucht genommen, als andere Mittel fruchtlos geblieben sind. —

Ich machte dem Faktor im Scherz Vorwürfe darüber, daß er verrätherisch an seinen Glaubensbrüdern handle, und erhielt darauf die Erklärung: er bekomme es ja „sälerirt", und könne nichts dafür, daß seine Glaubensbrüder nicht „christliche Röcke" anziehen wollen, die ihnen doch nichts schaden könnten, wenn sie den Schabbas richtig hielten, und durch die sie doch augenblicklich Einlaß ins Hotel erhalten würden. —

Sobald ich des Faktors ledig war, rief ich meinen Reisegefährten, den Candidaten, ab, um mit ihm eine Wanderung durch einige Straßen von Warschau zu unternehmen.

Wenig Sehenswerthes fanden wir in der „Langen Straße", die, in welcher sich das Hotel, welches wir bewohnten, befindet. Die Häuser waren nur von sehr mittelmäßigem Umfang und ohne allen Glanz. Paläste fanden wir nicht unter ihnen, obgleich einige den Titel „Palast" führten. Gleich das an das Hotel stoßende und zu demselben gehörige Gebäude ist unter dem Namen „Dickers Palast" bekannt. Es ist niedrig und entbehrt alles Glanzes. Seinen Palast-Titel hat es nur seiner Form zu verdanken.

In früheren Zeiten wurden nur die Häuser der Edelleute Paläste genannt, gleichviel, ob sie elende Hütten oder prachtvolle Schlösser waren. In späteren Zeiten genügte den Edelleuten nicht mehr der Titel, durch den ihre Häuser sich einen Vorrang vor denen der Bürger gaben, sie mußten ihren Vorrang auch durch eine besondere Bauart bekunden.

So rissen die Edelleute ihre alten Häuser weg, und bauten sich andere auf, welche großartiger waren, welche aus drei verschiedenen Gebäuden: einem Corpus (Mittel- oder Hauptgebäude) und zwei Flügeln bestanden. Der Corpus wurde dreißig bis sechzig Schritte von der Straße abseits, aber mit derselben parallel laufend, und die beiden Flügel von den beiden Enden des Corpus auslaufend und auf die Straße stoßend so gebaut, daß das Ganze einen großen Hof umfaßte, der von der Straße sichtbar, und nur durch ein eisernes Gitter von derselben abgeschlossen war. Nun also hatten die Häuser, welche ihres Besitzers wegen den Namen Palast führten, eine eigenthümliche Form bekommen, und somit fing der Titel, „Palast" an, sich nicht nach der Person des Besitzers, sondern nach der Form des Gebäudes zu richten. Man nannte nun alle Häuser, die in der angegebenen Form erbaut waren und wurden, Paläste, gleichviel, ob ihre Besitzer Edelleute oder Bürgerliche waren. Dies hatten die polnischen Edelleute, die das kleinste ihrer Vorrechte für einen Himmel voll von Adelsglückseligkeit halten, freilich nicht beabsichtigt und gewünscht.

Auf solche Weise ist nun auch der zu dem Hotel de Dresde gehörige Dickersche Palast, vor dem wir so eben standen, zu seinem Titel gekommen. Sein Besitzer, oder doch dessen Vater, der das Grundstück an sich gebracht hatte, war als ein armer Handwerksgesell nach Warschau gekommen, und mochte wohl eben so wenig, als mancher Edelmann, einen Tropfen adligen Blutes in seinen Adern haben; doch sein Haus wurde Palast genannt, weil es die Palastform hatte.

Das Großartigste an dem ganzen Gebäude sind die vier Statuen, die auf den Säulen stehen, zwischen denen die

eiserne Vergitterung des Hofes ihre Haltbarkeit findet. Sie sind indische Tänzer, die durch ungeschickte Stellungen und unnatürlich aufgeblasene Backen dem Anschauer einen höchst ungenießbaren Kunstbissen präsentiren.

Wir wanderten die „Lange Straße" hinauf. An ihrem Ende, zur rechten Seite fanden wir das berühmte Arsenal. Es steht mit nicht geringer Großartigkeit isolirt da. Vor sich einen geräumigen, mit Bäumen besetzten Ras nplatz, der, mit eisernen Ketten umspannt, die Verlängerung der Straße bildet; hinter sich den weiten Krasinskischen Platz; zu beiden Seiten geräumige Straßen; steht — oder stand es früher mit seinem metallenen Inhalt als der Pol der polnischen Macht, von allen Seiten frei, gleich als ob es fremde Stützen verschmähe, majestätisch da. Jetzt steht es zwar auch noch frei da, aber nicht als der Pol der polnischen Macht mit metallenem Inhalt, sondern als die Niederlage der menschlichen Schlechtigkeit. Statt der Kriegsgeräthe enthält es jetzt Diebe und Mörder. Es ist in ein Zuchthaus umgewandelt worden. Gewiß hat der Komiker Sólkowski, als er zu Behuf seines Duells die große Schwedenkanone herausholte, so wenig als die Polen, die es beim Ausbruch der Revolution aufbrachen, um sich zu bewaffnen, geahnet, daß noch das schöne Gebäude in seinem ehrwürdigen Alter so degradirt werden werde. Es hat nur zwei Stockwerke, dabei aber eine majestätische Höhe, und bildet ein vollkommenes Quadrat. Sowohl über dem vorderen, als hinteren Thore hängt eine eiserne Riesenkette, als Firma.

Beiläufig: Als ich in einer späteren Zeit ein Mal meine

Verwunderung über die Größe dieser Ketten aussprach, äußerte ein junger Pole mit naiver Kürze: „Dies sind nur Kinder gegen die Ketten der Nation.“

Unsere Weiterwanderung führte uns auf den auf das Ende der „langen Straße“ stoßenden großen, freien Platz, dessen ganze Rückseite das Regierungsgebäude bildet. Bei weitem großartiger noch als das Arsenal ist dieses Bauwerk. Es bildet ein langes Viereck, und besitzt einen Umfang, der mindestens zwei Mal das große Arsenal in sich aufnehmen könnte. Reiche, aber großen Theils schadhafte Verzierungen schmücken das colossale Haus, zu dessen vorderem Eingange eine breite steinerne Treppe führt. Man kann das Ganze, ohne die Schranken der Wahrheit zu überspringen, ein Prachtwerk nennen. Ungemeine Größe und Vornehmheit der Bauart reichen sich bei diesem Gebäude die Hände, und machen einen außerordentlichen Eindruck auf den Schauenden.

Auch die übrigen in der Nähe befindlichen Häuser sind ansehnliche Gebäude, die, obgleich sie dem colossalen Prachtwerke gegenüber sehr verlieren, viel zur Schönheit des Platzes beitragen.

Mit diesem Platze schneidet aber auch, wenigstens nach der westlichen Seite hin, plötzlich die Pracht der großen Residenz ab, und tritt in Tausch mit der jämmerlichsten Erbärmlichkeit. Wir schritten von dem Platze in eine der Straßen, welche den westlichen Stadttheil durchschneiden, und mit diesem Uebergange ging es uns wahrlich nicht besser als Jenem, der, in dem Wahne, auf den Vorsaal zu gelangen, eine Thür des glänzenden Salons öffnend und

über die Schwelle schreitend, plötzlich in den Abtritt fiel. Eine Menge von ekelhaften Schutt- und Kehrig-Haufen, die Beweise von der Existenz eines polnischen Vieh- und Menschengeschlechtes, zwang uns in der sauberen Straße gleichsam zu einer Gebirgswanderung. Der Unrath, den die Häuser ausgeworfen, schien sich hier seit Jahren aufgesammelt zu haben. Hätten wir auch den gräßlichen Mittelweg meiden wollen, wir würden auf dem schmalen Gange an den Häusern hin nicht besser weggekommen sein, denn eines Theils fand sich hier oftmals Unrath von der unsaubersten Art, anderen Theils würden wir mehr als im breiten Wege die athemversetzende Ausdünstung der unreinlichen kleinen Schnapsläden zu ertragen gehabt haben. Das Steinpflaster, welches nur stellen- und ellenweis auf dem schmalen Gange dicht vor den Häusern zu finden war, schien von Chirurgen und Doctoren erschaffen zu sein, die in den Beinbrüchen ihrer Mitmenschen ein Abführungsmittel für ihre Schulden und leeren Brodschränke suchen.

Daß eine solche Straße so unmittelbar auf jenen prächtigen Platz stoße, hätten wir nicht geglaubt, als wir uns auf demselben befanden. Und so waren fast alle Straßen, welche den von jenem Platze aus westlich gelegenen Theil der Stadt durchschneiden.

Eine schreckliche Sorte von Baukunst schien in diesem Stadttheile in Wochen gelegen zu haben; wenigstens waren ihre Geburten abscheuliche, aus fichtenen Bohlen oder Lehmwand bestehende, bucklige, theilweis selbst neu vom Umsturz bedrohte Wesen, die nur luftigen Schuppen oder

überirdischen Höhlen glichen. Als eine Seltenheit zeigte sich in den Reihen der elenden Nester bisweilen ein besseres Gebäude. In dieser Straße schien sich wirklich Alles zueinander gesellt zu haben, was nicht allein einer Residenz, sondern auch einer Stadt von der kleinsten und ärmsten Sorte unwürdig ist. — Als eine Merkwürdigkeit erachteten wir, daß sich gerade in den scheußlichsten Hütten, deren Aeußeres man nicht ein Mal ohne Ekel anzusehen vermochte, jüdische Bier= oder Schnapsschenken befanden. „Von was für einer Gattung von Menschen müssen die Gäste sein!" stöhnte nicht ohne Ursache mein geistlicher Begleiter.

Wir gingen die Straße lang hinauf bis zu einem offnen Platze, der mit einer Masse von Schutt, Mist und anderen noch häßlicheren Erzeugnissen der Menschheit überzogen war. Es schien uns wirklich eine sonderbare Sitte der Hausbesitzer in dieser Vorstadt (so nennt man die schlechten Theile von Warschau, obgleich sie eigentlich keine Vorstädte sind, da die Grenzlinie der Stadt auch sie umfaßt. Sie sind durch nichts weiter, als durch ihr schlechtes Aeußere von der eigentlichen Stadt, unter der man die besseren Straßen und Plätze versteht, geschieden.), daß sie ihre häßlichen Produkte nicht in ihren Häusern oder Höfen behielten, sondern auf die offne Straße warfen, somit jedem Vorübergehenden anzusehen gaben, und den Polizeibeamteten den Weg erschwerten.

Wenn man den Platz ansah, vor dem wir uns eben befanden, seine ekelhafte Bedeckung, die in seiner Nähe befindlichen Hütten und Anderes, so kostete es einem wahrlich Mühe, sich in der Ueberzeugung zu erhalten, daß man sich

in Warschau, in einer königl. Residenz befinde. Auch die lebenden Wesen, die wir hier überall sahen, namentlich eine Heerde von Kindern, die auf diesem Platze sich tummelte, hatten durchaus nicht das Ansehen, das man gewöhnlich von den Bewohnern einer Residenz erwartet.

Von diesen Kindern zogen vornehmlich drei kleine, fünf bis sechs Jahre alte Wesen unsere Augen auf sich. Das eine war nur mit einer alten Weiberjacke bekleidet. Das andere, weiblichen Geschlechts, war oberhalb fast ganz nackt, nur ein um den Hals geknüpfter Lappen bedeckte die Achseln; von den Hüften an umflatterten es die Reste eines alten Unterrockes, der, den langen Fetzen nach zu urtheilen, in die sich die Füße des Kindes fortwährend verwickelten, unmittelbar von einer erwachsenen Person auf das Kind übergegangen war. Das dritte war mit einem kurzen Hemdchen bedeckt, dessen Weißheit durch langwöchige Kothaufsammlung angeschwärzt war. Die drei Kleinen schienen das Uebereinstimmende ihrer Tracht zu kennen. Sie hatten sich zueinandergesellt, und vergnügten sich gemeinschaftlich, indem sie, spielend in ekelloser Kindesunschuld, in einen Misthaufen Löcher wühlten.

Auf der einen Seite des häßlichen Platzes fanden wir das Hospital der reformirten deutschen Gemeinde, ein gutgebautes und äußerlich sehr reinerhaltenes Gebäude. Wir hätten es gern in seinem Inneren kennen gelernt, doch die Aeußerung des Thürwächters, daß sich zwei Cholerakranke in demselben befinden, ließ uns schnell unserem Wunsche entsagen.

Die sehr schlechte Lage des Spitals war uns besonders

auffallend. Es hat damit eine eigne Bewandtniß. Es kann nicht bestritten werden, daß die polnische Nation von jeher eine bei weitem größere Toleranz geübt hat, als irgend eine andere. Mag der Grund davon darin liegen, daß sie zu viel mit ihren Landesangelegenheiten Beschäftigung hatte, als daß sie ihre Zeit an alberne Sektenzwiste hätte verschwenden können, oder mag er in der geringeren Volksbildung, oder sonst in etwas Anderem liegen; genug, die Polen waren die toleranteſten Leute in der Welt. Und doch haben sie ihre gepriesene Toleranz nicht in Ansehung des Spitals an der reformirten deutschen Gemeinde bewiesen. Die deutsche Gemeinde in Warschau, so habe ich's erfahren, hat sich viele Mühe gegeben, um von der polnischen Behörde die Erlaubniß zu erhalten, ihr Spital auf einem freundlichen und gesunden Orte aufstellen zu dürfen. Sie hatte die breite, reinliche Lez'no=Straße zu diesem Zwecke auserwählt, weil sie sich in jeder Hinsicht dazu am besten schickte. Doch der lächerliche Eigensinn der polnischen Behörde hat alle Vorstellungen vergeblich gemacht. So war die deutsche Gemeinde gezwungen, ihr Spital nach Vorschrift in der abscheulichsten Kothgasse, mindestens eine Stunde von der deutschen Kirche entfernt, aufzubauen.

Ich glaube hinsichtlich der Entfernung nicht zu lügen, denn den Weg von dem Spital zur Lezno=Straße, an der Bank vorüber, durch den sächsischen Garten und die lange Königsstraße zur deutschen Kirche mag schwerlich Einer, der sich nicht gerade die Flederwische des Merkur angeschnallt hat, in weniger Zeit, als einer Stunde zurücklegen.

Wollte die polnische Behörde die Lezno=Straße verwei=

gern, so waren in einer so weitläufig gebauten Stadt, wie Warschau, doch noch viele angemessenere, gesündere und appetitlichere Plätze vorhanden, als der ist, auf dem das Spital hat erbaut werden müssen; doch es war ihr, so scheint es, nur darum zu thun, den Vorrang der herrschenden, der katholischen Kirche zu beweisen.

Seitdem aus der Warschauer Behörde die polnische Seele herausgetrieben, und mit russischen Leibern eine russische hineingefahren ist, haben sich ohne Frage die Verhältnisse der deutschen Gemeinde — doch will ich nicht sagen, daß die Lage der Gemeinde früher drückend gewesen wäre — gebessert. Ob nun die russische Behörde darum besondere Freundschaft für die reformirte Gemeinde hegt, weil die Deutschen ihre politischen Freunde sind, oder darum, weil viele vornehme Russen, namentlich Kurländer Reformirte sind, oder ob sie die reformirte Gemeinde begünstiget, um die römisch-katholische, d. h. die polnische, mit doppelter Kraft hinter die Barriere prakticiren zu können, ist nicht nöthig, auf die Nadel des Mikroskopes zu spießen; genug, der reformirten Gemeinde wird jetzt Alles gestattet, was ihr früher verweigert worden ist. Ein Beweis dafür ist die im Jahre 1840 beabsichtigte Verlegung des Spitales, oder Einrichtung eines zweiten Spitales (wahrscheinlich sollte auch das alte noch fortbestehen), wozu die Behörde ohne Umstände ihre Zustimmung gegeben hat. Durch die Bemühung des Consistorial-Rath Ludwig, eines vortrefflichen Mannes, der für das Wohl der Gemeinde die emsigste Sorge trägt, und durch Mithilfe mehrer Gemeindeglieder war im Jahre 40 schon der Ankauf eines außerordentlich großen Gebäudes,

dessen mächtiger Hofraum für die Genesenden einen herrlichen Tummelplatz versprach, zum Behuf eines Spitales für die Reformirten zu Stande gekommen. Dies Gebäude liegt dicht bei der deutschen Kirche und in einer reinlichen gesunden Straße; entspricht somit den früher vielfach an den Tag gelegten Wünschen. Ob die Einrichtung des Gebäudes zum Spital schon zu Stande gekommen ist, habe ich nicht erfahren.

Wir waren noch lange nicht am Ende der unendlichen Straße, die mit jedem unserer Schritte ihre Erbärmlichkeit wachsen ließ. Je weiter wir kamen, desto schmuziger und wüster wurde sie. Die Hütten, kaum mannshoch, mit verwetterten Stroh- oder Schindeldächern bekrönt, waren theilweis so liederlich, daß man durch die Spalten ihrer Dächer und Wände sehen konnte, und im Innern so unreinlich, daß sich außer dem Schweine und Menschen vielleicht jedes andere Wesen gescheut haben würde, in ihnen zu leben. Weiterhin wurden diese Hütten sehr einzeln. Die Räume zwischen ihnen füllten schlechte verwahrloste Gärten, deren Umzäunungen aus Breterwänden bestanden, die, bald auf die, bald auf jene Seite hängend, einen häßlichen Zickzack bildeten, und der polnischen Ordnungsliebe vor unseren Augen die Krone abstießen. Noch weiter hin lagen die Boutiquen in den Gärten, und die Straße wurde nur von den vielfach zerwetterten und zerbrochenen Gartenwänden fortgesetzt. Hier, wo Häuser und Menschen in einem geringen Quantum vorhanden waren, war auch das Quantum des Unrathes auf der Straße geringer. Hier waren wir

nicht genöthigt, über Schutt- und Mistberge zu steigen, und hatten, wenn wir uns nicht gerade in der Nähe eines auf offner Straße verwesenden Thieres befanden, weniger mit stinkender Luft zu kämpfen.

Die Bewohner dieses Stadttheiles von Warschau, von denen wir einige betrunken im Wege liegend oder mit dem Rücken an die Breterwand eines Gartens gelehnt; andere, vom kindlichen Geschlechte, halb nackt oder mit häßlichen Lumpen bedeckt, im Kothe spielend, fanden, sind die ärmsten und liederlichsten Individuen der christlichen und jüdischen Bevölkerung. Mit ihrer Armuth, die die Folge ihrer Faulheit ist, verbinden sie die größte Unreinlichkeit. Ihre Lebensart ist kaum anders als viehisch zu nennen. Schulunterricht haben sie nicht genossen; die Religion besteht ihnen nur im Halten der Festtage: so ist es kein Wunder, daß bei ihnen Unsittlichkeit und Schlechtigkeit heimisch sind. Stehlen und Betteln sind, darf man behaupten, ihr einziges Handwerk. Die erstere Geschäftsbranche betreiben sie oft in der gröbsten Weise.

Jedermann in Warschau, der nicht etwa zu der Classe dieser Vorstadtbewohner selbst gehört, fürchtet sich Abends in der Dunkelheit durch die Straßen solcher Stadttheile zu gehen; und dazu hat er auch alle Ursache, namentlich, wenn er am Tage vielleicht eine Uhr, Uhrkette oder einen guten Mantel hat sehen lassen. —

Wir wandten uns zur linken Seite, ließen unsere Füße die Länge einer Querstraße, die der, auf welcher wir gekommen waren, ebenso glich, als die Nase vor dem Spiegel

der in dem Spiegel, kurz treten, und wanderten die breite, reinliche Lezno = Straße, deren kleine, aber gut gehaltene Häuser unseren Augen eine ebensowohlthuende Erscheinung waren, als einem Eskimo das erste Sonnenlicht nach monatelanger Nacht, hinab zu unserer interimistischen Heimath.

Neunter Abschnitt.

Nach einigen Tagen hatten wir wieder das Vergnügen, unseren Wirth bei uns zu sehen. Er beorderte uns, d. h. mich und den Candidaten — unsere Reisegefährtinnen waren, vielleicht als politische Unwichtigkeiten, von dieser Obliegenheit dispensirt — zu einer Stellung im Paßbureau. Wir hätten gern sogleich erfahren, zu welchem Zwecke diese Stellung angeordnet sei, erhielten aber auf unsere Frage keine Auskunft, da der Gefragte in dem Augenblicke, als er antworten wollte, von der Schließerin, die die traurige Kunde brachte, daß eins der herrschaftlichen Kutschpferde sich von seiner Seele separiren wolle, abgefordert wurde.

Nach drei Uhr am Nachmittag, als zu welcher Zeit die polnischen Bureaus erst wieder Oeffnung bekommen, machten wir uns auf. Jetzt schritten wir durch die untere Hälfte der „langen Straße," welche wir noch nicht kennen gelernt hatten. Sie enthielt stattlichere Gebäude, als die obere, doch war sie darum nicht etwa schöner. Die obere Hälfte war breit und schnurgerade bis zu ihrem Ende; diese auf einem Orte so eng, daß sich zwei Wagen kaum aus-

weichen konnten, auf einem anderen wieder so breit, daß sich ein Bataillon Soldaten bequem in die Quer aufstellen konnte. Einige Häuser auf der rechten Seite traten um dreißig bis vierzig Schritte zurück, und bildeten einen kleinen, häßlich unregelmäßigen Platz; auf der anderen Seite traten die Gebäude wieder tief in die Straße herein, wodurch sich dieselbe ungemein verengte, und bald trat die ganze folgende Häuserreihe wieder um einige dreißig Schritte zurück so, daß eine übermäßige Breite entstand. — Diese schlechte Anlage hat natürlich viele häßliche Winkel und Ecken gebildet, und dadurch die Passage ungemein erschwert.

Unsere Paßangelegenheit erlaubte kein langes Weilen. Wir schritten die Straße eilig hinab, mußten uns aber doch entschließen, da Halt zu machen, wo die Methstraße mündet, um die russische Kirche nicht unbetrachtet vorübergehen zu lassen. Sie steht, wie fast alle warschauer Kirchen, nicht frei, sondern in der Reihe der Häuser, und zwar so, daß sie die Ecke der Meth- und „langen Straße" bildet. Wie jedes Eckgebäude ist sie nur von zwei Seiten sichtbar; von diesen aber gewährt sie einen prachtvollen Anblick. Ihre Mauern entbehren zwar der mindesten Kunstarbeit, wenn man nicht etwa die angemalten Nischen mit den in denselben stehenden Evangelisten Kunstarbeit nennen will, doch erheben sie sich zu einer so majestätischen Höhe, daß man sie trotz ihrer Einfachheit anzustaunen gezwungen ist. Prachtvoll wird das Gebäude durch die fünf colossalen Kuppeln, die es bekrönen. Die vier äußeren heben sich unmittelbar aus dem Scheitel des Kirchengebäudes hervor, und nur die um Vieles größere, in der Mitte stehende ruht auf einem besonderen,

etwa zwanzig Ellen hohen Mauerwerke, welches die vier Kirchenglocken umfaßt, die dem Schauenden von zwei Seiten der Kirche in ihrer ganzen Gestalt sichtbar sind. Sämmtliche fünf Kuppeln sind mit himmelblauer Farbe bekleidet, und prangen mit einer Unzahl auf ihre Fläche ausgestreuter goldner Sterne. Das Ganze gewährt einen prachtvollen Anblick.

Wir glaubten unseren Augen an dem Inneren der Kirche eine gleiche Wohlthat erweisen zu können, wie an dem Aeußeren, doch wir hatten uns getäuscht; die Kirche war noch voll von Gerüsten; die ganze Chorpartie war noch unvollendet, und eben unter den Händen der Gewerke. Der Altar war fertig in seiner Gestalt, aber noch nicht in seiner Bekleidung.

Eine außerordentliche Menge von Arbeitern war bei dem Bau der inneren Kirche gegenwärtig beschäftigt. Auf drei Gerüsten, die auf einander, wie Stockwerke, gethürmt waren, wurde gearbeitet. Wir konnten fast an der Regsamkeit der Leute erkennen, daß der Behörde viel an der Vollendung der Kirche gelegen war.

Die Arbeiter waren fast ohne Ausnahme Deutsche, sofern sie einem Handwerk angehörten. Die Taglöhner, die den Handwerkern Hilfe leisteten, waren meist Russen.

Ein Meister, mit dem wir uns in ein Gespräch einließen, versicherte, daß die Handwerker sowohl, als die gemeinen Handarbeiter einen vortrefflichen Verdienst bei dem Baue haben. Ueberhaupt, meinte er, werden alle Arbeiten an Staats-Gebäuden, z. B. Festungen, sehr gut bezahlt, was vielleicht weniger der Freigebigkeit der russischen Behörde,

als ihrem ängstlichen Verlangen nach schneller Vollendung der Bauten zu danken sei.

Wir verließen die Kirche, und eilten, um die versäumte Zeit für unsere Paßangelegenheit wieder einzubringen, die Methstraße hinauf, mußten aber auf ihrer oberen Hälfte wieder Halt machen, um die mit den reichsten Verzierungen geschmückte Bernhardiner-Klosterkirche zu betrachten. Wir würden hier vielleicht Stunden lang verweilt, und unser nothwendiges Geschäft gänzlich vergessen haben, wenn nicht einer von jenen Leuten, deren Attaken wir in den Straßen schon zum Ueberdruß auszustehen gehabt hatten, mit seiner auf Arm und Rücken gepackten Niederlage von Schlafröcken zu uns herangetreten wäre, und mit seiner unpreiswürdig lobpreisenden Großmäuligkeit seine Waare unseren Augen wohlgefällig zu machen gesucht hätte. So viel giftige Mienen und erschreckende Antworten wir auch erzeugten; wir mußten vor dem handelswuthigen Hebräer fliehen, und seine Verfolgung, bei der er uns ununterbrochen bittende und betheuernde Handelsbomben nachwarf, bis zur Ecke der Senatorenstraße ertragen. Hier erst schien er sich von unserer Unverwundbarkeit überzeugt zu haben; wenigstens ließ er uns laufen.

Die ungeheuere Fluth von Menschen, die sich durch diese Straße wälzte, gestattete uns jetzt nicht das prächtige Senatorenpalais zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen. Gedrängt, getreten und gestoßen, bald von der Menge fortgerissen, bald vom Gegenstrome zurückgedrängt, gelangten wir, ohne recht eigentlich zu wissen: wie? mit empörten Leichdornen, auf den Marktplatz. Auch hier

fanden wir Stoff zu stundenlangem Schauen, doch die Zeit erlaubte nicht, ihn zu benutzen.

Wir wandten uns ohne Verweilen zum Rathhause, wo uns ein grüner Polizeisoldat durch Armstreckungen den Weg zum Paßbureau beschrieb. Ueber einen großen Hof, dessen linke Hälfte viele Pferdeställe und eine vor denselben sich ausbreitende, unappetitliche Miststätte, und dessen rechte Hälfte ein häßliches, altes Gefängnißhaus, einige Schutthaufen und mehre Fuhrkarren aufzuweisen hatte, mußten wir in das Hintergebäude des Rathhauses schreiten, in dem sich das Bureau befand.

Eine Menge von Handwerksburschen und ähnlichen Leuten füllte das völlig meublesleere Vorzimmer und den Raum, den im zweiten Zimmer ein halbrundes Geländer hinter sich ließ. Es kostete unseren Armen große Anstrengung, uns bis zum Geländer zu fördern, und hier würde uns noch manche peinliche Quetschung zu Theil geworden sein, wenn nicht ein lebenskluger Bureaudiener, der in unseren feinwolligen Röcken eine höhere Menschenclasse, d. h. eine solche erkannt zu haben meinte, welche Wohlthaten weniger mit dem Herzen, als mit gefüllter Hand vergilt, uns in das Innere des Zimmers hätte treten lassen, wo wir auf einer gepolsterten Wandbank bequem unsere Angelegenheit abwarten konnten.

Wir saßen eine lange Zeit, ohne daß uns außer dem Bureaudiener irgend Jemand seine Aufmerksamkeit bewiesen und den Zweck unserer Stellung offenbart hätte. Wir würden ohne Murren auch noch ein Mal so lange gesessen haben, denn die Zeit wurde uns eben nicht lang. Ein interessantes Schauspiel hatten wir vor unseren Augen, wenn man an-

ders das Treiben in einem polnischen Bureau interessant nennen kann. Doch interessant muß nothwendig Alles sein, was man bisher noch nie gesehen hatte, und somit mußten auch uns die wohlbehagliche Bequemlichkeit der Beamteten, ihr Dehnen und Strecken, ihr gleichgiltiges Wartenlassen u. s. w. interessant sein. Ein alter silberhaariger Russe zeichnete sich vortheilhaft durch seine Geschäftigkeit aus. Er theilte die Pässe an die hinter dem Geländer wartenden Personen aus, deren meist deutsche Namen seine Zunge in die fatalste Verlegenheit setzten. Mehre Beamtete waren mit der Einzeichnung der ausgetheilten Pässe beschäftigt, andere konnten mit dem Schneiden ihrer hartnäckigen Federn Stunden lang nicht zu Stande kommen, und einer, ein sehr jugendlicher, der an einem kleinen Tischchen am Fenster saß — dieser war uns in der That der interessanteste —, suchte sich für den Staat aufzuopfern, indem er aus dem Streusande die groben Körner las, und sie durch die schnelle Ausdehnungskraft seines Fingergelenkes in die paßbedürftige Menschenmenge hinter dem Geländer schleuderte.

Nach langem Harren sahen wir unsere Angelegenheit Beförderung erhalten. Der Chef der Bureauabtheilung kam aus einem anstoßenden Zimmer, blickte einigen von den jüngeren Beamteten auf das Papier, oder vielmehr, auf ihre dienstpflichtigen Erzeugnisse, schritt dann einige Mal im Zimmer auf und ab, und wandt sich dann in einer unerhört groben Weise mit der Frage um unsere Angelegenheiten an uns. So unwürdig, bin ich fest überzeugt, würde kein deutscher Beamteter einem Bettler begegnen, als dieser aufgeblasene Chef uns und nach seiner Gewohnheit Jedem begeg-

nete. Zwar hatten wir auf der kurzen Reise recht wohl erfahren, daß die Beamteten des Königreichs Polen durchaus eine feine, oder nur anständige Behandlung des Publicums nicht verstehen; doch eine solche Rohheit hatten wir nicht für möglich gehalten. Wir glaubten, der wohllöbliche Chef sei ein Russe, doch auf spätere Nachfrage erfuhren wir, daß er kein solcher, sondern ein Pole sei, der sich noch dazu eines deutschen Namens zu rühmen habe.

Fürs Allgemeine sagte man uns, daß die Russen als Beamtete zwar nicht gerade höflich, doch umgänglich seien, wenn man nur nicht vergesse, sie durch Darreichung von Lapowe zu erfreuen; die Polen aber, die sich in öffentliche Stellen gedrängt oder in ihnen erhalten haben, seien, jedoch mit Ausnähmen, brutale, alle Lebensart und gute Sitte verhöhnende Menschen, die bei all diesen Beamtetenuntugenden doch weit mehr Lapowesucht besitzen, als die geborenen Russen.

Die Gründlichkeit dieser Behauptung habe ich in späteren Zeiten vielfach anzuerkennen Gelegenheit gehabt.

Erwägt man, daß die Polen auf einer höheren Stufe der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung stehen, als im Allgemeinen die Russen, so findet man, daß die beiderlei Beamteten in einem entgegengesetzten Verhältniß stehen. Das ist auffallend. Ohne Zweifel hat es därin seinen Grund, daß der Gebildetere (ich sage absichtlich nicht der Gebildete), der in einem Geschäftsverhältniß mit einem Ungebildeten steht, gar zu leicht seine sittliche Bildung hinfortwirft, um mittels seiner schärferen Kenntnisse die Freiheiten doppelt zu genießen, die dem Ungebildeten seine Unbildung bewilligt. —

Nachdem wir die grobe Frage des Bureauchefs durch Angabe unserer Namen und die Erklärung, daß uns der Wirth des Hotels, ohne den Zweck anzugeben, hieher beordert habe, gesättigt hatten, wandt sich der Frager, der wahrscheinlich selbst unsere Stellung verordnet gehabt, von uns, und kehrte bald mit unseren Pässen wieder. Zuvörderst ließ er sich unsere Vornamen sagen, die er mit der Angabe der Pässe verglich, darauf auch Tag und Stunde unserer Ankunft, und so dann ließ er seine Augen, während er vor sich hinbrummte: Nase, lang; Mund, breit ꝛc., die auf den Pässen befindlichen Signalements mit unseren Körpern confrontiren. Alles hatte seine vollkommene Richtigkeit, und so entließ er uns.

Spätere Erkundigungen sagten mir, daß keine Verordnung — wenigstens keine schriftliche — existire, der nach jeder Fremde über das Maaßpapier seines Passes gemessen werden müsse, daß aber dem Beamteten eine solche Messung nicht nur nicht verwehrt, sondern mit Freuden gestattet werde, und daß sehr viele Ankömmlinge nach der letzten Revolution derselben unterworfen worden seien. Hätte diese strenge Messung eine schriftliche Verordnung zu Grunde, so wäre es der Mühe werth zu erklären, daß sie unnütz sei, weil niemals ein polnischer Flüchtling so unvorsichtig sein wird, auf Grund eines falschen, nicht einmal seiner Person anpassenden Passes in sein Vaterland zurückzukehren; doch unter solchen Umständen kann ich meine Worte sparen, wenn ich sie nicht vielleicht schon ausgegeben habe. —

Die merkwürdige Bureauscene hatte unserem Geiste zu viel Beschäftigung gegeben, als daß er jetzt Interesse an den

Palästen und Hütten der Straßen hätte finden können. Ohne auf irgend etwas zu achten, gingen wir zum Hotel zurück, wo wir den Herrn Erfinder der ungangbaren Kugelmühle zu treffen das Vergnügen hatten.

Der Abend brachte uns Interessanteres, als wir von ihm erwartet hatten, durch die Bekanntschaft mit einer ausländischen, außerhalb Warschau wohnenden Familie. Kennen zu lernen, wie sich eine solche Familie in ihrem Inneren und Aeußeren einrichte, um sich für das zu entschädigen, oder um sich das zu schaffen, was sie zu genießen im Vaterlande sich gewöhnt hat, was aber das öde polnische Land außerhalb Warschau zu geben nicht im Stande ist, war mir von zu hohem Interesse, als daß ich die Bekanntschaft hätte darum von mir weisen können, weil sie mir durch meine Reisegefährtin, die Professorin, zu Theil werden sollte, die sie selbst nur auf Grund eines Empfehlungsbriefes erst machen konnte. Ich nahm an, die Etiquette sei in Polen auch bei den ausländischen Familien nicht so streng, und trat in die Reihe meiner Gefährten, die, wie ein Heer Soldaten der Fahne, fünf Mann hoch dem kleinen, nur für eine Person ausgestellten Empfehlungsbriefe folgten.

Der Weg bis zu dem Dorfe Powonski, in dem die Familie wohnte, war zwar kaum eine Stunde lang, doch aber zu lang für die Füße meiner Reisegefährtinnen.

Sind auch die jüdischen Hotelfactoren sehr kostspielige Diener, so sind sie doch vortrefflich wegen ihrer Raschheit. Dies waren wir jetzt anzuerkennen gezwungen. Kaum einige Minuten nach unserem Befehle, stand schon ein Fiakre, hier Doroszka (Doroschka) genannt, vor dem Hause.

Ein beschreibenswerther Gegenstand war unsere Doroszka, und ein noch beschreibenswertherer, der Doroszkarz (Führer eines solchen Fuhrwerks). Jedes Stück an diesem Menschen verdiente eine Betrachtung, doch keins eine so große, als der Mensch selbst. Wären uns auch die Stiefeln, welche seit Jahren Reste von den täglichen Pferdeabfällen aufgesammelt zu haben schienen, so wie der abgeschabte, an den Ellenbogen unsauber geflickte Rock, den die polizeiliche Verordnung mit einer erdgelben Farbe und blauen Aufschlägen zur Welt gebracht hatte, so wie auch der von vielfachen Wasser- und Luft-Orkanen zerweichte, wieder getrocknete und zusammengeschrumpfte Hut, und endlich auch die Doroszkennummer, die nicht, wie in anderen Städten der Welt, an dem Wagen befestigt war, sondern mittels eines um den Hals geschlungnen Strickchens auf dem Rücken des Doroszkarz hing, interesselos gewesen, auf dem borstig beschnurrbarteten Antlitz des Menschen, das auf das Unzweideutigste das erschnapste Entzücken des ganzen Körpers aussprühte, hätten doch nothwendig unsere Augen verweilen müssen. Eine in ewiger Schnapswonne schwebende Race von Menschen sind diese warschauer Doroszkarze. Ewig glückselig. Abgehärtet von Sturm und Wetter, unempfindlich für Sturm und Wetter, sitzen sie wohlbehaglich von früh bis zum Abend auf ihrer Doroszka, fahren die Passagiere, wohin dieselben verlangen, nehmen Geld, das ihr Herr nicht berechnen kann, und geben damit nach jeder Fahrt in dem nächsten, besten Schnapsladen ihrer Schnapswonne neue Nahrung.

In demselben Verhältnisse, in dem unser Doroszkarz mit seinen meisten Collegen zu den pariser Staatskutschern

stand, stand auch unsere Doroszka mit ihren meisten Colleginnen zu den pariser Staatskutschen. Wie der Doroszkarz, war auch die Doroszka ein gräuliches Exemplar. Wo der Lack nicht bis aufs rohe Holz abgescheuert war, war er allerdings noch vorhanden, doch darum gerade nicht sichtbar, denn der Schmuzüberzug war nicht eben durchsichtig. Der Leinwand-Ueberzug der Sitzkissen war an vielen Stellen nur in Fetzen vorhanden, das Lederzeug war zerlöchert; kurz, das ganze Fuhrgebäude befand sich in einem äußerst schmuzigen und liederlichen Zustande so, daß meine Reisegefährtinnen sich anfangs ernstlich weigerten, es zu besteigen. So wie diese, sind mit wenigen Ausnahmen alle warschauer Doroszken. —

Kürzlich las ich in einem der Leipziger Journale einen Aufsatz über das warschauer Doroszkenfuhrwerk, dessen Angaben zwar vollkommen wahr waren, aber billiger Weise meiner nachfolgenden Erläuterung bedurft hätten. War der Einsender des Aufsatzes, vielleicht ein flüchtiger Reisender, nicht im Stande, diese Erläuterung zu geben, so hätte er doch lieber schweigen sollen, denn es ist nicht eben christlich, halb wissend zu sprechen, und dadurch, mir nichts, dir nichts, der polnischen Eleganz einen Perückenstoß beizubringen.

Die ganze Welt schmückt sich gern mit fremden Federn, aber nie gern so, daß es die ganze Welt merkt. Fremde Federn zu tragen, die Jedermann erkennt, ist eine Lächerlichkeit; und so halten es die Warschauer für lächerlich, in einer eleganten Doroszka zu fahren, da doch Jedermann eine Doroszka von eigner Equipage unterscheiden kann. Niemand außer Handwerksgesellen nimmt, wenn er nicht

gezwungen ist, eine elegante Doroszka, damit es nicht den Schein gewinne, als wolle er sich für seinen polnischen Gulden mit der schönen fremden Kutsche vor der Welt groß machen. Die schlechteste Doroszka gilt für die beste, weil man in ihr am besten zeigen kann, daß man die Welt nicht über seine Person zu täuschen suchen wolle. Man rechnet es in Warschau sogar zum guten Tone, in einer recht schlechten Doroszka zu fahren, wie das Sprichwort beweist: „eine schöne eigne Equipage und eine schlechte Doroszka sind gleich vornehm.“ Es liegt wohl etwas Wahres darin.

Da nun die meisten Doroszkenkunden Leute von gutem Ton sein wollen, so sind die Innhaber des Doroszkenfuhrwesens, wenn sie Verdienst haben wollen, zu ihrem Gunsten gezwungen, die wo möglich schlechtesten Wagen auf den Platz zu bringen. Sonach also verdankt die Häßlichkeit des warschauer Doroszkenfuhrwerkes ihre Existenz einer besonderen Ansicht der Doroszkenkunden, und hat daher keinen Bezug auf die polnische Eleganz oder Nichteleganz, kann daher auch keinen Beweis für sie liefern. —

Wir hatten sämmtlich die Doroszka bestiegen, warteten aber vergebens auf die Abfahrt. Nicht leicht findet man tückischere, unbehilflichere Menschen, als die warschauer Doroszkarze; davon gab uns der gegenwärtige einen vollwichtigen Beweis. Es fiel ihm nicht ein, uns auf eine vernünftige Weise zu erklären, daß er sechs Personen mit einem Male zu befördern gesetzlich nicht verbunden sei, sondern er suchte, indem er für unseren fortwährenden Zuruf: „fahre“ taub blieb, und dadurch Anlaß zur lächerlichsten Scene gab, uns die Kenntniß von den Doroszkenfuhrverhältnissen einzutrotzen.

Wir würden, da wir der polnischen Sprache nicht mächtig waren, und also kein Mittel besaßen, den verstockten Doroszkarz zu einer Erklärung zu bewegen, vielleicht bis zur Nacht im Wagen gesessen und vergebens auf die Abfahrt gewartet haben, wenn sich nicht ein Freund des Wirthes, der unsere Verlegenheit sah, unserer angenommen hätte. Ohne sich zuvor mit dem Sachverhältniß gehörig vertraut gemacht zu haben, riß derselbe dem Doroszkarz die Peitsche aus der Hand, hieb ihn, um seinen harten Sinn weich zu klopfen, einige Male über den Kopf, und riß ihm sodann die Doroszkennummer mit der Erklärung vom Rücken herab: er wolle dieselbe, sobald er unsere Förderung noch einen Augenblick verweigere, ohne Zögern auf das Rathhaus schicken.

Es ist von Vielen, und auch vom Verfasser des oben erwähnten Journalaufsatzes als eine Lächerlichkeit geschildert worden, daß sich die Nummern der warschauer Doroszkenfuhrwerke nicht an dem Wagen, sondern auf dem Rücken der Kutscher befinden. Doch ist diese Einrichtung, namentlich bei so verstockten Personen, als die warschauer Doroszkarze sind, durchaus zweckmäßig. Erfüllt der Doroszkarz nicht die Pflichten, die er dem Passagier schuldig ist, so nimmt ihm dieser die Nummer vom Halse, und trägt sie sammt seiner Anklage zum Rathhause. Ohne Nummer ist dem Doroszkarz unter keiner Bedingung erlaubt, einen Passagier aufzunehmen und zu fahren. Will er nun auf seinen Verdienst nicht verzichten, so ist er gezwungen, zum Rathhaus zu fahren, und dort seine Nummer gegen eine Tracht Stockschläge, die ihm nach hergebrachter Sitte ohne weiteres Verhör zugetheilt wird, auszulösen. Trotz dieser strengen

Maßregel sind die meisten Doroszkenfahrer entsetzlich hartnäckige Menschen, mit denen die Passagiere, vorzüglich die Ausländer, denen die polnische Sprache nicht zu Gebote steht, häufig in Händel gerathen. Fast jedes Mal liegt bei diesen Händeln die Schuld auf Seite des Doroszkarz; — in dem gegenwärtigen Falle aber nicht unbedingt; und dies bemerkte unser gütiger Tutor erst, als er bereits dem Doroszkarz die ungemünzte Zahlung zugetheilt hatte. Wir hatten uns sechs Mann hoch auf die Doroszka gesetzt, aber vier Personen nur war der Doroszkarz anzunehmen verpflichtet, und somit hatte er allerdings das Recht, uns seine Dienste zu verweigern.

Jetzt mußten wir uns natürlich bereit fühlen, eine zweite Doroszka herbei zu rufen, und unsere Gesellschaft in zwei zuläßliche Größen zu theilen.

Wenn man beim Doroszkenfuhrwerk, wie es in Polen der Fall ist, die Schnelligkeit als Hauptsache ansieht, so darf man behaupten, daß das warschauer Doroszkenfuhrwerk unübertrefflich sei. Die Kühnheit und Gewandtheit der Doroszkarze im Lenken, und die Fähigkeit ihrer Pferdefüße zum Rennen, suchen in der That ihres Gleichen, vielleicht ohne es zu finden. Um die schärfsten Ecken herum, zwischen drei, vier Fuhrwerken hindurch, die einen kaum handbreiten Ueberraum lassen, über Straßencanäle hinweg u. s. w. jagen diese Doroszkenfuhrwerke ohne die mindeste Unterbrechung so, daß dem Passagier, der an eine solche polnische Fahrt nicht gewöhnt ist, wohl bisweilen eine Bangigkeit, gleich einer kleinen Todesahnung, zu Herzen steigen kann.

In kaum zehn Minuten hatten wir den langen Weg vom Hotel bis zur Powonskischen Rogatka zurückgelegt. —

Ich muß hier erwähnen, daß Warschau keine Thore, sondern an deren Statt von starken Militairwachen besetzte Schlagbäume (Rogatki) besitzt. — Hier würde uns die Hartnäckigkeit der beiden Doroszkarze wieder lange Schwierigkeiten gemacht haben, wenn nicht ein doppelzüngiger Rogatkenbeamteter uns die nöthigen Kenntnisse von den diesen neuen Fall bedingenden Doroschkenfuhrverhältnissen verschafft hätte.

Jeder Doroszkarz ist verpflichtet vier Personen zu demselben Preise anzunehmen, wie eine einzelne. Dieser Preis ist ein polnischer Gulden (4 gGr.) für einen „Curs." Der Curs aber beschränkt sich nur auf Warschau, oder vielmehr auf den innerhalb der warschauer Grenzlinien liegenden Raum. Will der Passagier über die Grenzlinie hinausfahren, so muß er, da für eine solche Tour kein gesetzmäßiger Preis besteht und bestehen kann, sich mit dem Doroszkarz vereinigen.

So waren auch wir gezwungen, durch Verständigung über den Preis für die Fahrt außer der Stadt unser Fuhrwerk wieder flott zu machen.

Nach kaum einer Viertelstunde befanden wir uns in dem Dorfe Powonski, dessen Einwohner fast ausschließlich Deutsche sind, die von der großen Tabaksfabrik und anderen im Orte befindlichen Anstalten beschäftigt werden. Durch die Lokalkenntniß zweier am Wege arbeitender Männer gelangten wir bald zu dem Besitzer der Gewehrfabrik C—, dessen Bekanntschaft in der That mit den Opfern, die uns die Doroszkarze abgezwungen hatten, nur sehr gering bezahlt war. Der Empfehlungsbrief, den meine Reisegefährtin ohne Zögern dem artigen Manne aufs Herz schob, verschaffte uns

die freundlichste Aufnahme bei allen, auch selbst den weiblichen Gliedern der Familie, der Gattin des C—, einer gebildeten, liebenswürdigen Frau, und deren Tochter, einem jungen, frohsinnigen, naiven Mädchen, dessen frischem, französischem Blute weder der Aufenthalt in Deutschland noch der in Polen eine fremde Substanz beigemischt zu haben schien. Etwas Wertheres hätte uns Polen nicht bringen können, als die Befreundung mit einer so vortrefflichen Familie, als diese war. Hätten wir das Heimweh besessen bis zum Heulen und Zähneklappern, hier, im Kreise so interessanter Personen, hätten wir es sammt dem Vaterlande vergessen müssen. Waren uns die Personen so interessant, so konnten uns die äußeren und inneren Verhältnisse der Familie nicht interesselos sein.

Die Familie hatte Frankreich verlassen, um in einer deutschen Hauptstadt eine bequemere Stellung zu finden. Dies war nicht geglückt, da die deutsche Regierung dem C— für die Errichtung einer Gewehrfabrik mehr Verbindlichkeiten hatte auflegen wollen, als er in Frankreich getragen hatte, und für die Zukunft zu tragen Lust empfand. So wandt er sich denn nach Polen, und hier wurden er und sein Unternehmen mit Freuden begrüßt.

Keine ihm bekannte Regierung, meinte C— selbst, nehme Fabrikanten, namentlich französische, so gern und unumständlich auf, und komme den Unternehmungen des Fabrikanten so bereitwillig entgegen, als die polnische. Nur könne sie das dem Fabrikanten nicht bieten, was die Regierung eines anderen, cultivirteren Landes bieten könne, und darum sei die Ansiedelung, namentlich eines Fabrikanten,

der die Hilfe eines cultivirten Grund und Bodens in Anspruch nehmen müsse, trotz der musterhaften Bereitwilligkeit der Regierung, mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft.

C— hatte zwar nicht den Grund des halben Königreichs nöthig gehabt, doch auch die zehn bis zwölf Acker Landes, deren er für seine Fabrik und seinen Haushalt — außerhalb der Stadt ist es in Polen fast nicht möglich ohne Grundbesitz zu leben — bedurfte, hatten ihm, wie er erzählte, zu erlangen unendliche Mühe gemacht. Doch die Erlangung weniger, als die Instandsetzung. Er hatte sich auf einer ungeheueren Sandebene, die sich von Warschau nördlich auf dem linken Ufer der Weichsel ausbreitet, eine Fläche wählen dürfen. Die Wahl konnte, da die einförmige Fläche nur wenig bessere Stellen aufzuweisen hatte, nicht eben schwierig sein. Er wählte dicht hinter dem Dorfe Powonski ein Stück Land, welches an dem Rande mehrer Teiche, zugleich auf den beiden Ufern eines kleinen Baches, und zur Hälfte so tief lag, daß sich von selbst Wiesen, freilich morastige gebildet hatten. Ein großer Theil war mit Waldbäumen bestanden so, daß das nöthige Holz gewonnen werden konnte, und doch noch so viel Bäume übrig blieben, als zu Anlegung eines hübschen Parkes nöthig waren. Auch der Boden des Grundstücks war besser, als auf irgend einer Stelle der Sandfläche, und eignete sich zum großen Theil zu Gartenbau. Somit kam die Natur des sehr glücklich gewählten Grundstücks in vielen Hinsichten den Unternehmungen des Ansiedlers zu Hilfe. Demungeachtet hatte, wie C— selbst erzählte, die Einrichtung des Grundes ungemein viel Schwierigkeiten gemacht. Als Ursache dieser Schwierig-

keiten gab C— den unergänzbaren Mangel an Arbeitern, hauptsächlich kundigen Arbeitern, an.

An den Bau guter steinerner Gebäude für die Fabrikstätte und Familienwohnung, erzählte C—, habe er gar nicht denken dürfen; nicht darum, weil natürliche Bausteine gar nicht, und Ziegelsteine nur für einen sehr hohen Preis zu haben seien, sondern, weil es ungemein an Handwerkern für Häuserbau fehle. Die Maurer und Zimmerleute, welche sich in Warschau befinden, meinte er, seien das ganze Jahr hindurch trotz dem übermäßigen Arbeitslohn, den sie bedingen, im Innern der Stadt von Beschäftigung überladen so, daß sie auf das flache Land, wohin sie nie gern gehen, nur durch Darreichung eines übermäßig erhöhten Lohnes gezwungen werden können. Die Summa des Arbeitslohnes, behauptete C—, betrage bei einem Steingebäude auf dem offnen Lande von Polen mehr, als den dritten Theil der gesammten Baukosten; überhaupt aber steige das Baucapital auf eine enorme Höhe. Berücksichtige der Fabrikant aber außerdem, daß dieses hohe Capital, indem großartige Gebäude auf dem offnen Lande Polens für jeden Zweiten ohne allen Werth sind, und folglich nie oder nur in einem Wunderfalle einen Käufer finden, gänzlich verloren gehe, so bald er sein Geschäft aufgiebt, so müsse er sich nothwendig, von seiner Vernunft belehrt, entschließen, von der kostenlosen polnisch-ländlichen Bauart Gebrauch zu machen. Zur Errichtung eines polnischen Hauses, das aus nichts, als auf einander gefügten fichtenen Bohlen bestehe, meinte C—, bedürfe man so wenig Zeit als Kosten, da hölzerne Wände nicht dem langen Trocknen überlassen werden müssen, und

man die Bearbeitung um ein Billiges gemeinen polnischen Bauern übertragen könne, die von dem Ausarbeiten der Bohlen und der Zusammensetzung solcher Häuser mehr Kenntniß besitzen, als gelehrte Zimmerleute. Uebrigens, behauptete C—, gewähre ein solches hölzernes Haus, wenn die zwischen den Bohlen zurückgebliebenen Spalten mit Moos und Thon gut verstopft und die hölzernen Wände mit Rohr beschlagen und mit Kalk dick überkleidet seien, darum weit bequemere Wohnungen, als ein Steingebäude, weil es niemals Feuchtigkeit annehme, und im Winter eine vortreffliche Wärme erhalte, auf welches Letzte man nirgends mehr, als in Polen und Rußland, Rücksicht zu nehmen Ursache habe.

Diese Erklärungen enthielten, wovon ich mich bei längerem Aufenthalte in Polen überzeugte, nur Wahrheiten.

Von solchen Verhältnissen gezwungen, hatte C— sich nichts, als hölzerne Gebäude aufgebaut. Die Fabrik, Ställe und Wohngebäude waren aus fichtenen, ungefähr vier Zoll dicken Bohlen aufgerichtet. Freilich hatten diese Gebäude nicht ein Ansehen, wie die Hütten, die wir bisher in den Dörfern gesehen hatten; die Wände waren stark überkalkt so, daß kein Mensch des Glaubens werden konnte, daß sie nichts als Holzbohlen enthalten. An der ganzen Besitzung konnte man recht deutlich erkennen, daß ein gelenker Geist und guter Geschmack auch selbst aus dem Wenigen, was ein wüstes Land zu geben vermag, etwas erschaffen können, das auch selbst den verwöhntesten Großstädtern des Auslandes werthvoll und schön erscheinen muß. Das kleine hölzerne Wohngebäude der Familie schien wahrhaftig ein reizendes Zauberschlößchen zu sein, das seines Gleichen nur in den Liedern

der Dichter und den Gemälden der zuckersüßen Romanschreiber finden könne. Wie die Fensternischen, war auch die kleine aus vier Säulen gebildete Halle auf der Vorderseite mit einer Menge von blühenden Gewächsen gefüllt; die Wände waren über und über mit Ranken bedeckt; mit der Rückseite stand das Häuschen so dicht an dem Parke, daß mehre Aeste der Bäume über das Dach herüberreichten; von drei Seiten lag es unmittelbar im Blumengarten; kurz, es war Alles ländlich, prächtig so, daß der Besitzer gern auf den großartigsten Stadtpalast verzichten durfte.

Waren wir vorher der Meinung gewesen, daß der verwöhnte Ausländer, als Ansiedler auf dem offnen Lande von Polen, nur einen sehr unbehaglichen Sitz finden könne, so hatten wir uns jetzt vom Gegentheil überzeugt; wenigstens hatten wir gesehen, daß er Mittel besitze, sich für das zu entschädigen, was er mit dem Schritte über die polnische Grenze verloren geben muß. —

Der Abend brachte uns eine sonderbare Scene. E— war erst am Mittag desselben Tages von einer sechswöchigen Reise zurückgekehrt. Diese Heimkehr mußte billiger Weise der Welt durch Freudensignale verkündet werden. Ich weiß nicht, ob die beiden gegenwärtigen Capitains, deren einer ein Freund des Hauses, der andere der Bräutigam der Tochter des Hauses zu sein schien, das Freudenfest veranstaltet hatten, oder die Fabrikarbeiter; genug, man ließ mehre der Fabrik entnommene kleine Modellkanonen hinter dem Garten zu wiederholten Malen ihren feurigen Athem ausblasen. Eine Kosaken-Patrouille, die wahrscheinlich nicht wußte, daß hier ein Gewehrfabrikant, und sogar der kaiserliche Ge-

wehrfabrikant wohne, der natürlicher Weise wohl das Recht zu Pulver-Besitz und -Entzündung haben mußte, kam eiligst herbeigesprengt, packte einige von uns beim Kragen, und verlangte, daß wir zur Wache folgen. Nicht wenig erschraken die ungestümen Kosaken, als sie die beiden Capitainuniformen erkannten, und die ritterlichen Fäuste ihrer Inwohner an den Köpfen verspürten.

Es war schon ziemlich in der Nacht, als wir aufbrachen. C— war so gefällig seinen langbärtigen, russischen Kutscher aus dem Schlafe zu electrisiren, ihn anspannen und uns auf bequeme Weise nach Hause kommen zu lassen.

Zehnter Abschnitt.

Ungünstiges Wetter zwang mich, die nächsten Tage im Kreise meiner Reisegefährten zu verweilen, deren Verhältnisse jetzt einen Querstoß erhalten zu wollen schienen. Der Doktor S. hatte die vacante Kutnoer Pastorstelle ausgewittert, und brachte diese Kunde dem Candidaten, als seinem zukünftigen Schwiegersohne, gleichsam als ein Geschenk. Ein solches war es auch; denn hatte auch schon der Candidat die Vacanz gewußt, so erfuhr er doch erst jetzt, daß die Qualification nicht Kenntnisse von der polnischen Sprache, sondern nur das Bestehen einer kleinen Prüfung und die Probepredigt erfordere. Eine Prüfung in Polen, meinte der Candidat, müsse ihm, da er auf einer preußischen Universität gelebt habe, ein kaum der Erwähnung werther Feind sein; und die Probepredigt, behauptete er, sichere ihm ohne Frage die Stelle, denn es sei ihm schon zur Studentenzeit eine Lumperei gewesen, ganze Gemeinden mit Entzücken zu betäuben. Somit herrschte natürlich im Kreise meiner Reisegefährten eine freudvolle Verwirrung. —

Endlich erschien ein Tag, der nicht von Regen begleitet war. Ich glaubte, ihn zu nichts Besserem benutzen zu kön-

nen, als zu einer Wanderung nach der Nordseite von Warschau; doch ich mußte ihn einer neuen Bekanntschaft zu Theil werden lassen.

So, wie das frühere Mal, ohne an die Thür geklopft zu haben, trat der Faktor des Hotels in mein Zimmer. Ich konnte nicht umhin, dem unartigen Menschen eine Anstandslection zu ertheilen. Er entschuldigte sich, und dadurch erfuhr ich beiläufig, daß es in Polen durchaus nicht Sitte sei, sich der Artigkeit wegen Fingerschmerzen zu verursachen.

Kein Pole klopft an die Thür, ehe er sie öffnet. Er kennt nicht ein Mal diese deutsche Sitte. — In die Zimmer der niedern und mittelen Stände schreitet man in Polen ohne alle Umstände, wie das Mondlicht durch die Fensterscheiben, wenn die Herablassenheit der Rouleau's nicht den Zutritt verweigert. Freilich veranlaßt man dadurch oft die Entwickelung hochrother Schaam; wenn sich nämlich Damen in den Zimmern befinden, welche aus Liebe zum luftigen Negligée ihre zarte Natürlichkeit noch nicht gehörig verheimlicht haben. Die vornehmen Stände setzen sich über die Schaam hinweg, oder hüten sich vor ihrem löblichen Entstehen, indem sie sich hinter Kammerdiener verstecken, die die Eintretenden im Vorzimmer bis nach geschehener Anmeldung harren lassen müssen.

Der Faktor zeigte mir an, daß er mit großer Aufopferung von Mühe und Stiefelsohlen einen vortrefflichen Lehrer der polnischen Sprache aufgesucht habe, der im Augenblicke noch auf dem Comptoir des Hotelwirthes einige seiner Lebensangelegenheiten ordne, bald aber seine Person erscheinen lassen werde.

Er hätte vielleicht zu Vergrößerung seines Honorars eine stundenlange Lobpreisung des Sprachlehrers aus seinem gewissenlosen Munde quellen lassen, wenn ihn nicht der schnelle Eintritt des Angekündigten daran gehindert hätte.

Ohne die mindesten Complimente und großtönigen Ceremonien brachte mir der Sprachlehrer seine kleine, verwachsene, hochbucklige Figur, die, aus den Zügen des pockennarbigen Gesichtes zu schließen, schon an vierzig Jahre lang ein mißrathener Theil des großen Weltalls gewesen sein mochte, entgegen, frug, ob ich der Sprachbedürftige sei, reichte mir nach erhaltener Bejahung die Hand, nannte mir seinen Namen, setzte sich ungenirt nieder, und begann, mir mit der heitersten Laune und dem glücklichsten Witze die Erlebnisse aus seinem sechsjährigen Aufenthalte in Deutschland zu erzählen. So krumm der Körper dieses Polen war, so gerade und frei war sein Sinn.

Ich weiß nicht, ob es Zufall gewesen ist, daß alle Polen von meiner Bekanntschaft, welche lange in Deutschland gelebt hatten, diesem Privatlehrer an Benehmens- und Sinnesart fast bis auf den Hauch glichen. Wäre es kein Zufall gewesen, so dürfte ich auf Grund dieser Uebereinstimmung die Behauptung aussprechen, daß es keine unbefangeneren, vertraulicheren, liebenswertheren Menschen gebe, als die Polen, welche sich nicht nach französischem, sondern ausnahmsweise nach deutschem Styl bearbeitet haben. Ein Franzose freilich wird dasselbe von den französirten Polen sagen. —

Die Lehrmethode, welche M—ski mir umständlich beschrieb, darf ich um so weniger unerwähnt lassen, als sie die

in Polen allgemeine ist. Man darf sie eine halb-empirische nennen. So lange verschmäht sie die Feder gänzlich, als der Schüler noch nicht einige Gewandtheit im Sprechen besitzt, und dies erlernt er auf die leichteste, spielendste Weise. Auswendiglernen vieler Worte ist die Hauptsache. Hat der Schüler aber auch nur erst einige Hundert verschiedener Worte in den Kopf und die Zunge studirt, so fällt es schon dem Lehrer nicht mehr ein, mit ihm in der Muttersprache zu sprechen. Ohne Gnade und Barmherzigkeit muß sich der Schüler, so schwer es ihm auch wird, mit seinen wenigen fremden Worten verständlich machen, wobei ihm natürlich der Lehrer, der die Conversation nach dem Wortvorrathe des Schülers einrichtet, behilflich ist. So spricht der Schüler freilich Anfangs nur in Nominativis und Infinitivis, und bringt auf diese Weise eine gar wunderliche Sprachfrucht zur Welt, doch dies ist ganz in der Ordnung, wie der Grundsatz der Methode beweist: „sprich schlecht! aber um besser und endlich gut zu sprechen, sprich immer!" Hat der Schüler Ohr und Zunge ein wenig an die fremde Sprache gewöhnt so, daß ihm das Verständniß nicht mehr gar zu schwer wird, so nimmt der Lehrer Declinationen, Conjugationen rc. zum Stoff seiner Conversationen. Jetzt bessert sich die Sprache des Schülers außerordentlich schnell, indem derselbe, über die Sprachregeln sich unterhaltend, an Sprachfertigkeit gewinnt, und, die Sprachregeln bei dieser Unterhaltung zugleich in Anwendung bringend, seine Sprache von Fehlern reinigt.

Ich habe Personen kennen gelernt, welche sich durch solche Lehr- oder Lernweise in einigen Monaten eine fremde

Sprache völlig zu eigen machten. Nur so eine leichte, spielende Art der Erlernung konnte es dahin bringen, daß die allermeisten Personen der besseren Stände Polens, namentlich die Damen, zwei bis drei verschiedene Sprachen sprechen. Wollte man einer Polin für die Marter der auf unseren Gymnasien gebräuchlichen langweiligen Lehrweise, die am Ende doch nicht ein Mal eine gehörige Sprachfertigkeit verschafft, den Besitz einer Sprache versprechen, sie würde sicherlich für einen so mühselig zu erlangenden Besitz danken. Ich habe polnische Damen kennen gelernt, die sich mit einer eben solchen Leichtigkeit in zwei bis drei fremden Sprachen bewegten, als in ihrer Muttersprache. Keine dieser Damen hatte sich einer einst gehabten Bonne oder Gouvernante zu rühmen; alle hatten die Sprachen auf die angegebene Art erlernt. Hätten sie sich Jahre lang quälen sollen, wie es die meisten deutschen Schüler und Schülerinnen zu thun gezwungen sind, sie würden statt drei nicht eine einzige fremde Sprache erlernt haben. Diese leichte, spielende Weise aber machte ihnen das Erlernen mehrer Sprachen möglich, weil sie reichliche Annehmlichkeiten bot. — Die ersten Paar hundert Worte hilft der Reiz der Neuheit einlernen. Sind sie eingelernt, so wird schon nach Möglichkeit gesprochen. Dies Sprechen theilt der Schülerin den Wahn mit, sie könne schon, wenigstens gewisser Maaßen, sprechen. Dieser Wahn verursacht, wie jeder Wahn, Freude. Diese steigert sich, jemehr die Schülerin ihre Zunge locker werden fühlt. Die wachsende Freude steigert das Interesse an der Sache, und dies giebt die Ausdauer.

Eine Merkwürdigkeit der Vielsprachigkeit und ungemei-

nen Sprachfertigkeit wegen war mir die Gräfin H., deren Gemahl in der Revolution ein Opfer der zwei ersten gesetzlosen Tage wurde. Sie sprach vier fremde Sprachen mit so gleicher Fertigkeit, daß sie, auf Veranlassung ihres ungemein lebhaften, unstäten Geistes, in ein und demselben Gespräche ganze Sätze unwissentlich bald in dieser, bald in jener Sprache redete, ohne daran zu denken, daß sie dadurch den Zuhörer in garstige Verlegenheit setze.

Auch selbst die alten Sprachen erlernt man in Polen großen Theils nach der oben angeführten Art. Ich habe selbst gemeine Leute in Polen kennen gelernt, welche lateinisch so fertig sprachen, als ihre Muttersprache; sie hatten nur kurze Zeit Unterricht gehabt.

Der Pole bezweckt bei der Spracherlernung etwas Anderes, als der Deutsche. Er will die Sprache sprechen und verstehen lernen und zwar in kurzer Zeit; der Deutsche will durch langjährige Mühe die Sprache kennen lernen. Während der Pole den Geist jedes alten Federhelden mit der größten Leichtigkeit auffaßt, weil er das Werk so lesen kann, wie eins seiner Muttersprache, müht sich der Deutsche ab, indem er nachdenkend an jedem Comma hängen bleibt. —

Das Honorar, welches der Sprachlehrer bedung, war außerordentlich bedeutend; doch lag dies nicht in der Unbilligkeit des Lehrers, sondern im Werthe des Geldes. Würde man bei uns sagen, daß man für eine Privatlection einen Silberrubel (1 Thlr. 3 Gr. 4 Pf.) bezahlt, so würde Jedermann erstaunen. Ein solcher Preis wird in Warschau noch für mäßig gehalten. Der Grund davon liegt nicht darin, daß im Verhältniß zu einer deutschen Stadt War-

schau nur wenige Sprachlehrer besitzt, sondern darin, daß das Geld im Allgemeinen nicht den Werth hat, als in deutschen Städten. In Deutschland hat sich das Geld über das ganze Land ausgebreitet; in den Dörfern sitzt bisweilen verhältnißmäßig mehr, als in den Städten, weil der deutsche Bauernstand reich ist. Anders ist es in Polen. Da der reiche und wohlhabende Adel fast in seiner ganzen Gesammtheit in Warschau seinen Sitz hat, und in den Händen des polnischen Bauernstandes fast gar kein Geld ist, so concentrirt sich natürlich aller Reichthum in Warschau. Hier ist das Geld in Ueberfluß vorhanden, und muß durch seine Masse natürlich an Werth verlieren. Gegenstände, die man in Deutschland zu einem Thaler kauft, läßt sich der warschauer Fabrikant mit dem Dreifachen bezahlen. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, der polnische Fabrikant nehme für seine schlechten Fabrikate eine drei Mal so große Summe, als der deutsche für seine hochbesteuerten, guten Fabrikate. Dadurch kommt so viel Geld in seine Hände, daß er seinen Fabrikarbeitern, umsomehr, als solcher Leute kein Ueberfluß ist, einen ungemein hohen Lohn bewilligen kann — und muß, wenn er verhindern will, daß sie von ihm hinweg und zu einem zweiten, freigebigeren Fabrikanten gehen. — Ich habe einen Bronzedrechsler gekannt, der, wenn er nur fünf Tage in der Woche arbeitete, — nirgends wird vom Handwerksstande der „blaue Montag" pünktlicher gehalten, als in Warschau — hundert und funfzehn bis hundert und zwanzig polnische Gulden (gegen zwanzig Thaler) verdiente. — Indem aber die Arbeiter eine ungeheuere Menge von Geld verdienen, beachten sie auch das Geld als einen gering=

fügigen Gegenstand, bezahlen ihre Bedürfnisse gern doppelt so hoch, als ein Handwerksmann in Deutschland, und scheuen sich nicht, es für Vergnügungen zu verschwenden, die manchem Handwerksmanne Deutschlands bis zum seligen Ende fremd bleiben. Genug, der Ueberfluß des Geldes in Warschau ist die Ursache der Nichtachtung des Geldes, welche sich bis auf die niedrigsten Classen fortpflanzt, und somit zur Allgemeinheit wird, die sich natürlich auch über die Sprachlehrer erstreckt. Die allgemeine Nichtachtung des Geldes ist die Ursache der allgemein hohen Preise, also auch derer für Sprachlectionen. Der Doktor S. z. B. ließ sich für jede englische Lection einen Dukaten in Golde zahlen. Solch ein Preis, von dem schwerlich ein deutscher Sprachlehrer eine Ahnung hat, war freilich geeignet, dem Doktor Courage und Mittel zur Instandsetzung der ungangbaren Kugelmühle zu liefern. —

Sobald mich mein Lehrer verlassen hatte, wandt ich mich zum Genuß des Mittagsmahles — es war nämlich schon unsere Gewohnheit geworden, die Reisefreundschaftsbesiegelung täglich zu erneuen — auf das Zimmer meiner Reisegefährten, wo der Candidat, von unzähligen beschriebenen und unbeschriebenen Papierbogen umlagert, der leeren Pfarre wegen der bereits funfzehnten Feder den Schnabel abkratzte. —

Der Nachmittag ging vorüber, ohne etwas Bemerkenswerthes zu hinterlassen, doch der Abend, oder vielmehr die Nacht war freigebiger mit den polnisch-russischen Merkwürdigkeiten.

Meinen Reisegefährten war die leere Pfarre so durch alle Adern gedrungen, daß sie trotz dem, daß die Stunde

schon zum Schlafengehen rief, ihrem freudewallenden Blute einen niederschlagenden Punschaufguß zu geben sich entschließen mußten. Der possirliche Doktor, als Technolog, schälte die Citronen, die Professorin besorgte die Theebrauerei; genug, so schnell, wie der Entschluß, entstand das Fabrikat.

Nach der Uhr habe ich freilich nicht gesehen, doch nach den Wirkungen zu urtheilen, die der Punsch auf unsere Magen und Köpfe ausgeübt hatte, war es gegen zwölf Uhr, also zu einer Zeit, wo man sonst keinen Besuch vermuthet, als zu unserem Erstaunen ein russischer Infanterieoffizier und mehre gemeine Soldaten ins Zimmer traten. Wir konnten uns wohl denken, daß diese uniformirten Nachtwandler andere Leute zu treffen vermuthet hatten, als wir waren. Der Offizier, oder Podporucznik (Unterlieutenant), wie er sich nannte, dem die abgeschabte Uniform bei weitem nicht so viel soldatische Würde verlieh, als er meinte, entwickelte in seiner russischen Frage, die wir leider nicht verstanden, eine ungemeine Barschheit, die er jedoch, sobald er in uns Deutsche erkannte, milderte.

Es ist mir in Polen vielfach aufgefallen, daß der russische Soldat, d. h. der Offizier — vom gemeinen Mann kann keine Rede sein — sobald er eine Person als deutsch erkennt, plötzlich sein ganzes Benehmen verändert. In dem Deutschen erblickt der russische Offizier immer einen werthen Freund. Seine Sympathie für ihn ist sehr groß und um so mehr bemerkbar, je weniger er sie zu verheimlichen sucht. Die russischen Beamteten wissen natürlich von solcher Sympathie nichts, oder wenigstens wird sie bei ihnen nicht so

sichtbar, weil bei ihnen die Lapowesucht, die nicht auf Nationenfreundschaft Rücksicht nimmt, ins Spiel tritt.

Trotz dem, daß der Podporucznik sein herrisches Benehmen änderte, richtete er doch, vielleicht um seiner Person auch in unseren deutschen Augen die gehörige Würde zu geben, die nicht eben ziemliche Frage an uns: „was Sie machen so noch spät auf? nicht erlaubt ist; solln sein in Bett.“ Er erhielt auf seine Frage vom Doktor, dem der einjährige Aufenthalt in Warschau die Art, sich mit den russischen Subalteroffizieren zu verständigen, beigebracht hatte, die direkte, sehr einfache Antwort, daß wir Punsch trinken; und in complimentloser Kürze die Erklärung, daß er mittrinken könne, wenn er Appetit habe. Dies Anerbieten schien der Podporucznik stolz zu verachten; er antwortete nicht darauf, und setzte zu seiner Erwürdigung sein inquisitorisches Fragen fort. Darauf aber machte er gegen unsre Erwartung von dem Anerbieten des Doktors Gebrauch, und zwar nach ächt russischer Weise.

Ueberhaupt war dieser Podporucznik ein wirklich eingefleischter Russe. Wäre man mit ihm in Australien zusammengekommen, man würde augenblicklich an jeder Bewegung, an jedem Atom seines Benehmens erkannt haben, welcher Nation er angehöre. Ohne alle Complimente schritt er, als er mit Ausfragen fertig war, mit höchst gleichgiltiger Miene zum Tische, sprach, ohne sich an eine einzelne Person zu richten, die Worte: „bitten Pontsch,“ putzte darauf mit einer göttlichen Familiarität das Licht, und setzte sich auf das Sopha neben die Professorin, ohne mit ihr ein einziges Wort zu wechseln. Seine Stummheit brach auch

nicht ein einziges Mal; nur seine Mienen sprachen; doch auch nicht mit uns, sondern mit dem Punsche. Jedes Glas, das ihm gereicht wurde, saugte er mit denselben Beobachtungsmienen langsam, aber ohne Zögern aus.

Die beiden gemeinen Soldaten, die an der Thür stehen geblieben waren, hatten ihren Gurgeln weniger feine Sitte eingelehrt, als ihr Vorgesetzter. Sie verschlangen den Inhalt der Gläser mit einem vollen Zuge so, wie sie den Branntwein zu genießen gewöhnt waren.

Erst als die Terrine zum inhaltlosen Wesen geworden war, erhob sich der Podporucznik, reichte uns die Hand, und ging mit dem kurzen Worte: „danken" sammt seinen Untergebenen zur Thür hinaus. —

Es war uns ein merkwürdiger Besuch. Wären uns in Deutschland solche mitternächtliche Gäste auf den Hals gekommen, wir würden sie vielleicht ohne Umstände die Treppe hinabgeführt haben; hier aber durften wir dies nicht wagen.

Derartige Besuche von Patrouillen empfängt man in Warschau sehr häufig, wenn man in einem öffentlichen Hause wohnt. Läßt man nach zehn Uhr nach Licht sehen, so muß man auch solche Gäste gewärtigen. Man behauptet in Warschau, daß diese Patrouillen zum Aufspüren geheimer, vielleicht politischer Gesellschaften ausgeschickt werden, doch scheint mir dies nicht wahrscheinlich; derartige Geschäfte mögen mehr die Obliegenheiten der geheimen Spione sein. —

Am anderen Morgen verließ mein Reisegefährte, der Candidat, mit allen Seinigen das Hotel, um sich in Kutno auf die Pastorprobe nehmen zu lassen.

Elfter Abschnitt.

Sobald meine Reisegefährten aus der warschauer Atmosphäre verschwunden waren, unternahm ich eine kleine Wanderung in der Stadt, die mich zuvörderst auf den „Krasinskischen Platz“ führte, der durch die alljährlichen Volksspiele, die das Osterfest mitbringt, bei denen so Mancher ein Paar neue Hosen oder dergleichen erklettert, so Mancher aber auch ein Paar an den Kletterstangen hängen läßt, berühmt geworden ist. Der Platz könnte eine Zierde der Stadt sein, zumal, da ihn jetzt von der einen Seite die russische Kirche verschönt, wenn er außer seiner sehr bedeutenden Größe auch eine regelmäßige Anlage besäße. Doch die beiden längsten Häuserreihen sind krumm und schief. Die Reihe, in welcher sich der Eingang zum „Krasinskischen Garten“ befindet, springt nicht nur um einige zwanzig Schritte in der Mitte vor, sondern läuft von diesem Vorsprunge an auch in einer schiefen Linie fort. Die gegenüberliegende Seite des Platzes stellt ausschließlich erbärmliche Parterre-Hütten auf, von denen das ehemalige Theaterhaus, das überdies um ein Dutzend Schritte aus der Reihe tritt, eine der schlechtesten ist. Offenbar muß es den auf der Nordseite befind-

lichen Palais, namentlich dem prächtigen Krasinskischen, sehr verdrießlich sein, in so schlechter Gesellschaft campiren zu müssen.

Diese Vermengung der herrlichsten Paläste mit den gräulichsten Hütten findet sich übrigens in Warschau fast überall, selbst auf dem schönen sächsischen Platze, und sogar auf der „neuen Welt", welche Straße die Warschauer stets namhaft machen, wenn sie ihre Heimath mit der eines prahlenden Berliners vergleichen. Aus einer Unterhaltung, die ich bei einer späteren Gelegenheit mit einem jungen Polen pflog, dürften hier einige Aeußerungen am passenden Orte sein. Der junge Mann meinte: „ja, wenn die schändlichen einzelnen Boutiquen zu Palästen aufwüchsen, wie ihre Nachbarn sind, so würde Warschau eine prachtvolle Stadt werden." Ich äußerte: „die Zeit wird das Beste thun", und er entgegnete darauf: „jetzt ist keine Zeit in Warschau, die das Beste thut."

Es ist gerade hier nicht der geeignete Ort zu Erklärung dieser Erklärung, denn wir würden dazu in das Militair-Quartier-Grund-Stuben-Schornstein-Citadellen- und Classen-Steuer-Entstehungs- und Erhöhungs-Bureau wandern müssen, was für diesen kurzen Ausflug einen allzugroßen Umweg erfordern würde. —

Wie auf fast allen offnen Plätzen Warschau's, deren Zahl sehr bedeutend ist, befand sich auch auf diesem ein tüchtiger Aufruhrerstickapparat, dort Odwach, bei uns Hauptwache genannt, der sich sowohl durch eine schwarz, weiß und roth angestrich'ne Barriere, ein Schilderhäuschen und eine große Anzahl uniformirter Maschinen dem Auge be-

merkbar, als auch durch eine schreiende Klingel, mittels welcher die auf Wache stehende Maschine ihre Collegen begeisterte, und unter das Gewehr forderte, dem Ohre vernehmbar machte. Schwerlich mochte von früh 9 oder 10 Uhr bis zum Abend eine Viertelstunde vergehen, in welcher die fatale Klingel nicht laut wurde. Der Grund davon lag in der Menge des Militairs, das sich in Warschau befand, oder vielmehr in der Menge der hochstehenden Offiziere, welche auf den Straßen herum und an der Wache vorüberspazirten, denen natürlich mittels Androhung harter Strafe die Wachmänner ihre militairische Hochachtung zu präsentiren gezwungen waren.

So unangenehm auch das Kreischen dieser Klingel ist, die die russische Wache zum Gewehr ruft, so scheint es mir doch immer noch viel erträglicher, als das häßliche „raus" Brüllen bei den preußischen Wachen. —

Da die russischen Infanteristen, die ich bisher bei anderen Wachen, oder sonst gesehen hatte, mir ihrer Kleinheit, Schlaffheit und Plumpheit wegen aufgefallen waren, so mußten mir die an dieser Wache aus entgegengesetzten Gründen doppelt auffallen. Es waren Leute aus einem auserwählten Regimente; große, breitschultrige, schöngewachsene Männer, deren ohnehin schon bedeutende Höhe durch einen sehr hohen Czakostutz noch bedeutender wurde. Auch die Haltung derselben war weit besser und kräftiger, als die ihrer meisten Collegen. Im Ganzen zeigten sie ausnahmsweise ein Aeußeres, das einen glauben machte, ein Jeder vermöge mit einem Male ein halb Mandel Franzosen, aber mit noch weniger Gefahr ein halb Mandel Commisbrode umzubringen.

Bei längerem Aufenthalte bemerkte ich, daß diese Wache, die am Schlosse und die beim Lustschloß Lazienki stets durch besonders schöne Leute bevorzugt werden. Jedenfalls geschieht dies, weil sie, an den frequentesten Plätzen gelegen, vornehmlich dem Publico in die Augen treten. —

Ich wandt mich nach dem Eingange des Krasinskischen Gartens, an welchem als Wache ein Veteran aufgestellt war, der den Verordnungen, die auf einer großen, schwarzen Tafel geschrieben standen, den Respekt erhielt. Diese Verordnungen verbieten Jedem den Eintritt, der in unanständiger Kleidung oder jüdischer Tracht sich befindet.

Wir sind in Deutschland zu glauben gewöhnt, daß die Juden in Polen, wie in Kanaan, aller Freiheit und Achtung genießen; doch es ist dies durchaus nicht der Fall. Haben sich gleich die Juden in Polen durch Geld und listige Kniffe eine bedeutende Wichtigkeit, mancherlei Rechte und Vortheile verschafft, so sind sie dennoch, wie in den meisten andern Ländern, sehr verachtet. Natürlich tragen sie selbst die Schuld ihres Looses, das ihnen ihre angeerbte Ehrgefühllosigkeit übrigens unfühlbar macht. Weder in den Krasinskischen, noch in den großen sächsischen, noch in den prächtigen botanischen Garten, noch in das Belvedere, das Constantin angelegt hat, noch auch in den großen Park des Lustschlosses Lazienki ist es einem Juden erlaubt einzutreten. Ich bin fest überzeugt, selbst der Baron Rothschild, d. h. für den Fall, daß er in jüdischer Tracht käme, würde durch den Zuruf der Schildwache: „poszedl zydowska dusza!“ zum Rückzug veranlaßt werden.

Daß man diese öffentlichen Anlagen den Juden schließt,

werden die menschenfreundlichen Männer in Deutschland, die für die Emancipation eine so große Begeisterung fühlen, freilich eine abscheuliche Unmenschlichkeit nennen; doch diese Anordnung ist höchst zweckmäßig und gut, ja, selbst dem Spruche: „Du sollst deinen Nächsten lieben“ vollkommen entsprechend. Die Lustanlagen und Volksgärten Warschau's sind jetzt die Freihafen der Christen. Wer von einem Hausirer oder sonstigen Handelsjuden, deren sich in Warschau ein großes Stück von einer Legion auf den Straßen herumtreibt, verfolgt und durch handelswüthige Bitten gepeinigt wird, und sich nirgends zu retten weiß, flieht in einen dieser Gärten, und sichert sich dadurch vor dem unverschämten Verfolger. Wollte man diese öffentlichen, schönen Anlagen den Juden öffnen, so würden sie sich mit dem ersten Tage der Erlaubniß in Trödelmärkte verwandeln, die den Lustwandelnden eine sehr schlechte Lust zur Wandlung bereiten würden. —

Ich schritt in den Garten, in dem sich bereits eine große Masse von vornehmer Welt aufgehäuft hatte. Weniger die Größe des Gartens, denn diese war mit kaum vier hundert Schritten durchschneidend ausgemessen, als die regelmäßige Anlage und schöne Ausstattung machten auf mein Wohlgefallen Anspruch. Zwei sehr breite Alleen, von dichten Linden und Kastanien eingefaßt, durchkreuzen sich, und schneiden das Ganze in vier große Theile. Zu jeder Seite der langen Hauptallee, mit ihr parallel laufend, befinden sich drei schmale, von majestätischen Linden dicht überlaubte Lustwege. Auf den beiden äußersten Seiten in dunklem Gebüsch, in dem eine Menge von Sitzen und Lauben ange=

bracht ist, zieht sich ein schmaler, durch das dicke Laubdach verdüsterter Gang, gewöhnlich der Sündenweg genannt. Diesen Weg betritt Niemand gern, der noch weiter eines guten Rufes bedarf. Die Ansicht, welche von dem Hauptwege aus das prachtvolle Krasinskische Palais, welches die ganze eine Seite des Gartens bildet, gewährt, trägt viel zur Schönheit des Ganzen bei.

Nicht allein für Augen und Füße, sondern auch für die Kehlen ist gesorgt mittels einer Pumpe, die dem Durste der Spazirgänger zu Gefallen in der Mitte des Gartens auf einem Rasenplatze erbaut ist. Ich fand sie fortwährend von Dienst= oder Kindermädchen, und hauptsächlich von einer Menge der Geschäftslosigkeit wegen lustwandelnder Stutzer belagert, welche, ihren entnervten Geldbeuteln zum Possen, ihre unerfüllbaren Bier= und Wein=Wünsche nach neumodisch vornehmem Styl mit Wasser zu dämpfen suchten. —

Der dem früher erwähnten gegenüberliegende Ausgang des Gartens ließ mich auf den „großen“ Krasinskischen, hinter dem Arsenale in Gestalt eines gleichschenklichen Dreiecks sich ausbreitenden Platz gelangen, dessen innere, mit einer Barriere umgrenzte Fläche zur Hälfte der Feuerwache zu Aufstellung ihrer Wagen und Fässer, zur anderen Hälfte den Pferdedocenten zum Schulraum diente. Von hier aus, wo ich sonst nichts Nährendes für meine Augen fand, ließ ich nach allen Kräften die Schnellkraft meiner Füße in Wirkung treten, um möglichst bald die Umgebung der Stadt zur Musterung ziehen zu können.

Meine Hoffnung, zu einer Rogatka und durch sie ins Freie zu gelangen, hatte mich getäuscht, da die Straße, welche

ich verfolgte, mich gerade auf die unüberschreitbare Linie führte, welche die Stadt begrenzt. Sie besteht aus einem Damme von ungefähr zwei Mannshöhen, der auf der Außenseite durch einen schroff eingestochenen Graben mehr als das Doppelte dieser Höhe erhält. Diese Linie ist ein Werk der allerjüngsten Zeit, geschaffen, um im Nothfalle die Stadt vor dem Angriffe des Feindes sicher zu stellen. Sie ist (die neu erbaute Citadelle ist nicht in Betracht zu ziehen, da sie kaum die schmale Weichselseite deckt) das einzige Vertheidigungswerk von Warschau. Auch selbst das Mittelalter, das in Deutschland doch jeden leidlich großen Ort mit dicken Mauern, Wallgräben und Schutzthürmen versehen hat, hat für Warschau nicht das Mindeste gethan. Die Stadt stand bis auf die letzten Zeiten völlig frei, selbst ohne Thore.

Ueberhaupt findet man in Polen schwerlich eine Stadt, die mit einer Mauer oder sonst einem mittelalterlichen Vertheidigungswerke umgeben wäre, was den Beweis giebt, daß dort ein weit friedlicheres Ritterthum existirte, als in unserem Deutschland, wo jede Stadt nothwendig eine Steinwand vor sich hinstellen mußte, damit sich die vorwitzigen Junker ihre Kriegswuth daran abstoßen konnten.

Doch nicht bloß der Vertheidigung wegen ist diese schanzartige Linie um die Stadt gezogen, sondern auch um den Schnaps-, Fleisch- und Tabak-Paschern, welche den Monopolpächtern einen großen Schaden zufügen würden, einen Strich durch die profitable Rechnung zu machen.

Diese Linie, die ich Niemandem zu überschreiten rathen möchte, der nicht der Knute zum Trotz eine Haut hat, wie der gehörnte Siegfried, ist für die meisten Bewohner der

Vorstädte ein höchst fataler Popanz. Da nämlich für die ungeheuere Ausdehnung der Linie allzuwenig Ausgänge (Rogatken) existiren (auf fast drei polnische Meilen nur acht), so sind die Bewohner der Vorstädte, die auf dem mittlen Raume zwischen zwei Rogatken wohnen, um zu ihrem jenseits der Linie liegenden Feld oder Garten, den ein Steinwurf ohne Mühe erreicht, zu gelangen, gezwungen, durch die Rogatka einen Umweg von oft mehr als einer halben Meile zu machen.

Ich würde, um die hinter der Linie liegende, von der Powonskier zur Wolaer Rogatka sich hinstreckende, ungeheuere Colonne von Windmühlen zu sehen, im Augenblicke selbst einen solchen Umweg zu machen nöthig gehabt haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, auf den Damm zu steigen. In Ansehung dieser großartigen Mühlencolonne, welche, wenn man eine Dampfmühle und wenige in anderen Stadttheilen liegende Roß- und Windmühlen unberücksichtigt läßt, ganz Warschau mit Mehl versieht, herrscht die wunderliche Sage, daß sie nie mehr als neun und neunzig Mühlen halten dürfe. Man behauptet, eine übernatürliche Gewalt halte diese merkwürdige Bestimmung in Kraft, indem sie immer die hinzugebaute, hundertste Mühle durch Feuer untergehen lasse. Ist es wirklich der Fall gewesen, daß die neu zugebaute, also hundertste Mühle mehre Male niedergebrannt ist, so dürfte der geheimnißvolle Grund wohl darin liegen, daß die alten Müller den neuen Concurrenten nicht leiden mochten, und ihn, wie der Jäger den Fuchs, durch Feuer ausbrannten. —

Der weiteren Aussicht wegen setzte ich meine Wanderung

auf dem schmalen Rücken des hohen Dammes harmlos fort. Kaum mochte ich eine Länge von zehn Minuten ausgemessen haben, als ich einen Steueraufseher, den sein kleines, dürres Pferd auf dem breiten Wege disseits der Linie mir entgegentrug, an seiner grau und grünen Dienstuniform erkannte. Jetzt erst, also bereits zu spät, fiel es mir ein, daß es verboten sein könne, sich durch die Höhe des kaiserlichen Dammes über die Niedrigkeit des breiten Schmuzweges zu erheben. Der amtliche Reiter, der recht gut wußte, daß der schroffe Graben, dessen Tiefe meine Körperlänge ein halb Dutzend Mal zu verschlucken im Stande war, mir jede Flucht unmöglich mache, kam in schlendernden Schritt herangeritten, frug mich in gebrochnem Deutsch, ob ich nicht wisse, daß den Damm zu betreten streng verboten sei, und gebot mir, ungeachtet ich meiner Unwissenheit das ein- und ausdrücklichste Zeugniß und zwar der Wahrheit gemäß ausstellte, herabzusteigen, und mit ihm zur Thorwache zu kommen. Etwas Fataleres konnte mir in der That nicht widerfahren. Ich versuchte vor Allem das bekannte Befreiungsmittel, und bot dem Menschen Geld an; doch es schien ihm mehr daran gelegen zu sein, sich bei seinem Vorgesetzten in gutes Ansehen zu setzen. Er weigerte unerwarteter Weise die Annahme des Geldes, und verlangte all meinen Bitten zum Trotz, daß ich ihm folge. Ich gestehe, nie in meinem Leben war mir eine Wanderung so ehrenrührig, als die neben dem dürren Rosse des unerbittlichen Aufsehers, dem ich übrigens das Zeugniß geben muß, daß er, abgesehen von seinem hartnäckigen Bestehen, mich mit aller Artigkeit, die sonst nicht in dergleichen russischen Uniformen zu finden ist, behandelte.

Der Gedanke, als Delinquent mit der russischen Behörde in Berührung zu kommen, entwickelte höchst unheimliche Gefühle in meiner Innerlichkeit. Zu meinem Troste erkannte man meine Unfähigkeit für Sibirien. Der Oberbeamtete des Rogatken-Wach-Bureaus war rechtlich genug, mich bloß mit einigen Lebensregeln in Bezug auf kaiserliche Dämme und — das Bemerkenswertheste — den Worten abzufertigen: „es hat nichts zu bedeuten, gehen Sie ohne Sorge; aber geben Sie erst dem Aufseher ein Trinkgeld.“ —

Da ich gefürchtet hatte, daß mir durch die Abwesenheit meiner Reisegefährten der Abend öde und unterhaltungslos werden werde, war es mir nicht eben unangenehm, daß mich mein wasserpolnischer Kutscher, der sich noch immer in Warschau aufhielt, zu einer abendlichen Wanderung aufforderte. Seine Aeußerung: er wolle mich auf einen der niederträchtigsten Plätze von Warschau führen, schreckte mich natürlich zurück; doch ich faßte mich wieder in dem Gedanken, daß es meine Pflicht sei, Polen und mit ihm Warschau nicht bloß von der schönen, sondern auch von der schlechten und schlechtesten Seite zu beobachten.

Wir wanderten durch die Altstadt Warschau, die sich durch Unreinlichkeit und häßliche Bauart der Häuser höchst unrühmlich von den neueren Stadttheilen unterscheidet. Die Schmuz- und Kehrighaufen, die uns minütlich vor die Füße stießen, machte uns die dichte Dämmerung zu sehr halsbrecherischen Feinden. Zwischen Stacketen, liederlichen Hütten und was sonst noch die Dunkelheit in unserer Nähe verbarg, krabbelten wir auf einem schmalen, steilen Fußwege, dessen an sich schon sehr gefährliche Treppenstufen zum gro-

ßen Theil fehlten oder zerbrochen waren, von dem Berge nieder, der auf seinem Scheitel den Markt der Altstadt, auf seinen Hüften die berüchtigte Birkengasse und auf seinem Fuße die jüdischen Holzhöfe trägt. Der Weg zog sich über gefährliche Stege und morastige Tümpel hart an der Weichsel hin zu der sogenannten Fuhrmannsstraße, deren Häuser sich noch vor der Hälfte in einzelnstehende, halbzerstürzte hölzerne Hütten verwandelten. In eine dieser Hütten führte mich der Kutscher.

Gestank, Unflath und eine außerordentlich zahlreiche jüdische Familie waren die bemerkbarsten Gegenstände, die das Zimmer enthielt. Augenblicklich entfernten sich sämmtliche Personen bis auf zwei freche, jüdische Dirnen, die neben der Kunst der schamlosesten Hingebung, Taschendieberei und alle ähnliche Künste zu üben verstanden.

An diesem scheußlichen Orte, an dem sich nur Menschen aufhielten, deren Menschthum, in Bestialität verwandelt, nothwendig auf alles Nahe sein Gift träufeln mußte, erhielten die Kinder des jüdischen Hüttenbesitzers ihre Erziehung. Dies darf man wirklich schauderhaft nennen. Dergleichen Diebes- und —-Höhlen sind ohne Frage Schandflecken einer Stadt, aber die Erziehung der Kinder in ihnen ist wahrlich ein Schandfleck der Menschheit, den die Obrigkeit, wenn anders sie den ganzen Umfang ihrer Obliegenheiten kennt, auszuwaschen nicht zögern sollte. Ist es, wie man behauptet, wirklich eine Nothwendigkeit, Bordells existiren zu lassen, so sollte meiner Meinung nach die Obrigkeit wenigstens darauf halten, daß sie nicht durch Zusammenfluß aller möglichen Scheußlichkeiten so tief herabsänken, daß durch sie der

ohnehin schon viehische Sinn der polnischen niederen Volksklasse, welche natürlich allein von solchen Höhlen Gebrauch macht, noch viehischer würde, und zweitens, daß unter keiner Bedingung Kinder in ihnen erzogen würden. Wenn die Obrigkeit erwägt, daß ihre größte Pflicht die Veredelung des Volkes ist, so, scheint mir, sollte es ihr leicht werden, auf das Concessions- und Steuergeld eines Bordells zu verzichten, und dem Hausbesitzer, wenn er kleine Kinder besitzt, die Erlaubniß zu Haltung eines Bordells zu weigern, oder, im Falle ein heimlicher Bordellbetrieb nicht zu hindern wäre, die Concession zu ertheilen, aber — keine Obrigkeit hat dazu mehr Kraft als die polnische — sämmtliche unerzogene Kinder hinwegzunehmen, als Waisen zu betrachten und im Findelhause oder sonst fern von der Sündenhöhle der Aeltern erziehen zu lassen. Gewiß wäre die Wohlthat, die durch solche Maaßregeln die Obrigkeit der Judenschaft, die allein solche Schandwinkel unterhält, für künftige Generationen erwiese, von hohem Werthe. Was für nützliche Menschen könnten aus den Kindern gebildet werden, die in dem Schandhause der Aeltern gleich in der zartesten Jugend das jedes edle Gefühl erstickende Gift der gräulichsten Laster mit den Augen einzusaugen gezwungen sind.

Hatte ich mir gleich vorgenommen, Alles auf meinen Reisen mit der größten Unbefangenheit zu beobachten, so konnte ich doch nur einige Minuten in dem Giftdunst dieser jüdischen Boutique aushalten. Mein Begleiter hätte sich vielleicht länger aufgehalten, doch er sah mich gehen, und hielt es für Pflicht, mir zu folgen. Der Rückzug aber wurde ihm nicht so leicht, als er mir geworden war. Die frechen

Dirnen suchten ihn durch Schmeichelei zu halten; da er dieser aber nicht Gehör leistete, wurde die Sache ernstlich. Auf ein gegebenes Zeichen kamen der Herr oder Besitzer der Schandhöhle und seine jüdische Ehehälfte, begleitet von den neugierigen Kindern, herzu. Man hielt den Kutscher fest, und wollte ihn zwingen, entweder von der Hingebung einer der liederlichen Dirnen Gebrauch zu machen, oder für den bloßen Besuch einen polnischen Gulden zu bezahlen. Diese Forderung motivirte der Jude durch die Aeußerung: wenn die Thürschwelle abgelaufen sei, brauche er Geld, eine neue machen zu lassen. Die verweigerte Zahlung brachte einen heftigen Zank hervor, den ich, obgleich ich schon ziemlich entfernt in der Straße stand, deutlich vernehmen konnte. Der bedrängte Kutscher hatte Courage genug, dem Zank dadurch ein schnelles Ende zu machen, daß er seine gewichtvollen Fäuste nach allen Seiten in die jüdischen Mäuler fliegen ließ, und sich auf die Flucht begab. Seine sämmtlichen Gegner stürzten hinter ihm her, rafften vor der Hütte Straßenkoth auf, und entwickelten unter skandalösem Geschrei ein schmuziges Bombardement.

Derartige Scenen hat man Gelegenheit in den warschauer Stadttheilen, die sich am linken Weichselufer hinziehen, am hellen Tage täglich zu sehen. Fast in jeder Straße dieser Stadttheile findet man solche jüdische Schandhöhlen, welche sich der obrigkeitlichen Bewilligung zu erfreuen haben. Die außerordentlich große Zahl derselben giebt nicht eben ein rühmliches Zeugniß für die Sittlichkeit der niederen Stände. Die meisten Besucher haben diese Bordells an den russischen Soldaten, namentlich den Tscherkessen, welche durch höheren

Sold mehr, als die übrigen Soldaten zu Frequentirung derselben befähigt werden.

An dem Militair, sagte man mir, wagen die in diesen Bordells befindlichen Dirnen nie ihre diebischen Künste. Ein Soldat könne bei sich haben, was er wolle, er habe daran keinen Verlust zu fürchten; er könne selbst Etwas unwissentlich zurücklassen, er erhalte es doch ohne Mühe wieder; doch ein Civilist komme sehr selten unbestohlen davon.

Diese Behauptung erhielt sogar an dem Kutscher einen Beleg. Man hatte ihm bei der skandalösen Affaire nicht allein das Taschentuch entwendet, sondern auch boshafter Weise der Krämpe seines weißen Hutes einen Schnitt mit einer Scheere beigebracht.

Gewöhnlich halten die Inhaber dieser Bordells zugleich in einem anderen Stadttheile ein Trödelgeschäft, wodurch sie die gestohlenen Gegenstände in Geld umwandeln, oder sie stehen mit irgend einem jüdischen Trödler in Verbindung. Die Dirnen sind eigentlich nur Nebensache, oder Hauptsache, insofern sie das Lockfutter sind. Zur eigentlichen Hauptsache des sauberen Geschäftes wird das Stehlen gemacht. Die meisten Diebe, sowohl von der jüdischen, als christlichen Bevölkerung, stehen auch mit diesen Bordells in Verbindung. In denselben haben sie ihre Versammlungsorte und zugleich ihre Hehlwinkel. Wird in Warschau etwas gestohlen, in diesen Häusern kann man es gewöhnlich wiederfinden. —

Wir gingen nach der Weichselbrücke, von der wir jedoch der Dunkelheit wegen nichts weiter, als die gewaltige Länge mit den Füßen erkennen konnten. Doch wären uns auch all ihre Merkwürdigkeiten sichtbar gewesen, wir würden auf ihr

nicht haben länger verweilen dürfen, wenn wir uns, da es bereits nach zehn Uhr war, nicht der Gefahr aussetzen wollten, in die Hände einer russischen Patrouille zu gerathen.

Nirgends sind die Patrouillen mehr gefürchtet, als in Warschau, wo man nach zehn Uhr Abends fast in jeder Straße einer begegnet. Dieselben haben zwar die Weisung, anständig gekleidete, stille, also unverdächtige Nachtwandler ungestört ziehen zu lassen, doch sie richten sich nach dieser Weisung zu wenig, und machen es sich zu oft zum Vergnügen, gerade gutgekleidete Personen, in deren Taschen sich etwas erwarten läßt, unter irgend einem Vorwande festzuhalten. Will man sich nicht lange hudeln lassen, so giebt man nach Vermögen ein Paar Groschen oder Gulden Lösegeld, wofür die Soldaten ihrem Magen einen Schnapsjubel bereiten. — Die Cavalleriepatrouillen lassen sich dergleichen willkürlichen Durst nicht so leicht zu Schulden kommen, als die Infanteriepatrouillen, denen es natürlich weniger umständlich ist, Jemanden beim Kragen zu fassen. —

Als wir von der Brücke aus die lange, bergan steigende Böttigerstraße hinaufwanderten, erschreckte uns die kratztönige Stimme eines sogenannten Budniks durch den Anruf „Schto idiot.“ Mein Begleiter, der diese russischen Worte durch die Aehnlichkeit, die sie mit dem polnischen „Kto idzie“ (wer geht? wer da?) haben, verstand, antwortete nach der Sitte: „Swóy“ (Seiner, so viel als: ein Hiesiger oder: Gut' Freund).

Nichts ist dem Fremden in Warschau auffallender, als die kleinen breternen, mit den russichen Farben überstrichenen Häuserchen, deren eins sich fast an jeder Straßenecke und auf

jedem freien Platze präsentirt. Sie sind nicht höher, als fünf bis sechs Ellen, und nicht größer, als nöthig ist, um eine Stube von etwa fünf Quadratellen zu bilden. Der ganze Inhalt eines jeden solchen, den Namen „Buda" (Bude) führenden Häuschens besteht aus einer Lagerbritsche, die zwei Personen auf sich nehmen kann, zwei Sesseln, einem Tische und einem Oefchen.

Eine jede solche Bude haben drei russische Soldaten (Budnik) inne, die nie abgelöst werden, sondern für immer ihren behaglichen Wohnsitz behalten. Einer dieser Budniks muß fortwährend vor der Bude auf Wache stehen. Im Sommer lösen sich diese drei Budniks wechselsweise alle fünf, im Winter alle zwei Stunden ab.

Diese Budniks bilden eine besondere Militairklasse, die in Gesammtheit unter dem Befehle des Platzmajors und eines eigends für sie bestimmten Capitains steht, der, da sich die Budniks nie vereinigen können, zu Inspicirung von einer Bude zur anderen fahren muß. Für die Buden eines jeden einzelnen Stadttheiles giebt es auch noch Unteroffiziere, welche verpflichtet sind, Tages und Nachts die Budenwachen ihres Distriktes zu controliren.

Die Aufstellung der Buden an den Straßenecken und Plätzen ist so eingerichtet, daß die auf Wache stehenden Budniks sich sehen und einander lautlose Signale geben können. Ein Zeichen, welches der Budnik an dem Ende der Marschallstraße giebt, kann sich in Zeit von einer Viertelstunde bis zu dem eine Meile entfernt stehenden Budnik an der Marimonter Rogatka fortpflanzen, und sich in vielleicht kaum einer halben Stunde sämmtlichen Hauptwachen der Stadt mitthei-

len. So sind die Budenlinien eigentlich Zweige der Hauptwachen, und bilden in ihrer Gesammtheit ein Beobachtungsgespinst, das die Stadt durchzieht, in dem jede einzelne Hauptwache einen besonderen Centralpunkt bildet, ohne jedoch den Zusammenhang des Ganzen zu beeinträchtigen.

Diese russische Erfindung ist bei den jetzigen Verhältnissen Warschaus ohne Frage von großer Zweckmäßigkeit. Sonst hält man in Warschau dieses Institut für ein unbedeutsames Wesen, indem man glaubt, daß die Budniks keine Obliegenheit weiter haben, als Unordnungen in den Straßen, z. B. Prügeleien, die der Verkehr mit den Juden häufig erzeugt, zu verhindern; — diese Meinung mag wohl absichtlich ausgebreitet worden sein — doch wenn man die Aufstellung der Buden aufmerksam beobachtet, muß man sich nothwendig überzeugen, daß dem Institute ein weit größerer Zweck vorliege. Allerdings haben die Budniks auch den Befehl, auf Ordnung in den Straßen zu sehen. Entwickelt sich eine Prügelei, so müssen sie die Prügelhelden zu dem Commissair des Stadttheiles bringen; sehen sie einen Doroszkarz oder einen Holz- oder Wasser-Wagen ohne Nummer fahren, so ist es ihre Pflicht, denselben anzuhalten und — dies ist die Obliegenheit der beiden müßig in der Bude sitzenden Budniks; der Wachhabende verläßt nie seinen Platz — zum Rathhaus zu führen. Doch dies sind nur Nebengeschäfte, also solche, welche dem Budenwachwesen nicht die Bestimmung gegeben haben.

Zu dem Budendienste wählt die Behörde nur alte russische Soldaten, und wo möglich solche, welche sich durch ein pfiffiges Ansehen vor anderen hervorthun. Dieser letzte Punkt

macht freilich die Wahl etwas schwierig; nicht dadurch, daß alle russische Soldaten ein pfiffiges Ansehen hätten, sondern weil an solchen Leuten ein bedeutender Mangel ist. Von diesem Mangel aber kommt es, daß die meisten Budniks ungemein unbehilfliche und verblüffte Menschen sind, die sich sogar bei dem gemeinen polnischen Volke, das sonst selbst nicht allzuviel Gelenkigkeit und Pfiffigkeit besitzt, durch plumpe Haltung lächerlich gemacht haben. Es giebt keine Militairklasse, welche beim Volke in weniger Respekt stände, als die der Budniks. Nicht selten ist es der Fall, daß bei Prügeleien der Budnik, der sie schlichten will, selbst Prügel bekommt, und, um nicht einen Ueberfluß dieser Waare aufzuladen, sich stillschweigend in seine Bude zurückziehen muß. Selbst die grün und rothe Uniform, und selbst die lange Hellebarde und der Schnurrbart reichen nicht hin, diesen unbeholfenen Kriegshelden Achtung zu verschaffen.

Wenn man von dem Aeußeren eines Menschen auf sein Inneres schließen darf, so, glaube ich, darf man behaupten, daß die Pfiffigkeit dieser Budniks bei einem vorkommenden wichtigen Falle schwerlich die Probe mit No. I. bestehen werde. —

Nachdem wir noch eine bedeutende Verirrung in der häßlichen, winklichen Altstadt durch einen viertelstündigen Umweg ausgeglichen hatten, gelangten wir glücklich zum Hotel.

Zwölfter Abschnitt.

Der Verlust, den ich durch die Abreise meiner Reisegefährten erlitten hatte, ersetzte sich mir auf nichterwartete Weise durch den Einzug meines Lehrers M—ski in das Hotel. Durch nichts hätte mir derselbe ein erwünschteres Geschenk machen können, als durch seinen Wunsch: mit mir ein Zimmer zu bewohnen. Von einem vertrauten Umgange mit ihm durfte ich mancherlei Aufschlüsse erhalten, und an der Person selbst manche polnische Sitte kennen lernen.

Die Schließerin, von der wir ein größeres Zimmer verlangten, als das war, welches ich bisher bewohnt hatte, bat uns, eine kurze Zeit Geduld zu haben, bis der Graf *** durch seine Abreise seine Wohnung zur Aufnahme eines Zweiten eingerichtet haben werde.

Von den vier Zimmern, welche der Graf inne hatte, oder welche ihn inne hatten, bestimmten wir für uns bescheiden nur eins, jedoch das größte, das obendrein noch dadurch einen besonderen Werth erhielt, daß es durch lange Wochen der Aufenthaltsort weiblicher Schönheiten, nämlich der Gemahlin des Grafen, seiner Tochter und deren Gouvernante gewesen war.

Sobald die gräfliche Kutsche die gräfliche Herrschaft zum Thore hinaustrug, begannen wir unsere Uebersiedelung. Eine so gräfliche Hinterlassenschaft in dem Zimmer zu finden, hätten wir nicht geglaubt. Wir hatten kaum die Füße über die Schwelle gesetzt, als wir zu unserem Erstaunen außer den immobilen Mobilien, unter denen ich Sopha, Tische, Spiegel, des Gegensatzes wegen auch Stühle, Ofengabel und Stiefelknecht verstehe, auch eine unbeschreibliche Menge von höchst mobilen Mobilien verspürten. — Vielleicht werden es meine Leser, oder doch meine verehrten Leserinnen nicht recht fein finden, daß ich es mir erlaube, von Flöhen zu berichten; doch die Flöhe gehören, glaube ich, behaupten zu dürfen, zu der polnischen Nationalität, oder richtiger, zu den Eigenthümlichkeiten des Landes, und somit können sie unmöglich unerwähnt bleiben; auch glaube ich um so weniger Anstand mit diesem Flohberichte nehmen zu müssen, als, wenn ich mich recht besinne, bereits die Läuse in Erwähnung gewesen sind. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, doch der Floh ist immer noch ein viel edleres Thier; er ist dem allgemein beliebten Känguru zu vergleichen, während die schleichende, gefräßige Laus das Seitenstück der heimtückischen, verhaßten Hyäne ist — also: das gräfliche Zimmer war so entsetzlich angefüllt mit Flöhen, daß sich schwerlich meine deutschen Leser einen Begriff davon machen können. Ich wußte mich nirgends zu lassen, retirirte auf das Sopha, und von da auf den Tisch, und gewährte dadurch meinem Lehrer, der vermöge seiner polnischen Haut weniger von dem kleinsortigen Thierreich litt, ein Schauspiel, worüber er sich todt lachen wollte. Eine solche Masse von Flöhen hatte ich in meinem

Leben noch nie beisammen gefunden. Es wird manchem meiner Leser übertrieben scheinen, doch es ist es wirklich nicht: die Thiere sprangen nicht dutzend- sondern schockweis über einander hinweg und unter einander herum; der Fußboden sah von ihnen so schwarz gesprenkelt aus, als ob Monate lang ein Tabacksschnupfer seine narkotische Waare auf ihn ausgesäet gehabt hätte. Wie eine Gräfin in einem solchen Zimmer hatte wohnen können, war mir bei meiner vorläufig noch sehr geringen Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten des polnischen Landes ein unauflösliches Räthsel.

Eine zweite Merkwürdigkeit des gräflichen Zimmers waren die durch monatelang aufgehäufte Fliegennachlässe undurchsichtig gewordenen Fensterscheiben. Wahrlich ihre Undurchdringlichkeit war so groß, daß die spitzigsten Sonnenstrahlen nicht im Stande waren, die Herablassung der Rauleaux nöthig zu machen. Wie die Gräfin hatte mit nur menschlichen Augen durch diese Scheiben sehen können, war eben so schwer zu errathen, als das Flohräthsel.

Als die Schließerin das Zimmer reinigte, verlor eine Menge von Papierschnitzel-Staub und Läppchen-Haufen, die sich unter dem Ofen und den Meubles befand, ihre Existenz. Wahrscheinlich waren aus diesen Häufchen beim Einpacken zur gräflichen Abreise die Flöhe aufgescheucht worden.

Die Schließerin erzählte, daß in den elf Wochen, welche der Graf zu Controlirung seiner in der Nähe von Warschau befindlichen Fabriken hier verweilt habe, die Zimmer nicht ein einziges Mal gereinigt worden seien; man habe es thun wollen, doch die Gräfin habe es sich mit dem Bedeuten: sie

lasse sich von Staub und Kehren nicht gern incommodiren, verbeten.

Gewiß mehr, als der Reiz an der Unreinlichkeit, mag die übergroße Bequemlichkeit der polnischen Hausfrauen der Grund der Unreinlichkeit sein, die selbst in den vornehmsten Hausständen ihren Sitz hat. Die vornehme Frau bleibt lieber gemächlich auf ihrem Sopha sitzen, und vertreibt alle Augenblicke ein Mal durch Schuppen die Flöhe, die in ganzen Colonnen an den Strümpfen in die Höhe krabbeln, als daß sie ihre Ruhe wöchentlich ein Mal durch Scheuern und Reinigen der Zimmer beeinträchtigen ließe. Der Mensch, sagt man, erträgt lieber viele kleine Leiden, als ein großes. Dieser Spruch findet in der That eine Bestätigung bei den polnischen Hausfrauen.

Nirgends hat sich die Unreinlichkeit mehr zur Gewohnheit gemacht, und nirgends ist diese Gewohnheit allgemeiner geworden, als in Polen. Wie in den niedrigsten, so in den mittelen und hohen Ständen findet man dieselbe Unreinlichkeit. Man kann, ohne die Wahrheit zu beleidigen, behaupten, daß sie dem Polen eine Nothwendigkeit, ein Bedürfniß geworden sei. Er hält sie sogar für ein nützliches Wesen. Ich kann dafür einen Beleg aus meinen mich betreffenden Erfahrungen geben: Ich mußte in Warschau ein Logis verlassen, weil ich es trotz dem Verbote der Wirthin an jedem Sonnabend scheuern ließ. Die Wirthin, eine reiche, polnische Dame, erklärte mir offen, daß sie das Scheuern nicht dulden könne, weil dadurch Dielen und Balken ihres Hauses dem Verfaulen ausgesetzt würden. Von einer solchen Befürchtung würde sie natürlich nichts gewußt haben, wenn

öfteres Scheuern und Reinigen in ihrem Lande Sitte gewesen wäre.

Der Pole kann nicht anders, die Gewohnheit zwingt ihn, er muß in der häßlichsten Unreinlichkeit leben; — demungeachtet auch im Glanze. Er ist der Mann der Extreme. Wie sein Geist in Extremen lebt, so muß auch sein Körper in ihnen leben. Er kann nicht durch die Fensterscheiben sehen, weil sie von monatelangem Staub und Fliegenschmuz überzogen sind, aber vor diesen verschmuzten Fenstern hängen Gardinen von schwerer, kostbarer Seide; in seinem Saale muß ein prachtvoller Kronleuchter hängen, aber der Staub darf fingerdick auf ihm liegen, und das Spinngewebe in langen Faden herunter hängen; er sitzt am Tische und speist womöglich von silbernen Tellern, und unter dem Tische beißen ihm die Flöhe die Füße ab. In solcher Gewohnheit lebt im Allgemeinen der Pole; durch dieselbe macht er sich kenntlich. Hätten wir nicht von der Schließerin erfahren, daß der Graf und seine zarten Weiblichkeiten polnischer Abkunft waren, an Fenstern, Flöhen, Staub- und Läppchen-Häufchen würden wir es haben erkennen können.

Ein Deutscher, der schon mehre Jahre in Warschau gelebt hatte, mit dem ich in späteren Zeiten bekannt wurde, versicherte, er wolle, wenn man ihn in Warschau in hundert verschiedene deutsche, russische und polnische Wirthschaften führe, jedes Mal die polnische erkennen.

Daß es, der Behauptung dieses Deutschen zum Trotz, Hausstände giebt, die von der Schmuzregel eine Ausnahme machen, kann keinem Zweifel unterliegen. —

Die Herbeischaffung unseres Gepäcks, das Auskehren

der polnischen Sitte, überhaupt die Erschaffung der Ordnung, d. h. so weit sie in dem Zimmer von Reisenden zulässlich ist, hatten den vollen Mittag herbeigebracht, der mir nach den Anstrengungen, die der Umzug verursacht hatte, sehr willkommen war. Mittels der Hungerklingel wollte ich eiligst das Mittagsmahl auf das Zimmer rufen, doch mein Stubengenosse appellirte gegen mein Unternehmen. Der Sitte des Landes oder der Stadt, in welcher man wohne, meinte er, müsse man ihr Recht widerfahren lassen, ob man ein Fremder oder Einheimischer sei.

Diese Sitte, der zu Gefallen mein Stubengenosse der von mir bewegten Hungerklingel den Mund verbot, hat ihren Sitz nur in Warschau, und besteht darin, daß ledige Männer nicht in demselben Gasthofe speisen, in dem sie wohnen. Die Polen sind ein eigenthümliches Völkchen; bei dem allergewöhnlichsten Dinge haben sie ihr Aber, und auf dies halten sie, wie der Mensch auf das im Körper Bleiben seiner Seele. Wir Deutsche sind andrer Natur; wir haben bei nichts ein Aber, wenn nicht etwa unsere Bequemlichkeit ein Aber zu nennen ist. Wohnen wir in einem Hotel, so wäre es uns am liebsten, die Garküche wäre gleich vor der Stubenthür. Den ledigen Polen läßt seine Sitte die Nähe des Küchenduftes, so süß oder wonnig sauer er auch sein mag, verschmähen; sie führt ihn, wenn anders nicht besondere Umstände ihn binden, in ein entferntes Speisehaus, und giebt ihm durch die Bewegung den zu einem polnischen Mittagsmahle erforderlichen starken Appetit. Der Speisewirth des Hotels hat dadurch keinen Schaden, denn er findet an den Bewohnern eines anderen Hotels seine Gäste.

Auch die Freiheitsliebe ist die Gebärerin einer die Hungerangelegenheiten betreffenden Sitte. Der ledige Pole bindet sich, wenn er nicht etwa durch eine hübsche weibliche Bedienung gebunden wird, an kein bestimmtes Speisehaus. Heute beglückt er seinen Magen hier, morgen dort und übermorgen wieder wo anders, und dies nennt er „vornehm.“ Der Speisehauswirth hat dadurch das Vergnügen, täglich andere Physiognomien zu beobachten. —

Meinem polnischen Stubengenossen zu Gefallen ehrte ich die polnischen Sitten. Wir verließen das Hotel, und wanderten, um das zu erlangen, was wir so nahe hatten, einen stundenweiten Weg zu dem Speisehause des durch seine vortrefflichen Kochproducte berühmt gewordenen Parandon. Hätten wir noch keinen Appetit gehabt, das Aushängeschild würde ihn uns verschafft haben, an das der Geldhunger des Wirthes einen hungrigen Vielfraß hat malen lassen, dessen entsetzlich geöffneter Schlund einigen gebratenen Kuh-, Ochsen- und Schweine-Vierteln den Untergang droht. Gemälde können zu Wollust, zu Wehmuth, zu Thränen und zum Lachen reizen, und so konnte auch dieser gemalte Vielfraß uns zu Appetit reizen, indem er unseren Neid aufwiegelte.

In keiner Stadt sucht man so sehr durch die Werke der edlen Malerkunst Hunger, Durst und weitere zahlpflichtige Begierden der Menschheit anzuregen, als in Warschau. Die Schlesier haben zwar den Kniff, durch schönkünstlerische Producte auf den schöngeistigen Gaumen der Menschen zu wirken, schon ziemlich der Vollkommenheit nahe gebracht, doch die Warschauer noch näher. Bei den Inhabern der warschauer Schnapsläden reicht es nicht hin, eine Flasche und

ein Glas ihrer Ladenthür aufzubürden; sie hängen Schilder, die ein halbes Stockwerk verdecken, auf, auf denen sich ganze Keller mit Fässern gefüllt befinden. Den Inhaberinnen der Kaffeestuben scheinen Buchstaben allein zu unkräftige Wirkungsmittel; sie lassen durch Transparents, die mit überschwellenden Kaffeetassen und brausenden Punschgläsern gefüllt sind, die Lichtstrahlen in die menschlichen Gaumen stechen. Den Apothekern, denen bis 1840 mit heilsamen Liqueuren Schenkwirthschaft zu treiben erlaubt war, genügt nicht die einfache Ladenüberschrift „Apteka", sie hängen auch die alten Götzen mit Schlangenstab und Becher in ehemaliger Lebensgröße an die Ladenthüren. Die Speisewirthe lassen es nicht mehr bei einer Suppenterrine und der Ueberschrift bewenden; sie malen gebratene Ferkel, Schweinsköpfe und alles mögliche Entzückende an ihre Fensterladen. Unser gegenwärtiger Wirth hatte es von allen Speisewirthen am Weitesten gebracht. Er hatte nicht auf die Fensterladen, sondern auf ein Schild, das weit in die Straße hinausragte, nicht nur colossale Braten, sondern auch einen colossalen Vielfresser gemalt, den Niemand ohne ein Empfängniß von Schauder oder Hunger ansehen konnte.

Keinem Zweifel kann es unterworfen sein, daß man nirgends besser, als in Warschau, die schöne Malerkunst fürs praktische Leben zu benutzen versteht. —

Der Vielfraß hatte zu stark auf uns gewirkt, als daß wir nicht hätten wünschen sollen, so schnell als möglich in dem Speiselocale vor dem Original der am Schilde prangenden Ochsen- und Schweins-Viertel zu sitzen; doch die Erfüllung unseres Wunsches verzögerte sich durch drei Bettler,

welche der Hausflur eine durch Barmherzigkeit zu erweiternde Enge beigebracht hatten. Von den drei hilfsbedürftigen Leuten war einer ein Deutscher, der, wie er behauptete, bei der Nagelschmiedeprofession nicht so viel verdienen konnte, um seine sechs Kinder und deren Mutter zu ernähren. Seinen Worten nach wäre das Betteln in Warschau einträglicher, als ein Handwerk; seine Worte führten uns aber einen gewaltigen Schnapsduft zur Nase, und dadurch wurde seine Angabe berichtigt.

Die Bettler haben, oder hatten (1840, als man die Ankunft des Kaisers erwartete, wurden sie aufgegriffen, in die Citadelle gesperrt und in nützliche Menschen verwandelt, indem sie zur Theilnahme am Festungsbau gezwungen wurden) eine förmliche Zunft, die sich ohne Zweifel auf das Privilegium stützte, das ihnen die Barmherzigkeit der katholischen Kirche zu ihrer Ehre und andrer Leuten Unkosten gegeben hatte. Vor den Kirchenthüren fand man diese Leute in dreißig, vierzig Mann-, und Frauenstarken Colonnen. Die Kirchen waren ihre Hauptsitze, die Eingänge zu Gastwirthschaften ihre Filiale. Ein großer Theil der Bettler theilte sich auch für einen der beiden Plätze ab; z. B. sehr alte Leute behaupteten unveränderlich ihren Wirkungskreis an der Kirche; junge, die noch kräftige Füße unter sich fühlten, hielten es lieber mit den Speise- und Schenkwirthschaften, wo sie sogleich die Gaben der Liebe in die Quelle des Lebens versenken konnten. Der Freitag war ihnen heiliger, als den Juden das goldne Kalb in der Wüste. An diesem Tage waren ihnen Privathäuser, Kaufläden und alle Locale geöffnet. Wirklich heerdenweis belagerten sie an diesem Tage die Kauf-

läden so, daß die Kaufleute gezwungen waren besonders Leute zu Austheilung des Geldes anzustellen. Die directe Bettelerlaubniß am Freitag verwandelte natürlich auch eine Menge von Menschen, welche an anderen Tagen ein reelles Geschäft trieben, in Bettler so, daß die Zahl der Bettler am Freitag drei und vier Mal so groß war, als an anderen Tagen. Die halbe Bevölkerung der Vorstädte fand man des Freitags in der Zahl der Bettler. — Ein reicher Kaufmann machte sich das Vergnügen, dem Geschick, das ihm einen unerwarteten, bedeutenden Gewinn hatte zu Theil werden lassen, dadurch seinen Dank zu beweisen, daß er ein Jahr lang jedem Bettler des Freitags zehn polnische Groschen (20 Pfennige) reichen ließ. Er hat versichert, daß, wenn er diese dankbare Barmherzigkeit noch fünf Jahre hätte fortsetzen wollen, er keinen Rock, vielleicht nicht ein Mal die Haut auf dem Leibe würde behalten haben.

Auch in dieser Classe der warschauer Einwohnerschaft gab es Leute von Ruf. Zwei alte, aber noch rüstige Männer, die stets mit einander gingen, waren durch ihre schönen Stimmen zu einem solchen Ansehen gelangt, daß ein — in Warschau — berühmter Maler sich bewogen fühlte, sie auf Leinwand zu zaubern, und dadurch die Kunstausstellung zu verherrlichen. Einer dieser beiden Bettler sprach vortrefflich lateinisch, und besaß werthvolle Kenntnisse. Das Ungewöhnliche, das wissenschaftliche Bildung in der Bettlerkutte besitzt, hatte ihn bei den Mittelständen in Ansehen gesetzt, bei den vornehmen beliebt gemacht. Der Graf Led—owski, einer der verehrungswürdigsten Männer, die ich in Polen kennen gelernt habe, machte sich ein Vergnügen daraus, den

gelehrten Bettler stundenlang auf seinem Zimmer zu haben, und sich mit ihm in lateinischer Sprache zu unterhalten. —

Sobald wir die drei Bettler beseitigt hatten, schritten wir in das Speiselocal, dessen beide gut ausgestatteten Stuben so mit Gästen angefüllt waren, daß wir keinen Platz fanden und uns vorläufig an den Bildern ergötzen mußten, mit denen der Kunstsinn des Wirthes sich an den Wänden aufgehängt hatte. Endlich empfahlen sich mehre Gesättigte, und wir konnten uns niederlassen und mit aller Bequemlichkeit die drei niedlichen Mädchen beobachten, die in ihrer eminenten Geschwindigkeit, mit der sie die gebende Küche und die nehmenden Tische bedienten, ein weit angenehmeres Bild lieferten, als der steife, ölfarbene Tyroler-Bube mit dem Lamme auf dem Rücken, den der Wirth eines Goldrahmens werth gehalten hatte. Auf den Flügeln des Gesanges, den drei böhmische Mädchen und ihre Harfen erzeugten, fuhren die Bissen so schnell in unsere Magen hinab, daß wir nach kaum einer halben Stunde das Local wieder verlassen konnten.

Wir schritten durch die häßliche Trompeterstraße zu der krakauer Vorstadt, die man, wenn sie nicht krumm und bald breit, bald enge wäre, ihrer Gebäude wegen für eine der schönsten Straßen Warschaus halten dürfte. Hier fanden wir eine wahre Fluth von Menschen und Wagen, die sich zum Theil die Straße aufwärts, zum Theil abwärts wälzte. Nicht drei Schritte weit waren wir im Stande zu gehen, ohne ausweichend entweder uns dicht an die Häuser andrücken, oder vom Trottoir herab in den Fahrweg treten zu müssen, wo wir in jeder Minute befürchten durften, die zermalmende Kraft der vorüberjagenden Doroszken und Staatsequipagen

an unserem Körper zu empfinden. Nicht die große Menge der Waarenhandlungen, welche sich auf der „krakauer Vorstadt" befindet, ist die Ursache der ungemeinen Lebendigkeit, sondern die Sitte der warschauer Einwohner. Wäre die Menge der Handlungen die Ursache, so würde es in anderen Straßen leer sein; doch dies ist nicht der Fall; dasselbe Leben das man auf der „krakauer Vorstadt" findet, findet man in allen Hauptstraßen Warschaus. Ich habe keine deutsche Stadt kennen gelernt, welche eine solche Lebendigkeit besäße, wie Warschau. Von früh neun Uhr an befindet sich der größte Theil der Einwohnerschaft auf der Straße. Die polnischen Edelleute gehen, sobald sie nur das Bett verlassen haben, zu einem Kaffeehause, und füllen somit die Straßen. Die polnischen Damen begeben sich, sobald ihr Negligée auf dem Fußboden des Zimmers und Sammet und Seide auf ihren Körpern liegen, in die Straßen, in denen sie, bis ihr Magen Heimweh bekommt, lustwandeln.

Die ungeheuere Menge von Damen in den Straßen von Warschau ist jedem Fremden auffallend. Von früh bis zum Abend sieht man diese statiösen Grazien in Massen durch die Straßen ziehen, und aus jedem Mode- und Galanterie-Waarengeschäft Stoff zur Unterhaltung saugen.

Auch der ehrbare Handwerksstand trägt sein Theil zu der ungemeinen Lebendigkeit der Stadt bei. Die Gesellen verdienen übermäßiges Geld. Wenn sie drei, höchstens vier Tage wöchentlich arbeiten, so haben sie schon für ihre Bedürfnisse zum Ueberfluß verdient. Einige Tage in der Woche können sie, ohne Hunger fürchten zu müssen, feiern, und diese Feier besteht im Umhertreiben in den Straßen, im Be-

suchen aller Kaffee= Bier= und Schnapswirthschaften und in anderen feierlichen Handlungen, die zur Belebung der Stadt beitragen. —

Wir bewegten uns so gut, als es Drangsal, Quetschung und Verstopfung erlaubten, nach dem Sigismunds=Platze, in dessen Nähe wir die Ehre hatten, dem Fürsten Paskiewicz zu begegnen. Er fuhr in einer leichten Jagdkalesche, mit nur zwei Pferden. Erkenntlich war er durch seine Bedeckung, die aus vier Tscherkessen und einem Beireiter bestand. Die Tscherkessen bilden seine Leibwache; sie begleiten ihn überall. Keinem anderen General ist Tscherkessen=Begleitung gestattet. Der Kriegsgouverneur muß sich mit drei, und der Oberpolicmeister (Civilgouverneur) mit zwei Kosaken begnügen. Den übrigen Generalen wird von Seiten des Staates keine Bedeckung gegeben.

Wie ein Herold, ging dem Fürsten der vielfältige Ruf: „Mützen ab", den die diensteifrigen Polizeidiener ausströmen ließen, vorauf. Das ängstliche Entblößen der Köpfe war ungemein auffallend, aber erklärlich durch die Einsperrung ins Gefängniß, die, wie man mir erzählte, schon mehren Personen ihrer unbeugsamen Hüte wegen zu Theil geworden war. Vor anderen Generalen den Hut seine Achtung beweisen zu lassen, ist den Einwohnern Warschaus nicht zum Gesetz gemacht, und so empfängt auch kein anderer Huldigungen. —

In einer Entfernung von vielleicht sechshundert Schritten folgten dem Fürsten fünf Regimenter russische Soldaten, die wahrscheinlich vor ihm Musterung gehabt hatten, und nun leichten Herzens in ihre Casernen zurückkehrten. Die ersten Regimenter, welche Infanterie enthielten, gaben uns

eine schlechte Meinung von der Fähigkeit der gemeinen Russen zum Soldatenstande. Die Menschen stürzten fast über ihre eignen Füße, so unbehilflich und schwerfällig waren sie. Sicherlich haben die preußischen Landstürmer sammt ihren Heugabeln, Dreschflegeln und langen Latten ein kriegerischeres, kräftigeres Ansehen gehabt, als diese russischen Infanteristen, in deren Knochen die jämmerliche Schlaffheit nichts, als saueren Barszcz und Wodka vermuthen ließ. Wäre Wallenstein ein russischer Infanterist gewesen, er hätte gewiß nicht, ohne ein Lügenmaul zu sein, sagen können: „doch innen, im Marke lebt die schaffende Gewalt.“

Wie die Gemeinen, hatten auch die Offiziere, vorzüglich die Subalternoffiziere, ein sehr unvortheilhaftes Aeußere. Sie gaben sich zwar Mühe, ihre Füße ein wenig sträffer und moderner zu bewegen, als ihre Untergebenen, die wie Bäre humpelten, und obendrein so unbeholfen waren, daß, wenn einer aus dem gesetzmäßigen Schritte kam, die ganze Mannschaft in eine Unordnung gerieth, die sämmtlichen Stiefelabsätzen den Verlust ihres rechtmäßigen Sitzes drohte, doch reichte dies lange nicht hin, ihnen ein Ansehen zu geben, wie es die Infanterieoffiziere anderer Länder besitzen. Sie sahen aus, wenn ich das sagen soll, was ich bei ihrem Anblick empfunden und gedacht, als seien sie von dem Ackerpfluge hinweg direct unter die Epaulets getreten. Auch von Eleganz schienen sie, oder doch ihre Uniformen wenig zu wissen. Wir sahen nur wenige, die man als Ausnahmen betrachten durfte.

Ganz anders, als die Infanterie, präsentirte sich die nachfolgende Cavallerie, die aus blau und gelben und blau und

blauen Ulanen bestand. Sie enthielt kräftige, große Leute, die die Knute, wie ihre Haltung bewies, besser verstanden hatten, als die Infanteristen. Die Offiziere waren fast ohne Ausnahme große, schön gewachsene Männer, die in jeder Bewegung ihren pferdelosen Collegen Hohn sprachen.

Vielleicht in keinem Lande Europa's begünstigt man die Cavallerie und vernachlässigt man die Infanterie so sehr, als in Rußland. Die schönsten, gewandtesten Leute theilt man der Cavallerie zu; die Infanterie muß selbst schief gewachsene und einäugige annehmen.

Für den Offizierstand der Cavallerie wählt man, zum Theil auch darum, weil er einen größeren Aufwand erfordert, die reichsten Personen, die gewöhnlich auch — eine Folge des Reichthums — eine bessere körperliche und geistige Bildung besitzen, als die armen Teufel, die dem Offizierstande der Infanterie zu Theil werden. Ein großer Theil von diesen ist nichts weiter zu führen im Stande, als den Säbel in der Scheide. Die Feder ist ihm selbst bei der Unterzeichnung des Namens durch drei Kreuze ein schwieriges Instrument. Je größer die Unwissenheit und Unbildung der meisten Infanterieoffiziere sind, um so größer sind ihr Stolz und ihr Streben, sich einen Schein von großer Bildung zu geben. Und dadurch ist natürlich dieser Offizierstand in Polen in das lächerlichste Licht gesetzt worden. Man hat eine Menge Anekdoten gebildet, die für die klug scheinen wollende Unwissenheit der russischen Infanterieoffiziere Beispiele oder Beweise liefern sollen. Z. B. erzählt man, es sei ein russischer Offizier in eine polnische Buchhandlung gekommen, wo seine Neugierde besonders ein Ballen Löschpapier interessirt habe.

Mit gelehrter Miene zeigt er auf den Ballen, und fragt: „schto ete?“ (Was ist dies?) Der Buchhändler antwortet: „Bibula“ (Löschpapier). Der Offizier kennt das polnische Wort nicht, hält es für den Namen eines Schriftstellers und ruft gelehrt thuend: „Ah! jam czytal, znaje, znaje, slawne dzielo“ (Ah, ich habe es gelesen, ich kenne es wohl, es ist ein berühmtes Werk). —

Unter den verschiedenen Cavalleriegattungen werden wieder die Ulanen, deren wir eben einige Regimenter an uns vorüber reiten sahen, besonders bevorzugt. Ihre Offiziere sind fast durchgängig Söhne vornehmer kurländischer Familien, die körperlich und geistig zum größten Theil vortrefflich gebildet sind. Ueberhaupt spielen die Kurländer im russischen Offizierstande eine sehr ehrende Rolle.

Der ungeheuere Militairzug hatte uns fast eine halbe Stunde aufgehalten. Jetzt suchten wir die Versäumniß wieder einzubringen, indem wir unsere Schritte zum Hotel mit vergrößertem Maaßstabe maßen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Den Rouleau herablassen = Let down the blind

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goehring, Carl

Polen unter russischer Herrschaft

Bd.: 1

Leipzig (1843)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.133-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449160-2